

Cécile
Werkanalyse eines literarischen Suizids
unter dem Gesichtspunkt soziologischer
Handlungsmodelle

Inaugural-Dissertation
der Philosophischen Fakultät
der
Universität zu Köln

Stephan Thiel

Erstprüfer: Prof. Dr. Volker Neuhaus
Zweitprüfer: Prof. Dr. Dr. h.c. Walter Pape

Köln, September 2011

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.....	2
Abbildungsverzeichnis.....	5
I. Einführung und Überblick.....	6
II. Literatur und Soziologie: Der Forschungsansatz und seine theoretisch-methodologische Begründung.....	8
1 Zum Verhältnis von Literatur und Soziologie	9
1.1 Eine kurze geschichtliche Gegenüberstellung von Literatur und Soziologie	9
1.2 Funktionen der Literatur für die Soziologie	10
1.3 Funktionen der Soziologie für die Literatur	12
1.4 Fragestellung und Erkenntnisziele für die Werkanalyse	13
2 Das Erklärungsmodell: Methodologische Grundlagen und methodische Implikationen	14
2.1 Methodendualismus und das einheitswissenschaftliche Modell.....	15
2.2 Hermeneutik als hypothetisch-deduktive Methode	16
2.3 Begriffsklärung verschiedener Arten von Aussagen	17
2.4 Das deduktiv-nomologische Modell.....	19
2.5 Normische Aussagen oder Normalfallhypothesen.....	21
2.6 Zusammenfassung	22
3 Literarische Fiktion und ihr Verhältnis zur Wirklichkeit	23
3.1 Definition fiktionaler Texte	23
3.2 Zur Theorie der literarischen Fiktion als ‚make-believe-Spiel‘	24
3.3 Prinzipien zur Generierung fiktionaler Wahrheiten.....	25
3.4 Bestimmung des Möglichkeitsspielraums anhand von Fiktivitätsfaktoren	27
3.5 Literarische Figuren und reale Personen	28
3.6 Zusammenfassung	32
4 Fontanes literarische Konzeption und die inhaltliche Verortung des Romanwerks.....	33
4.1 Der Begriff des ‚Realismus‘ in der Literaturgeschichte	33
4.2 Fontanes Konzeption des ‚poetischen Realismus‘	34
4.3 Fontanes Kriterien der Darstellung der Wirklichkeit in der Kunst.....	37
4.4 Fontanes Kriterien der Figurenkonzeption	38
4.5 Die Stellung des Erzählers und des Autors in Fontanes Werk	40
4.6 Fontanes Gesellschaftsroman und die Thematik des Suizids	42
4.7 Zusammenfassung	44
5 Soziologische Suizidtheorien als Bezugsschema für literarische Handlungsverläufe.....	45
5.1 Die Anfänge der soziologischen Suizidforschung: Emile Durkheims ‚Le Suicide‘	45
5.2 Kurze Zusammenfassung weiterer Suizidtheorien	49
5.3 Allgemeine Eigenschaften strukturell-individualistischer Erklärungen	50

5.4	Die strukturell-individualistische Suizidtheorie von Lindner-Braun.....	52
5.5	Zusammenfassung	63
III.	Werkanalyse unter dem Gesichtspunkt soziologischer Handlungsmodelle	64
1	Einführung in das Werk ‚Cécile‘	65
1.1	Der Entstehungskontext des Romans ‚Cécile‘	65
1.2	Literatursoziologischer Kontext zum Entstehungszeitpunkt	68
1.3	Zeitgenössische Kritik und Selbstaussagen Fontanes zum Roman ‚Cécile‘	70
1.4	Die Erzählstruktur: ‚Cécile‘ als analytische Erzählung	72
1.5	Zusammenfassung	79
2	Céciles Suizidhandlung: War es überhaupt ein Suizid und wenn ja, wie wurde er vollzogen?.....	80
2.1	Analytischer Rahmen: Bestimmung und Verlauf einer Suizidhandlung	80
2.2	Literarische Beobachtung: Céciles Suizid	81
2.3	Analytischer Rahmen: Die Wahl der Suizidmethode	83
2.4	Literarische Beobachtung: Céciles Methodenwahl	84
2.5	Zusammenfassung	86
3	Céciles Suizidneigung: Was waren die Gründe?.....	87
3.1	Analytischer Rahmen: Bestimmung und Ausprägung einer Suizidneigung	87
3.2	Literarische Beobachtung: Die Ausprägung von Céciles Suizidneigung	89
3.2.1	Mögliche Anreize für die Suizidhandlung.....	89
3.2.2	Mögliche Anreize für das Weiterleben.....	94
3.3	Zusammenfassung	97
4	Die Motivationsstruktur: Welche Ursachen bestimmt Cécile für zentrale Ereignisse und welche Ansprüche stellt sie an ihr Leben?	98
4.1	Analytischer Rahmen: Kausalattributionen	98
4.2	Literarische Beobachtung: Céciles Ursachenerklärungen	100
4.3	Analytischer Rahmen: Anspruchsniveaupräferenzen	102
4.4	Literarische Beobachtung: Céciles Anspruchshaltung	104
4.4.1	Céciles Zielvorstellungen hinsichtlich Leistung.....	104
4.4.2	Céciles Zielvorstellungen hinsichtlich Macht.....	105
4.4.3	Céciles Zielvorstellungen hinsichtlich Affiliation	109
4.5	Zusammenfassung	113
5	Situative Randbedingungen: Wie wurde Céciles Motivationsstruktur durch die Umwelt geprägt?.....	114
5.1	Analytischer Rahmen: Die Informationsstruktur.....	114
5.2	Literarische Beobachtung: Céciles Vergleichsinformationen	116
5.3	Analytischer Rahmen: Der Handlungsspielraum.....	121
5.4	Literarische Beobachtung: Céciles Handlungsspielraum	122
5.5	Analytischer Rahmen: Der Sozialisationsprozess	126
5.6	Literarische Beobachtung: Céciles Sozialisation.....	126
5.7	Zusammenfassung	130
6	Gesellschaftliche Integration: Wie ist Cécile im Rahmen sozialer Institutionen in die Gesellschaft eingebunden?.....	131
6.1	Stigmatisierungseffekte	133

6.1.1	Analytischer Rahmen: Bestimmung und Ausprägung eines Stigmas.....	133
6.1.2	Literarische Beobachtung: Céciles Stigma	135
6.1.3	Analytischer Rahmen: Das soziale Umfeld eines Stigmatisierten.....	136
6.1.4	Literarische Beobachtung: Céciles soziales Umfeld.....	137
6.1.5	Analytischer Rahmen: Persönliche Identität und Informationskontrolle.....	141
6.1.6	Literarische Beobachtung: Céciles persönliche Identität und Informationskontrolle....	143
6.1.7	Analytischer Rahmen: Ausgleichsrituale.....	147
6.1.8	Literarische Beobachtung: Céciles Ausgleichshandlung.....	148
6.1.9	Zusammenfassung	149
6.2	Ehre und Duell	150
6.2.1	Analytischer Rahmen: Die gute Gesellschaft	150
6.2.2	Literarische Beobachtung: Die gute Gesellschaft in ‚Cécile‘	152
6.2.3	Analytischer Rahmen: Ehre und Ehrerbietung	154
6.2.4	Literarische Beobachtung: Ehre und Ehrerbietung in ‚Cécile‘	157
6.2.5	Analytischer Rahmen: Die Duellkultur im Deutschen Kaiserreich.....	160
6.2.5	Literarische Beobachtung: Das Duell in ‚Cécile‘	163
6.2.7	Zusammenfassung	166
6.3	Historischer und politischer Kontext.....	167
6.3.1	Analytischer Rahmen: Der Kulturkampf	167
6.3.2	Literarische Beobachtung: Der Kulturkampf in ‚Cécile‘	169
6.3.3	Analytischer Rahmen: Die Polen im Deutschen Reich	173
6.3.4	Literarische Beobachtung: Céciles polnische Herkunft.....	174
6.3.5	Analytischer Rahmen: Die Welfen im Deutschen Reich.....	176
6.3.6	Literarische Beobachtung: Die Welfen in ‚Cécile‘	177
6.3.7	Analytischer Rahmen: Die Stellung der Frau im Deutschen Reich.....	179
6.3.8	Literarische Beobachtung: Céciles Stellung als Frau und herausragende Schönheit	180
6.3.9	Zusammenfassung	182
6.4	Liebesemantik.....	183
6.4.1	Analytischer Rahmen: Der Attributionskonflikt in Intimbeziehungen.....	183
6.4.2	Literarische Beobachtung: Der Attributionskonflikt zwischen Gordon und Cécile	184
6.4.3	Analytischer Rahmen: Die Bedeutung des ersten Gunstbeweises.....	186
6.4.4	Literarische Beobachtung: Die Denkmalszene und ihre Bedeutung.....	187
6.4.5	Analytischer Rahmen: Romantische Liebe und der Exzess	188
6.4.6	Literarische Beobachtung: Gordons Liebesvorstellung.....	190
6.4.7	Zusammenfassung	193
6.5	Zusammenfassung	194
7	Dynamisierung des motivationstheoretischen Ansatzes: Céciles Suizidkarriere bei progressiv sich verstärkenden Meidungstendenzen	196
IV.	Zusammenfassung und Bewertung der Ergebnisse.....	199
Anhang	202	
Literaturverzeichnis.....	203	
Lebenslauf.....	209	

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Allgemeines Modell strukturell-individualistischer Erklärungen (Quelle: Lindner-Braun 2007, S.59).....	51
Abbildung 2: Handlungstheoretische Erklärung für Suizid (Quelle: eigener Entwurf).....	54
Abbildung 3: Handlungs- und Ergebnismodell (Quelle: Lindner-Braun 1990, S.28).	80
Abbildung 4: Handlungsmodell zur Erklärung suizidaler Handlungen und suizidaler Dispositionen (Quelle: Lindner-Braun 1999, S.62)	196

I. Einführung und Überblick

„Für die Unglücklichen muß man schreiben; diejenigen die im Besitz des Glückes dieser Welt sind, unterrichten sich nur durch die eigene Erfahrung und die allgemeinen Ideen in allen Dingen, erscheinen ihnen als eitler Zeitverlust. Nicht also ist es mit den Leidenden: Für sie ist das Nachdenken der sicherste Zufluchtsort, und getrennt durch das Unglück von den Zerstreuungen der Gesellschaft, prüfen sie sich selbst und suchen wie der Kranke auf dem Bette der Schmerzen, welches die am wenigsten drückende Lage ist, die sie sich verschaffen können. Durch das Uebermaß des Unglücks entsteht der Gedanke zum Selbstmord und nicht genug wird diese Frage können ergründet werden, da sie auf das innigste mit der sittlichen Organisation des Menschen verwebt ist“ (Anne Louise Germaine de Staël-Holstein 1813).

Nach Camus (1997) gibt es nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem – den Selbstmord und die damit verbundene Frage, ob sich das Leben lohne oder nicht. Fest steht: Suizidale Handlungen sind ein universelles Phänomen der Menschheitsgeschichte. Zu allen Zeiten und in allen Kulturkreisen wurde über Selbstmorde berichtet. Das Interesse am Selbstmord, als eine dem Menschen vorbehaltene Handlung, lässt sich somit bis zu den Anfängen der Kulturgeschichte zurückverfolgen (Lindner-Braun 1990, S.17). Entsprechend häufig setzte sich auch die Literatur mit dieser Thematik auseinander. Gerade Theodor Fontane (1819-1898) wandte sich in seinem Romanwerk verstärkt diesem Phänomen zu: Sieben seiner 17 epischen Werke enden mit dem Suizid einer Hauptfigur. Obwohl es in der Sekundärliteratur unumstritten ist, dass ein zentraler Darstellungsanspruch Fontanes in der Schilderung gesellschaftlicher Prozesse und Phänomene liegt – so bezeichnet etwa Müller-Seidel (1975) Fontanes belletristisches Werk als ‚Soziale Romankunst‘ –, fehlen bisher weitestgehend Interpretationen vor dem Hintergrund realwissenschaftlicher Erkenntnisse aus der Sozialforschung. Ausgehend von diesem zentralen Anspruch soll innerhalb dieser Arbeit der Suizid der Figur Cécile aus Fontanes gleichnamigem Werk vor dem Hintergrund soziologischer Suizidtheorien interpretiert werden. Hierdurch soll einerseits eine systematische Interpretation der Suizidhandlung der Figur gewährleistet und andererseits ein Vergleich zwischen Fontanes literarischer Darstellung und Erkenntnissen aus der Sozialforschung ermöglicht werden.

Dieses Vorgehen, das natürlich nur eine mögliche Form der Literaturinterpretation darstellt, bedingt verschiedene methodische und methodologische Implikationen, die im folgenden **Teil II** ausgeführt werden. Hierfür wird zunächst auf das allgemeine Verhältnis von Literatur und Sozialwissenschaft eingegangen und dargestellt, welche möglichen Funktionen die Literatur für die Soziologie und die Soziologie für die Literatur wahrnehmen kann (Kapitel 1). Anschließend wird das für die Textinterpretation verwendete hypothetisch-deduktive Erklärungsmodell erörtert. Grundsätzlich sollen aus der verwendeten soziologischen Suizidtheorie Hypothesen abgeleitet werden, die anschließend innerhalb einer literarischen Beobachtung untersucht werden (Kapitel 2). Um zu ergründen, inwiefern Literatur sich überhaupt auf die Wirklichkeit bezieht bzw. welchen Regelmäßigkeitsannahmen literarische Handlungsverläufe unterliegen, wird der Begriff ‚Literatur‘ zunächst auf fiktionale Erzähltexte begrenzt. Im Kontext dieser Arbeit stellen fiktionale Werke intentional geprägte Erzähltexte dar, die im Rahmen eines ‚make-believe-Spiels‘ fiktionale Wahrheiten generieren. Da sich nicht alle Erzähltexte für die Anwendung realwissenschaftlicher Erkenntnisse eignen, wird versucht über intrinsische

Fiktivitätsfaktoren eine Eingrenzung zu erreichen (Kapitel 3). Anschließend wird Fontanes literarische Konzeption des ‚poetischen Realismus‘ dargestellt. Im Mittelpunkt steht hierbei die Frage, auf welche Weise er die Wirklichkeit in seinem Werk abbildet und welche Kriterien er zur Figurenkonzeption heranzieht. Zudem wird auf seine Beschäftigung mit gesellschaftlichen Prozessen und insbesondere auf die Thematik des Suizids in seinem Werk eingegangen (Kapitel 4). Als Bezugsschema für die Interpretation des literarischen Handlungsverlaufs wurde die soziologische Suizidtheorie von Christa Lindner-Braun (1990) ausgewählt (Kapitel 5).

In **Teil III** soll schließlich die Analyse der Werkes ‚Cécile‘ erfolgen. Zunächst wird eine Einführung in den Roman gegeben, wobei der Entstehungskontext, das literatursoziologische Umfeld zur Zeit der Veröffentlichung, zeitgenössische Kritiken und Aussagen des Autors sowie die Erzählstruktur des Romans reflektiert werden (Kapitel 1). Anschließend wird die Suizidhandlung der Figur Cécile untersucht. Hierbei wird der Frage nachgegangen, ob es sich tatsächlich um einen Suizid handelt und welche Suizidmethode angewandt wurde (Kapitel 2). Um die Suizidneigung der Figur zu erfassen, werden im Folgenden mögliche Anreize diskutiert, die sie mit dem Weiterleben oder dem Suizid verbunden haben könnte (Kapitel 3). Warum das Weiterleben für die Figur solch eine abschreckende Wirkung besitzt, wird anschließend über die Motivationsstruktur der Figur erklärt. Diesbezüglich werden einerseits ihre Ursachenerklärungen für Ereignisse und andererseits ihre Zielvorstellungen untersucht (Kapitel 4). Anschließend wird erörtert, inwiefern der soziale Kontext die Motivationsstruktur der Figur geprägt hat. Zu diesem Zweck werden die Informationsstruktur und der Handlungsspielraum nachverfolgt, in denen Fontane seine Figur verortet hat. Darüber hinaus werden ihre Sozialisationserfahrungen thematisiert (Kapitel 5). Um die allgemeine gesellschaftliche Integration von Cécile nachzuvollziehen, wird ihre Einbindung in spezifische soziale Institutionen anhand vier zentraler Faktoren untersucht. Erstens wird Céciles Integration in ihr soziales Umfeld in Hinsicht auf Stigmatisierungseffekte erörtert. Zweitens werden durch die Zuordnung der Figur in die Oberschicht der Gesellschaft normative Verhaltensmodelle bezüglich der zeitgenössischen Ehrauffassung aufgezeigt. Drittens wird der politische und historische Kontext erörtert, in dem sich die Figur Cécile aufgrund ihrer Attribute verorten muss. Viertens wird versucht anhand zeitgenössischer Verhaltensmodelle für Intimbeziehungen zu erklären, warum die Beziehung zwischen Cécile und Gordon zu einem Eklat führt (Kapitel 6). Anschließend werden die gewonnenen Erkenntnisse in einem dynamischen Handlungsverlauf dargestellt (Kapitel 7).

In **Teil IV** erfolgt eine Zusammenfassung und die Bewertung der Ergebnisse aus der Werkanalyse.

II. Literatur und Soziologie: Der Forschungsansatz und seine theoretisch-methodologische Begründung

Dieser **Teil II** beschäftigt sich mit der allgemeinen theoretisch-methodologischen Begründung des hier verfolgten Forschungsansatzes. Zunächst wird in **Kapitel 1** das Verhältnis von Soziologie und Literatur untersucht, wobei der maßgebliche Fokus auf Beziehungen zwischen realwissenschaftlichen Theorien und Inhalten von Erzähltexten liegt. Hierbei werden mögliche Funktionen dargestellt, die die Literatur für die Soziologie und die Soziologie für die Literatur leisten kann. Anschließend wird das zentrale Vorhaben dieser Arbeit präzisiert, nämlich eine Werkanalyse des Romans ‚Cécile‘ von Fontane unter dem Gesichtspunkt der soziologischen Suizidtheorie von Lindner-Braun und weiterer soziologischer Handlungstheorien zu vollziehen. In **Kapitel 2** erfolgt die allgemeine wissenschaftstheoretische Einordnung des verfolgten Erklärungsansatzes im Rahmen des kritischen Rationalismus. Als zentrale Methode der Textanalyse wird hierbei ein hypothetisch-deduktives Vorgehen angestrebt. Mit Hilfe des deduktiv-nomologischen Modells sollen aus den allgemeinen Gesetzhypothesen der Suizidtheorie Hypothesen für die Werkanalyse gewonnen werden, die anschließend innerhalb des Erzähltextes überprüft werden. **Kapitel 3** befasst sich mit der Frage, inwiefern fiktive Erzähltexte überhaupt einen Bezug zur Wirklichkeit besitzen, bzw. welche Erzähltexte sich generell für die Anwendung realwissenschaftlicher Theorien eignen. In diesem Zusammenhang wird auf die Theorie der literarischen Fiktion als ‚make-believe-Spiel‘ zurückgegriffen und erörtert, auf welche Weise sich innerhalb eines Erzähltextes ‚fiktionale Wahrheiten‘ bilden. Weiterhin wird versucht über ‚Faktoren der Fiktivität‘ eine Eingrenzung von Erzähltexten zu erreichen, die sich für eine Anwendung realwissenschaftlicher Theorien eignen. Anschließend wird die Frage erörtert, inwiefern sich literarische Figuren und reale Personen überhaupt hinsichtlich ihres Handelns vergleichen lassen. **Kapitel 4** beschäftigt sich mit der allgemeinen literarischen Konzeption und dem darstellerischen Anspruch des Autors Theodor Fontane. Ausgehend vom literaturgeschichtlichen Konzept des ‚Realismus‘ wird Fontanes spezifische Auffassung des ‚poetischen Realismus‘ aufgezeigt. Hierbei spielt besonders die Frage eine Rolle, auf welche Art und Weise Fontane die Wirklichkeit in einem literarischen Kunstwerk darstellen will. Des Weiteren wird die spezifische Form der Konzeption von Figuren und ihrem Handeln nachvollzogen. Anschließend wird die jeweilige Stellung des Erzählers und des Autors im Romanwerk Fontanes reflektiert. Nach diesen Darstellungskriterien wird auf die inhaltliche Thematik der Gesellschaftsromane Fontanes eingegangen und hierbei besonders Fontanes Beschäftigung mit dem Phänomen Suizid hervorgehoben. **Kapitel 5** dient der Darstellung soziologischer Suizidtheorien, die in der Arbeit als Bezugsschema für literarische Handlungsverläufe verwendet werden sollen. Ausgehend von der klassischen Studie von Emile Durkheim werden weitere Ansätze zur Erklärung des Phänomens abgehandelt. Einer kurzen Einführung in die allgemeine Form strukturell-individualistischer Erklärungen folgt die Suizidtheorie von Lindner-Braun, die in der anschließenden Werkanalyse als analytischer Rahmen zur Erklärung der Suizidhandlung der Figur Cécile dienen soll.

1 Zum Verhältnis von Literatur und Soziologie

Zentrales Anliegen dieser Arbeit ist die systematische Interpretation und Erklärung der Suizidhandlung der Figur Cécile in Fontanes gleichnamigem Werk. Als Erklärungsansatz sollen realwissenschaftliche Erkenntnisse aus der soziologischen Suizidforschung auf die literarische Darstellung Fontanes angewendet werden. Dieses Vorgehen, das natürlich nur einen möglichen Ansatz der Werkanalyse darstellt, bedingt die Frage nach dem Verhältnis von Literatur und sozialwissenschaftlicher Theorie¹. Anders ausgedrückt: Inwiefern lassen sich realwissenschaftliche Theorien und literarische Darstellungen überhaupt miteinander vereinbaren und welche Erkenntnisziele lassen sich daraus ableiten? Hierfür wird zunächst eine kleine geschichtliche Einführung zum Verhältnis von Literatur und Soziologie gegeben. Anschließend werden mögliche Funktionen der Literatur für die Soziologie und der Soziologie für die Literatur erörtert. Abschließend werden die für den Kontext dieser Arbeit relevanten Fragestellungen und Erkenntnisziele präzisiert.

1.1 Eine kurze geschichtliche Gegenüberstellung von Literatur und Soziologie

Die relativ junge Wissenschaft Soziologie etablierte sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als eigenständige universitäre Disziplin. Es gehört zu den Grundüberzeugungen der Fachgeschichte, die Entwicklung der Soziologie im Sinne einer ‚Krisenwissenschaft‘, d.h. als Reaktion auf die vielschichtigen Umbrüche und Wandlungsprozesse in Europa zu verstehen (Kuzmics/Mozetič 2003, S.19f). Die Soziologie trat zu ihrer Gründerzeit mit dem Anspruch auf, diese gesellschaftlichen Entwicklungen erklären und vorhersagen zu können, ja sogar bisweilen diese kontrollieren zu können. Gleichfalls musste sich die noch junge Disziplin gegenüber anderen akademischen Disziplinen und auch gegenüber der Literatur behaupten. Denn zur gleichen Zeit setzte sich in der Literatur der Typus des realistischen Romans durch, der ganz ähnliche Zielsetzungen vertrat (Kuzmics/Mozetič 2003, S.2). Wie Wolf Lepenies in seiner Studie ‚Die drei Kulturen‘ aufzeigt, entstand ein lehrreiches Miteinander, aber vor allem auch Konkurrieren um die Beschreibung und Deutung der Gesellschaft². Heutzutage kann die Soziologie in ihrem Anspruch ‚objektive‘ Forschung zu betreiben auf ein Repertoire von quantitativen und qualitativen Methoden zurückgreifen. Die Literatur hingegen muss zumindest mit wissenschaftstheoretischen Vorbehalten bezüglich ihrer Kriterien zur Erfassung der empirischen Wirklichkeit leben.

¹ Hierbei liegt der Fokus allein auf der Beziehung zwischen dem Inhalt eines Erzähltextes und soziologischen Theorien. Mögliche Funktionen der Soziologie zur Analyse des Produktionskontextes von Literatur, die Gegenstand der Literatursoziologie sind, bleiben unerwähnt.

² Wolf Lepenies untersucht diese Konkurrenz zwischen sozialwissenschaftlichen Forschern und einer aus Autoren und Kritikern bestehenden literarischen Intelligenz anhand der drei Länder Frankreich, England und Deutschland (Lepenies 1985).

1.2 Funktionen der Literatur für die Soziologie

Welchen Stellenwert kann Literatur für soziologische Fragestellungen einnehmen? Eine mögliche Funktion wäre gegeben, wenn Literatur reale Beobachtungen bereitstellen und damit wissenschaftliche Theorien bestätigen oder verwerfen kann. Unter dieser Voraussetzung könnte der ‚Fall Cécile‘ einerseits konforme Ereignisse liefern, d.h. das Werk würde die realwissenschaftliche Theorie über Suizid bestätigen. Andererseits müsste bei diskrepanten Ereignissen die jeweilige Theorie verworfen werden. Ein solches Vorgehen wäre allerdings äußerst problematisch, weil Literatur zumeist explizit Fiktion ist und dies auch gewissermaßen ihren Mehrwert darstellt³. Literatur kann jedoch, z.B. die Systematik und Triftigkeit einer Beobachtung betreffend, zumindest reichhaltiges Anschauungsmaterial liefern. Diese Verwendung von Literatur als **Illustration** ist ein übliches und wenig umstrittenes Vorgehen⁴. So ist sie in jedem Fall eine ‚wertvolle‘ Illustration, da sie vielleicht fesselt, sich einprägt oder allein durch ihre Bildhaftigkeit einen einfacheren Zugang zu abstrakten theoretischen Konstrukten ermöglicht (Kuzmics/Motzetič 2003, S.26f). Wird Literatur hingegen als **Quelle** verwendet, gelten bei einem solchen Vorgehen alle Regeln der Quellenkritik. Die Prüfung auf ‚Echtheit‘ und ‚Glaubwürdigkeit‘ ist unerlässlich, bevor man ein Dokument als empirischen Beleg akzeptieren kann. Es müssen also auch andere, nicht-literarische, faktische Quellen hinzugezogen werden. Hierbei erscheint der Quellenwert eines – wie in dieser Arbeit verwendeten – Romans zunächst als relativ bescheiden. Stimmen dargestellte Ereignisse mit den faktischen Quellen überein, so stellt dies zunächst nur eine weitere Bestätigung dar. Stimmen die Ereignisse hingegen nicht mit ihnen überein, so wird man eher dem Roman eine gewisse ‚Inkorrektheit‘ bezüglich historischer oder anderer Ereignisse vorwerfen, als faktische Quellen zu verwerfen (Kuzmics/Motzetič 2003, S.117). Dennoch kann der Roman im Sinne einer ‚Ersatzfunktion‘ als Quelle dienen, wenn es über einen Gegenstandsbereich sonst nur wenige oder keine Daten gibt. Dies gilt insbesondere bei der Schilderung privater Angelegenheiten oder psychischer Prozesse⁵.

³ Das Verhältnis von Literatur und Fiktion wird in Kapitel 3 ausgeführt. Zum ‚Mehrwert‘ der Literatur gegenüber wissenschaftlichen Berichten nach Fontane siehe Kapitel 4.

⁴ Vgl. Coser: „Literary insight cannot replace scientific and analytical knowledge, but it can profit them immensely. Just as no psychologist would believe that knowledge of Nietzsche or Dostoevski replaces the contributions of Sigmund Freud, so no sociologist could possibly believe that Balzac’s startling discussion of the impact of money on interpersonal relations dispenses one from reading Marx on the fetishism of commodities or Georg Simmel on the sociology of money. Yet a knowledge of the concreteness of the social process in the works of Proust or Flaubert, for example, can significantly enhance one’s understanding of the more complex and abstract theoretical schemes of the great sociologists“ (zitiert nach Kuzmics/Mozetič 2003, S.28).

⁵ Siehe Leo Löwenthal: „Die spezifische Behandlung, die ein schöpferischer Schriftsteller der Natur oder der Liebe, bestimmten Gesten oder Stimmungen, menschlicher Geselligkeit oder Einsamkeit angedeihen läßt, ferner das Gewicht, das er in seinen Werk den Reflexionen, Beschreibungen oder Gesprächen einräumt – all diese Phänomene mögen auf den ersten Blick soziologisch unergiebig scheinen. Sie sind in Wirklichkeit jedoch echte und ursprüngliche Quellen, will man untersuchen, wie weit die privaten und intimen Bezirke des individuellen Lebens von dem gesellschaftlichen Klima durchdrungen sind, in dem sich dieses Leben schließlich vollzieht. Für vergangene Epochen ist die Literatur häufig die einzig verfügbare Quelle, aus der wir Kenntnisse über private Sitten und Gebräuche entnehmen können“ (zitiert nach Kuzmics/Mozetič 2003, S.30).

Gerade für die Suizidforschung, die in diesen Bereichen mit Problemen der Datengewinnung konfrontiert ist, könnte die Literatur also weitere Daten bereitstellen⁶.

Drittens kann Literatur als **analytisch wertvolle Beschreibung** des Sozialen aufgefasst werden. Oftmals gelang es Schriftstellern frühzeitig, gesellschaftliche Entwicklungen zu reflektieren und innerhalb ihrer Werke idealtypisch darzustellen. So kann bspw. die fiktive Realität eines Romans der historischen Faktizität entsprechen, dieser aber auch hinterherhinken oder sie gar utopisch überholen⁷. Die Anwendung verfügbarer Daten aus der Sozialforschung auf einen spezifischen sozialen Kontext im Roman könnte hier Aufschluss geben, inwiefern literarische und soziologische Beschreibung übereinstimmen bzw. in welche Richtung Literatur die jeweilige soziale Realität transzendiert (Kuzmics/Mozetič 2003, S.40). Das Ergebnis eines solchen Vergleiches sagt natürlich nichts über den Wert eines literarischen Werkes aus, sondern reflektiert lediglich einen bestimmten dargestellten sozialen Kontext in Bezug auf wissenschaftliche Erkenntnisse. Unter diesem Gesichtspunkt ist es möglich, ein weiteres Unterziel zu formulieren. So könnte man durch den historischen Kontext einer Erzählung, durch Konturiertheit und Reichhaltigkeit der Handlungsstränge neue Anfangsbedingungen⁸ für soziale Gesetzesbeziehungen auffinden⁹. Literatur könnte auf diese Weise dazu beitragen, im Vorfeld systematischer empirischer Prüfungen zu kreativen, neuen, pointierten Messungen von Anfangsbedingungen anzuregen. Literatur wäre dann so etwas wie der Entdeckungszusammenhang für Messtheorien. Zudem kann Literatur natürlich – wie jeder Gedanke – zu neuen Theorien führen. Auch wenn aus wissenschaftstheoretischen Erwägungen der Entdeckungszusammenhang für die Rechtfertigung einer Theorie irrelevant ist (Heidelberger 2007, S.162), so ist es im Kontext dieser Arbeit durchaus bemerkenswert, dass Emile Durkheim bei der Entwicklung seiner Klassifikation von Suizidtypen¹⁰ auf literarische Werke zurückgriff:

„Es sind Faust und Werther, Mussets Rolla und Don Juan, Lamartines Raphael und schließlich Chateaubriands René, die er zur Unterscheidung der Selbstmordarten heranzieht. Für Durkheim

⁶ Zu Problemen der Datengewinnung in der Suizidforschung siehe Lindner-Braun (1971).

⁷ Zeitverschiebung kann natürlich ein bewusst eingesetztes Darstellungsprinzip sein. So bemerkt Dörner/Vogt (1994), dass Fontane in seinem ‚Schach von Wuthenow‘ Diskurse aufgreift, die nicht der Zeit der Romanhandlung im frühen 19. Jahrhundert, sondern eher der Zeit der Entstehung (1880er Jahre) entstammen. Im Hinblick auf Balzac bemerkte Hauser (1990), dass dieser in seinen Werken viel mehr das Bild der nächsten Generation, als das seiner eigenen zeichnete (Kuzmics/Motzetič 2003, S.40f). Zu diesem Aspekt siehe bspw. Lepenies (2011): ‚Finanzkrisen in der Menschlichen Komödie‘.

⁸ Ausführlicher zu der Rolle von Anfangsbedingungen siehe Kapitel 2.

⁹ Hier muss erwähnt werden, dass die – hier unterstellten – empirischen Sozialwissenschaften eigentlich keinen solchen Zugang haben. „Wenn die sogenannte schöne Literatur einen systematischeren Stellenwert gewinnen soll, als den, reichhaltiges Illustrationsmaterial für die Hauptgebiete oder die entlegensten Winkel des sozialen Lebens bereitzuhalten, scheint die Konsequenz unvermeidlich, ein im Kern realistisches Erkenntnismodell der Soziologie aufzugeben. Wie immer der erkenntnistheoretische Realismus im einzelnen argumentiert wird, er allein begründet den Anspruch der Soziologie, eine Wirklichkeitswissenschaft zu sein, die sich mit dem befaßt, was für uns die soziale Realität ausmacht. Dies ändert sich nicht dadurch, daß diese soziale Realität nur im metaphorischen Sprachgebrauch als ein ‚Ding‘ oder ein ‚Gegenstand‘ zu bezeichnen ist und sich daher nur durch einen speziellen Erkenntniszugang erschließen läßt. Der Realismus muß sich ja nicht auf materialistische Dogmen verpflichten; ihm ist genüge getan, wenn die soziale Realität intersubjektiv beschrieben und daher überprüft werden kann, ob diese oder jene Merkmalsausprägungen vorliegen oder nicht“ (Kuzmics/Mozetič 2003, S.108f).

¹⁰ Zur Klassifikation der Suizidtypen siehe Kapitel 5.1.

hielt die Literatur einen Vorrat an Typen bereit, dessen sich die Soziologie zu ihrem großen Vorteil bedienen konnte“ (Lepenes 1985, S.98).

1.3 Funktionen der Soziologie für die Literatur

Auf welche Weise lassen sich sozialwissenschaftliche Theorien für die Analyse von Literatur verwenden? Zunächst kann man natürlich eine Theorie als heuristischen Rahmen für die Interpretation von literarischen Handlungsverläufen nutzen. Eine theoriegeleitete Analyse verspricht in diesem Fall ein systematisches Vorgehen und kann damit Handlungskonstellationen in literarischen Werken unter soziologischen Gesichtspunkten darstellen und erklären. Dieser Ansatz ist natürlich nur eine mögliche Form der Interpretation. Dennoch erscheint er gerade bei gewissen Werken, die ihren Fokus auf die Darstellung gesellschaftlicher Phänomene legen, durchaus vielversprechend. Natürlich eignet sich nicht jedes Werk für diesen spezifischen interpretativen Zugang. Literatur sollte zumindest als Minimalkriterium im weitesten Sinne realistisch sein, wobei dieses Minimalkriterium keineswegs ausschließlich auf das Modell des ‚realistischen Romans‘ bezogen ist, das für eine bestimmte Phase des 19. Jahrhunderts galt. Entscheidend ist hierbei die Beurteilung, ob eine dargestellte literarische Handlung sich in einem bestimmten ‚Möglichkeitsspielraum‘ befindet (Kuzmics/Motzetič 2003, S.113)¹¹. Dieses Urteil wird neben dem zur Verfügung stehenden Hintergrundwissen auch von einem gewissen Vertrauensvorschluss für den jeweiligen Autor geprägt, hinsichtlich der Frage, ob sich ein Autor tatsächlich in der behandelten Thematik auskannte (Kuzmics/Motzetič 2003, S.113). Hierbei spielt es auch keine Rolle, ob eine dargestellte Handlungssequenz sich tatsächlich ereignet hat, sondern lediglich ob man es für möglich hält, dass sie sich ereignet haben könnte. ‚Strategische Details‘ wie die Darstellung historischer Schauplätze, Personen und Ereignisse, würden in diesem Fall nicht nur der Erzeugung des Eindrucks von Realitätsnähe dienen, sondern die Identifikation des sozialen Kontextes ermöglichen, in dem diese Handlungen stattfinden. Die soziologische Theorie dient in diesem Fall nur dazu, Wirkungszusammenhänge mit dem zu vergleichen, was realitätsbezogen ursächlich für diese Handlungen wäre. Im Kontext dieser Arbeit gilt dies für Suizidhandlungen. Bei diesem Vorgehen muss hinzugefügt werden, dass nicht das gesamte Romangeschehen im Fokus dieser Form von Analyse steht, sondern lediglich der Handlungsstrang, der für die Fragestellung entscheidend ist. Andere Realitätsausschnitte finden nur insofern Berücksichtigung, soweit sie für den sozialen Kontext der Handlung relevant sind¹².

Ein weiteres mögliches Erkenntnisziel könnte man durch einen sogenannten ‚Diskrepanzvergleich‘ erreichen. Allgemein würde dies bedeuten, dass man den Realitätsbezug eines Werkes hinsichtlich der Autorenintention prüft. Demgemäß könnte einer Aussage wie >Der Autor xy postuliert für dieses Handlungselement oder allgemein für sein Werk Realitätsbezug< zugestimmt werden oder diese verworfen werden. Im Kontext dieser Arbeit könnte man sich

¹¹ Unter Möglichkeitsraum wird der Aspekt verstanden, dass man annehmen kann, dass sich eine dargestellte Handlung, obwohl sie fiktiv ist, trotzdem ereignet haben könnte. Zur genaueren Bestimmung des Möglichkeitsraums durch Faktoren der Fiktivität siehe Kapitel 3.

¹² Aus Fontanes Werk ‚Cécile‘ würden sich noch eine Vielzahl von Forschungsfragen ableiten, bspw. die Darstellung des Militärwesens, der Berliner Gesellschaftskultur, zeitgenössischer normativer Erwartungen etc.

hierbei auf Aussagen von Fontane über den Realitätsgehalt seines Romanwerks beziehen (siehe Kapitel 4). Wenn man aufgrund der Analyseergebnisse zu der Aussage kommt, dass Céciles Suizid – nach dem gewählten Verfahren der Erklärung¹³ – empirisch gehaltvollen Theorien über Suizid entspricht, dann wäre der Anspruch bzw. die eigentliche Metaaussage Fontanes über den Realitätsgehalt seines Werkes gerechtfertigt, belegt und zustimmungsfähig. Wenn nicht, kann der Behauptung von Fontane über sein Werk im Rahmen dieses Ansatzes nicht zugestimmt werden. Natürlich sagt ein solcher ‚Diskrepanz-Vergleich‘ nichts über die literarische Qualität oder den Stellenwert des Werkes aus. Bei festgestellter Diskrepanz wäre der Suizid lediglich inkonsistent gegenüber wissenschaftlichen Ergebnissen, die dem Autor selbst zu seinen Lebzeiten noch nicht zur Verfügung standen. Andererseits würde ein erfolgreicher Vergleich viel über die sozialforscherischen und analytischen Qualitäten des späten Romanschriftstellers und langjährigen Journalisten Theodor Fontane aussagen.

1.4 Fragestellung und Erkenntnisziele für die Werkanalyse

Ziel dieser Arbeit ist eine systematische Werkanalyse des Romans ‚Cécile‘ mit Hilfe soziologischer Handlungsmodelle. Hierbei wird von der Grundthese ausgegangen, dass Theodor Fontane in seinem Werk Suizid als ein soziales Phänomen darstellen wollte. Dass der Autor diese Intention in seinem Romanwerk verfolgte, kann aus diversen Selbstaussagen hergeleitet werden (siehe Kapitel 4.6). Als analytischer Rahmen wird zu diesem Zweck die strukturell-individualistische Suizidtheorie von Christa Lindner-Braun (siehe Kapitel 5.3) verwendet. Aus den in der Theorie vorhandenen Gesetzhypothesen werden für den jeweiligen Kontext Hypothesen abgeleitet, die anschließend innerhalb einer literarischen Beobachtung, d.h. der Werkanalyse, überprüft werden sollen. Hierdurch soll einerseits eine systematische Analyse der Suizidhandlung der Figur Cécile gewährleistet und andererseits ein Vergleich zwischen der literarischen Darstellung Fontanes und modernen realwissenschaftlichen Erkenntnissen aus der Suizidforschung ermöglicht werden. Zusätzlich werden in Kapitel 6 der Werkanalyse weitere soziologische, historische und kulturwissenschaftliche Quellen hinzugezogen, um den spezifischen sozialen Kontext nachzuvollziehen, in dem Theodor Fontane den Handlungsverlauf um seine Figur Cécile angesiedelt hat.

¹³ Hinsichtlich des in dieser Arbeit verwendeten Erklärungsmodells würde dies bedeuten, dass die Anwendung oder genauer die Subsumtion der Handlung und Handlungsgründe der Figur Cécile als singuläre Sätze unter die generelle Theorie gelingt, d.h. dass Cécile sich deswegen umgebracht hat, weil sie alle Voraussetzungen der Theorie erfüllt hat. Konkreter, bezogen auf einzelne Handlungsstränge, Auftritte, Szenen wären dann die Figur, der soziale Kontext und die Ereignisse glaubwürdig, bzw. Handlungen sind in diesem Sinne plausibel (Glaubwürdigkeit würde dann implizit so definiert). Siehe hierzu Kapitel 2.

2 Das Erklärungsmodell: Methodologische Grundlagen und methodische Implikationen

Ziel dieses Kapitels ist die Darstellung und methodologische Verortung des in dieser Arbeit verwendeten Erklärungsmodells. Zu diesem Zweck wird auf Erkenntnisse aus der Wissenschaftstheorie zurückgegriffen. Wissenschaftstheorie bezeichnet im Allgemeinen einen Sammelbegriff für alle metawissenschaftlichen Erörterungen über Wissenschaft. Hierzu zählen besonders die Methoden, die logische Analyse der Begriffe und die Voraussetzungen von Wissenschaft (Fuchs-Heinritz et al. 1995, S.749). Grundsätzlich hat die Wissenschaftstheorie zwei zentrale Aufgaben: Zum einen hat sie Erkenntnisziele anzugeben, um die es bei wissenschaftlicher Tätigkeit gehen kann und soll, zum anderen hat sie Methoden anzugeben, die zur Erreichung dieser Ziele geeignet sind. Weiterhin legt sie fest, wann die wissenschaftlichen Ergebnisse den vorausgesetzten Zielsetzungen tatsächlich entsprechen und wissenschaftliche Aussagen somit als bestätigt und dadurch zu einem gewissen Maße als verlässlich gelten¹⁴.

Diese Arbeit ist im wissenschaftstheoretischen Rahmen des kritischen Rationalismus verortet, der von Karl Popper (1902-1994) begründet wurde. Nach Popper können wissenschaftliche Theorien beliebig weit über die Erfahrung hinausgehen, sofern sie nur an ihr überprüfbar sind, d.h. Theorien müssen falsifizierbar sein. Das Grundprinzip der ‚Fallibilität‘ beschreibt die Annahme, dass alle Problemlösungsversuche fehlbar sein können. Wissen ist demnach stets hypothetisches Wissen und niemand kann jemals wissen, ob er gewissermaßen die ‚absolute Wahrheit‘ gefunden hat. Die Überprüfung wissenschaftlicher Theorien sollte deshalb durch strenge Falsifikationsversuche erfolgen. Diese Methode ergibt sich aus der logischen Asymmetrie von Verifikation und Falsifikation. Wissenschaftliche Theorien sind nach Ansicht des kritischen Rationalismus zwar prinzipiell nicht verifizierbar, sie sind aber falsifizierbar, in dem Sinne, dass ihre Allgemeingültigkeit durch geeignete Beobachtungen, Messungen oder Experimente widerlegt werden kann¹⁵.

Für die Darstellung der wesentlichen methodologischen Grundlagen des in dieser Arbeit verwendeten Erklärungsmodells wird zunächst ein kurzer Einblick in die konträren Positionen des Methodendualismus und des einheitswissenschaftlichen Programms gegeben. Anschließend wird die Hermeneutik, die allgemeine Methodenlehre der Interpretation in den Geisteswissen-

¹⁴ Die explizite Formulierung solcher Regeln ermöglicht auch eine Revision und Veränderbarkeit dieser Regeln selbst. So kann bspw. innerhalb des kritischen Rationalismus das zentrale Prinzip der Falsifizierbarkeit von Aussagen über die reale Welt – hinsichtlich des Selbstanwendungsprinzips – als Metanorm der Fallibilität >Alles ist prinzipiell fallibel< selbst fallibel sein. Aus der Fallibilismusthese >Keine Überzeugung ist prinzipiell unanzweifelbar< folgt jedoch nicht eine Falsifikation des Fallibilismus. Es wird nicht behauptet, dass etwas falsch ist, sondern nur, dass etwas prinzipiell falsch sein könnte (Lindner-Braun 2007, S.6).

¹⁵ Wann aber genau eine Theorie als falsifiziert zu gelten hat, führte in der Folgezeit zu mannigfachen Diskussionen. So zeigte bspw. Lakatos (1974), dass wissenschaftliche Theoriesysteme so gut wie nie aufgrund eines einzelnen Gegenbeispiels verworfen, sondern zunächst mit ad hoc Modifikationen gegen widersprüchliche Erfahrungsdaten immunisiert werden. Auch die strikte Ablehnung der Induktion führte zu Kritik an Popper (Schurz 2008, S.15).

schaften, als ein hypothetisch-deduktives Erklärungsverfahren dargestellt. Im nächsten Abschnitt werden grundlegende Begrifflichkeiten dieser Arbeit erörtert. Darauf folgt eine Ausführung des deduktiv-nomologischen Erklärungsmodells, womit die für die Werkanalyse notwendigen Arbeitshypothesen aus allgemeinen Gesetzhypothesen abgeleitet werden sollen. Der nächste Abschnitt setzt sich mit der Frage auseinander, inwiefern sich Hypothesen auch für Zusammenhänge gewinnen lassen, die keine strikten Gesetzesbeziehungen aufweisen, sondern gewissermaßen dem ‚Normalfall‘ entsprechen und somit unsicherer Natur sind.

2.1 Methodendualismus und das einheitswissenschaftliche Modell

Grundsätzlich werden empirische Sachverhalte dadurch erklärt, dass sie aus allgemeinen Gesetzhypothesen und den vorliegenden empirischen Bedingungen, den Antecedens- oder Anfangsbedingungen, abgeleitet werden. Dieser Erklärungs begriff wurde bereits von Aristoteles vertreten und genießt eine lange philosophische Tradition. Im 19. Jahrhundert bemühten sich die Vertreter der ‚Philosophie der Geisteswissenschaften‘ – insbesondere Johann Gustav Droysen, Wilhelm Dilthey und Wilhelm Windelbrand – um ein Grundsatzprogramm der Geisteswissenschaften mit dem Ziel, diese klar von den Naturwissenschaften abzugrenzen (Schurz 2007, S.69). Die Kernthese des Methodendualismus lässt sich folgendermaßen zusammenfassen:

„Die Naturwissenschaften suchen nach allgemeinen Gesetzhypothesen, denn ihre Methode des Erklärens ist darauf angewiesen; in der geisteswissenschaftlichen Methode des Verstehens werden jedoch solche Gesetze weder benötigt, denn das einführende Verstehen hat direkten Zugang zum menschlichen Geist, noch könnten solche Gesetze überhaupt aufgefunden werden, denn der Bereich des Geistig-Seelischen unterliegt keinen strengen Gesetzesmechanismen“ (Schurz 2007, S.69).

Als Gegenströmung zum Methodendualismus entwickelten die Mitglieder des ‚Wiener Kreises‘ – u.a. Moritz Schlick, Otto Neurath, Rudolf Carnap – in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts das ‚einheitswissenschaftliche Programm‘. Methodische Prinzipien, die sich in den Naturwissenschaften als erfolgreich erwiesen hatten, sollten soweit logisch verallgemeinert werden, dass sie auch auf andere wissenschaftliche Disziplinen, einschließlich der Geisteswissenschaften, anwendbar wären. Besonders Carl G. Hempel, ein späterer Vertreter des Wiener Kreises, gab diesem Programm durch sein deduktiv-nomologisches Erklärungsmodell (siehe 2.4) einen entscheidenden Impuls (Schurz 2007, S.69f).

Auch wenn im Rahmen dieser Arbeit eine ausführliche Diskussion dieser beiden Ansätze nicht geleistet werden kann¹⁶, so kann man doch zunächst feststellen, dass sowohl in den Geistes-

¹⁶ Zur ausführlichen Diskussion und Ablehnung des Methodendualismus siehe Albert (2003): „Soweit sich die Philologie auf die Interpretation von Texten beschränkt, ist sie als rein historische Disziplin zu betrachten, der es um die Feststellung unter gewissen Wertgesichtspunkten interessanter singulärer Tatbestände geht, die sich mit Hilfe hermeneutischer Techniken aufhellen lassen. Dabei werden Deutungshypothesen produziert und geprüft, und in dem dazu erforderlichen Verfahren können Gesetzmäßigkeiten aller Art hilfsweise herangezogen werden, soweit sie für die Beurteilung der Richtigkeit solcher Deutungen relevant erscheinen. Das gilt auch für Gesetzmäßigkeiten sinnvollen Verhaltens, denn meist ist ja der motivationale und soziale Kontext der Entstehung der betreffenden Texte für ihre adäquate Deutung äußerst interessant. Dass man sich in dieser Hinsicht mit dem Wissen des Alltags begnügen muß, ist nur solange plausibel, als die Betracht kommenden theoretischen Wissenschaften keine einschlägigen Resultate zu liefern imstande sind“ (Albert 2003, S.52f).

wissenschaften als auch in den Naturwissenschaften Hypothesen aufgestellt werden, aus diesen Hypothesen anschließend Folgerungen gezogen und diese dann mit empirischen Daten konfrontiert werden. In diesem minimalistischen Sinne gibt es folglich eine zentrale Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Methode (Bühler 2003, S.10). Im nächsten Abschnitt soll dargestellt werden, inwiefern das hypothetisch-deduktive Vorgehen aus den Naturwissenschaften Anwendung in den Geisteswissenschaften finden kann.

2.2 Hermeneutik als hypothetisch-deduktive Methode

Grundsätzlich versteht man unter Hermeneutik die Lehre der Auslegung von Texten sowie von nicht-sprachlichen Kulturäußerungen. Auch wenn der Begriff der Hermeneutik mannigfache Bedeutungen besitzt und es eine Vielzahl spezieller Hermeneutiken oder Fachhermeneutiken gibt, wird im Rahmen dieser Arbeit unter Hermeneutik die Methodenlehre des Interpretierens von Rede und Text, bzw. in einem weiteren Sinne die Interpretation von menschlichen Handlungen sowie Produkten menschlicher Handlungen in verschriftlichter Form, verstanden. Dagfinn Føllesdal vertritt in diesem Kontext die Auffassung, dass die hermeneutische Methode nichts anderes darstellt als die auf bedeutungstragendes Material (z.B. Texte, Kunstwerke, Handlungen, etc.) angewandte hypothetisch-deduktive Methode (Føllesdal 2003, S.157f).

Die hypothetisch-deduktive Methode stellt grundsätzlich die Anwendung von zwei Operationen dar: die Bildung von Hypothesen und die Ableitung von Konsequenzen oder Folgerungen aus diesen. Durch dieses Vorgehen ist es möglich, zu Überzeugungen zu gelangen, die trotz ihrer hypothetischen Natur durch die Übereinstimmung mit vorhandenen Erfahrungen bzw. Beobachtungen und anderen gut bestätigten Überzeugungen schließlich selbst gut bestätigt sind. Ziel dieser Methode ist es, eine Menge von Hypothesen aufzustellen und zu begründen, die zusammen mit den vorhandenen Überzeugungen ein logisch konsistentes System bilden, das mit unseren Erfahrungen übereinstimmt (Føllesdal 2003, S.159).

Die Überzeugungen, die ein solches hypothetisch-deduktives System bilden, werden ihrerseits nicht ‚von oben‘, sondern ‚von unten‘ durch ihre Konsequenzen gerechtfertigt. Die Hypothesen kann man daher in einem hypothetisch-deduktiven System niemals mit Gewissheit bestätigen, da aus einem System von Hypothesen immer eine unendliche Menge von Konsequenzen ableitbar ist. So bleibt stets das Risiko, dass einige der Folgerungen nicht mit unseren Beobachtungen übereinstimmen. Und selbst wenn die Folgerungen mit den Beobachtungen übereinstimmen sollten, wäre es möglich, dass dieselben Konsequenzen ebenso aus anderen Hypothesen abgeleitet hätten werden können. Dadurch stellt sich die Frage, von welcher Hypothese man überzeugt sein soll. Wesentlich ist hierbei die Einfachheit der Theorie, also der Gesamtmenge aller Hypothesen (Føllesdal 2003, S.159). Weiterhin führt Føllesdal drei wesentliche Faktoren aus, die für die Bewertung von Hypothesen besonders in der Textanalyse entscheidend sind:

- 1.) Wie gut stimmt die Hypothese mit den angeführten Tatsachen überein? Sind z.B. die bei der Ableitung mitverwendeten Annahmen und Theorien akzeptabel oder erscheinen sie bloß als ad hoc; d.h. scheinen sie nur der ‚Rettung‘ einer Hypothese zu dienen oder können sie durch Argumente und Belege untermauert werden?

- 2.) Wie gut stimmt die Hypothese mit nicht-erwähnten Tatsachen überein, also z.B. mit weiteren Textstellen¹⁷?
- 3.) Selbst dann, wenn die Hypothese mit allen Tatsachen übereinstimmt, sollte man sich stets die Frage stellen: Gibt es nicht andere Hypothesen und Theorien, die mit allen Tatsachen ebenso gut übereinstimmen und zudem noch einfacher sind? (Føllesdal 2003, S.162).

Eine wichtige Einschränkung dieser Methode ist der Aspekt, dass man bei der Analyse literarischer Texte die Existenz einer Interpretation, die mit den Tatsachen angemessen übereinstimmt, nicht a priori voraussetzen darf. Weiterhin lassen sich Hypothesen bei der Interpretation eines literarischen Werkes nicht – wie in den Naturwissenschaften – durch Hinzuziehen neuer Daten testen, da ein literarisches Werk nur eine begrenzte Anzahl von Daten enthält. Und der ‚Wert‘ eines literarischen Werkes lässt sich nicht dadurch bestimmen, dass es eine konsistente Interpretation des Gesamttextes gibt. So mag das Resultat eines Deutungsversuches oftmals darin liegen, dass zwei oder mehrere Deutungen gleichermaßen plausibel erscheinen. Dies kann natürlich auch in einigen Fällen der Intention des Autors entsprechen (Føllesdal 2003, S.166). Der Text soll in einem solchen Fall geradezu verschiedene Deutungen ermöglichen.

2.3 Begriffsklärung verschiedener Arten von Aussagen

In diesem Abschnitt werden Aussagetypen nach ihrer Struktur und den an sie gestellten Anforderungen unterschieden. Die Auswahl der Aussagetypen orientiert sich an wissenschaftstheoretischen Regeln für brauchbare wissenschaftliche Aussagen. Sätze oder Aussagen beziehen sich auf Objekte und Merkmale dieser Objekte, ihre Prädikate. In dem Satz >Alle Menschen sind sterblich< bezieht sich das Objekt auf >Menschen< und das Prädikat auf >sterblich sein<, zusätzlich werden Relationen >Wenn, dann< zwischen Prädikaten und Objekten formuliert. Folgende Arten von Aussagen lassen sich unterscheiden¹⁸:

¹⁷ Zusätzlich gilt, dass die Aufzählung der unterschiedlichen Textmerkmale, die mit den jeweiligen Hypothesen übereinstimmen, keinesfalls bedeutet, dass es auf die Anzahl der Merkmale ankommt. Weitaus wichtiger ist die Qualität der Merkmale. Je spezifischer die Hypothese gewisse Merkmale erklären kann, desto besser eignet sie sich für die Interpretation. Vorrang hat jedoch die Einheitlichkeit der Interpretation, d.h. wenn viele sehr unterschiedliche und spezifische Merkmale aus allen Teilen des jeweiligen Werkes zusammen ins Bild passen (Føllesdal 2003, S.165).

¹⁸ Dieser Teilabschnitt wurde in gekürzter Fassung aus Lindner-Braun 2007 (S. 8ff) entnommen.

1. In sozialwissenschaftlichen Aussagen sind zunächst **synthetische**, d.h. real- bzw. erfahrungswissenschaftliche Aussagen einerseits und **analytische** Aussagen andererseits unterscheidbar. Erstere beziehen sich auf die erfahrbare Realität (z.B. „Alle Menschen sind sterblich“) und stehen im Gegensatz zu analytischen, d.h. mathematischen oder logischen Aussagen.
2. Die zweite Gegenüberstellung bezieht sich auf **normative oder präskriptive** und **nicht-normative** Aussagen. Normative Aussagen sind z.B. „Im Fernsehen gezeigte Gewalt ist schlecht“. Nicht-normative Aussagen lassen sich danach unterscheiden, ob im Objektbereich Normen oder keine Normen vorkommen (z.B. mit Normen: „Alle Menschen christlichen Glaubens sollten die zehn Gebote der Bibel befürworten“. Ohne Normen: „Alle Menschen christlichen Glaubens kennen mindestens ein christliches Symbol“).
3. Wenn eine Aussage über einen Gegenstand getroffen wird, kann gleichzeitig der Bereich spezifiziert werden, für den die Aussage Gültigkeit beansprucht. Dabei sind **Allsätze** und **Existenzsätze** unterscheidbar. Sie werden in der Sprache der Prädikatenlogik auch als Quantoren bezeichnet, nämlich Allquantoren und Existenzquantoren: Allsätze mit Allquantoren beziehen sich im Gegensatz zu Existenzsätzen auf alle Objekte eines Objektbereichs. Es-gibt-Sätze oder Existenzsätze mit Existenzquantoren beziehen sich auf mindestens ein Objekt eines Bereichs. Allsätze gelten hierbei als widerlegt, wenn man widersprechende Beobachtungen in der Realität findet. Das Besondere hingegen an Existenzsätzen (Es-gibt-Sätze oder Partikularsätze) ist, dass sie empirisch verifizierbar sind. Sie können durch empirisch zutreffende Beobachtungen bestätigt werden.
4. **Singuläre Sätze** sind Sätze mit einem Raum-Zeit-Bezug, auch dann, wenn sie der Form nach als Allsätze formuliert sind (z.B. „Alle Studenten der Universität zu Köln sind auf ihre Universität stolz“).
5. **Gesetze**: Die hier genannten Anforderungen an Gesetze werden im folgenden Abschnitt innerhalb des deduktiv-nomologischen Erklärungsschemas von Hempel und Oppenheim genauer formuliert. Die logische Form dieser Aussagen erfordert Allsätze wie auch kombinierte All- und Existenzsätze, ausgeschlossen sind reine Existenzsätze. Wenn-Dann-Sätze gehören ebenso dazu wie Je-Desto-Sätze. Die meisten Aussagen der Sozialwissenschaften können jedoch nicht als nomologisch bezeichnet werden. Wenn Aussagen raum-zeitlich beschränkt sind, nennt man sie daher Quasigesetze oder Theorien mittlerer Reichweite.
6. Unter dem Begriff **Theorie** versteht man eine Menge von Gesetzen, die untereinander in einer Ableitbarkeitsbeziehung stehen. Mindestens zwei Gesetze werden in ein axiomatisches System gebracht. Axiome bezeichnen dann diejenigen Prämissen oder obersten Gesetze, die nicht wiederum aus logisch allgemeineren Sätzen ableitbar sind. Handelt es sich um mehr als ein Axiom, sollen diese Gesetze logisch voneinander unabhängig sein. In beiden Fällen sind Sätze geringerer Allgemeinheit deduzierbar oder ableitbar. In diesem Fall spricht man von Theoremen. Damit ändert sich auch der Informationsgehalt. Er ist bei Prämissen am höchsten.

2.4 Das deduktiv-nomologische Modell

Das Modell der deduktiv-nomologischen Erklärung (kurz DN-Modell), das Hempel 1942 entwickelte und das von Hempel und Oppenheim 1948 verfeinert wurde, zeichnet sich durch seine logische Allgemeinheit aus. Durch den Verzicht auf jedwede bereichsspezifischen – etwa physikalische oder psychologische – Annahmen über Erklärungen, eignet sich das Modell zur Anwendung auf viele Disziplinen (Schurz 2007, S.71). Es dient zur Erklärung sowohl allgemeiner Gesetzmäßigkeiten als auch einzelner sprachlich beschreibbarer Ereignisse. Eine deduktiv-nomologische Erklärung besteht aus zwei Teilen: dem zu erklärenden Ereignis (**Explanandum**) und der Erklärung (**Explanans**). Das Explanans enthält Prämissen in der Form eines oder mehrerer Gesetze und die Anfangsbedingungen für das Auftreten der in den Gesetzen als Ursachen genannten Bedingungen:

- G_1 (G_n) sind Gesetze, die aus einem Ursachenteil (Wenn-Komponente) und einem Folgeteil (Dann-Komponente) bestehen. Die Relation zwischen den behaupteten Ursachen und Folgen enthält eine präzise formulierte funktionale Verbindung und ist von strikter Allgemeinheit.
- A_1 (A_n) sind Anfangsbedingungen, d.h. es wird behauptet, dass die in der Wenn-Komponente vorkommenden Bedingungen an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit vorliegen.

Zusammenfassend lässt sich eine **DN-Erklärung** folgendermaßen darstellen:

Eine DN-Erklärung einer (singulären) Tatsache E ist ein deduktives Argument der Form „G, A/E“ – lies: E folgt logisch aus G und A – für das gilt:

- (1) **Formbedingung:** (i) G_1, \dots, G_n ist eine nichtleere Menge von strikt-generellen Sätzen, (ii) A_1, \dots, A_m (das Antecedens) ist eine nichtleere Menge von singulären Sätzen, und (iii) E ist ein singulärer Satz. Die gesamte Prämissenmenge heißt Explanans und die Konklusion E das Explanandum.
- (2) **Folgerungsbedingung:** Das Explanandum folgt deduktiv aus dem Explanans.
- (3a) **Wahrheitsbedingung** – semantische Modellversion: Die Explanansprämissen sind wahr, ergo ist auch das Explanandum wahr. Die Erklärung heißt dann wahr.
- (3b) **Akzeptanzbedingung** – epistemische Modellversion: Die Explanansprämissen sind im gegebenen epistemischen Hintergrundsystem W empirisch bestätigt, und das Explanandum ist durch Explanans-unabhängige Evidenz gesichert. Die Erklärung heißt dann gut bestätigt.

Einfaches Beispiel:

Gesetz: Alle Metalle leiten Strom

Anfangsbedingung: Diese Vase ist metallisch

Explanandum: Deshalb leitet sie Strom

(Quelle: Schurz 2008, S.223).

In der semantischen Modellversion wird die Wahrheit der Explanansprämissen vorausgesetzt. Allerdings sind generelle Gesetzesprämissen niemals definitiv verifizierbar, da sie sich auf einen potentiell unendlichen Objektbereich beziehen¹⁹. Praktisch ist deshalb die epistemische Modellversion wichtiger. Sie ist auf ein epistemisches Hintergrundsystem W bezogen, unter dem im einfachsten Fall alle zu einem gewissen Zeitpunkt von einer Person oder von der ‚scientific community‘ rational akzeptierte Sätze bzw. Propositionen zu verstehen sind. Sowohl das Explanans als auch das Explanandum einer gut bestätigten DN-Erklärung müssen Bestandteile von W sein (Schurz 2007, S.71). Im Kontext dieser Arbeit bedeutet dies, dass die empirisch gut bestätigten Gesetzeshypothesen aus der Suizidtheorie von Lindner-Braun, die als Explanansprämissen dienen sollen, als ‚wahr‘ angenommen werden.

Wie lässt sich nun dieses Erklärungsmodell für die Analyse des Werkes ‚Cécile‘ bzw. für die Erklärung der Suizidhandlung der Hauptfigur verwenden? Die für die Analyse des Werkes verwendete strukturell-individualistische Theorie zur Erklärung suizidaler Handlungen von Lindner-Braun (1990) enthält auf der individualistischen Ebene nomologische Aussagen. Diese können nun mit Hilfe des DN-Modells zur Erklärung der suizidalen Handlung der literarischen Figur Cécile herangezogen werden. Exemplarisch wird die formale Vorgehensweise der Einfachheit halber mit der Variable Statusfrustration aus einer anderen Suizidtheorie (vereinfachte Gibbs/Martin-Theorie, siehe Kapitel 5.2) illustriert:

Das **Explanans** besteht aus Gesetz und Anfangsbedingung:

Gesetz: Wenn Statusfrustration, dann Suizid.

Singulärer Satz: Cécile leidet unter Statusfrustration.

Explanandum: Cécile begeht Suizid.

Der singuläre Satz „Cécile leidet unter Statusfrustration“ müsste anschließend innerhalb der literarischen Beobachtung bestätigt werden. Diese Beobachtung hängt natürlich auch mit der jeweiligen Operationalisierung für die Variable Statusfrustration zusammen. So könnte man bspw. Statusfrustration über Statusfaktoren wie Bildung, Zivilstand und elterlichen Status etc. erfassen. Falls es gelingt den singulären Satz innerhalb der literarischen Beobachtung zu bestätigen, dann folgt das zu erklärende Ereignis – Suizid von Cécile – logisch korrekt aus den Prämissen (Explanans) und ist empirisch ‚wahr‘, natürlich mit allen Einschränkungen des kritischen Rationalismus theoretische Sätze und empirische Beobachtungen betreffend.

¹⁹ In der Wissenschaft gibt es keine absoluten Letzterklärungen, da jede Erklärung irgendetwas Unerklärtes voraussetzen muss: „Jede noch solange Aneinanderreihung von Erklärungen hat stets einen Anfang, an dem gewisse nicht weiter erklärte Prämissen angenommen werden – in der Physik etwa das Gravitationsgesetz oder die Tatsache, dass es einen Urknall gab. Man kann diese These auch so ausdrücken: Selbsterklärungen, so wie sie sich z.B. in Theologie und Metaphysik finden (Beispiel: „Warum gibt es einen Gott? Gott trägt die Ursache seiner selbst in sich!“) sind demnach wissenschaftlich inakzeptable Pseudoerklärungen“ (Schurz 2008, S.225).

2.5 Normische Aussagen oder Normalfallhypothesen

Die methodendualistische Schule kritisierte an Hempels DN-Erklärungsmodell, dass geisteswissenschaftliche Erklärungen nicht nomothetisch, sondern idiographisch-verstehend verfahren und daher keine sogenannten ‚covering laws‘ benötigen. Auch fänden sich in den Geschichts- und Sozialwissenschaften kaum strikte, d.h. ausnahmslos geltende Gesetzesbeziehungen. Ein bekannter Einwand dieser Kritik erfolgte von Dray (1957) anhand des Beispiels von Ludwig XIV. Historiker erklären die Unpopularität des Monarchen häufig dadurch, dass er sein Land in zahlreiche kriegerische Auseinandersetzungen verwickelte und dem Volk schwere Belastungen aufbürdete. Gemäß des DN-Modells müssten Historiker hierfür folgende Gesetzhypothese annehmen:

„Alle Herrscher, die ihr Land in Kriege verwickeln und dem Volk schwere Belastungen aufbürden, werden unpopulär“.

Natürlich ist offensichtlich, dass ein solches Gesetz nie ausnahmslos gültig sein kann und es auch bekannte Ausnahmen gibt. Aber Hempels ‚covering law‘ These kann aber auch allgemein so ausgelegt werden: Wann immer Historiker bezüglich eines geschichtlichen Kontexts oder Hermeneutiker bezüglich einer Handlungs- oder Textinterpretation das Wort ‚weil‘ verwenden, berufen sie sich implizit auf einen generellen Zusammenhang (Schurz 2008, S.235). Diese Zusammenhänge sind aber nicht strikter, sondern unsicherer Natur. Auch lässt sich in solchen Fällen nicht mit Wahrscheinlichkeitswerten arbeiten, wie das bei einem induktiv-statistischen Erklärungsmodell²⁰ der Fall wäre. Als Lösung bietet sich in solchen Fällen an, mit **Normalfallhypothesen** oder **normischen Hypothesen** zu arbeiten²¹:

„Herrscher bzw. Regierungen, die die-und-die Bedingungen erfüllen, werden normalerweise (üblicherweise, zumeist) unpopulär“.

Auch wenn solche normischen Aussagen nicht direkt falsifizierbar sind, so implizieren sie dennoch statistische Majoritätsannahmen, womit sie auch empirisch überprüfbar sind (Schurz 2008, S.236). Für den Kontext dieser Arbeit werden Normalfallhypothesen vorwiegend in Kapitel 6 der Werkanalyse herangezogen. Durch die Erörterung historischer und sozialer Einflussfaktoren soll hier das Verhältnis der Figur Cécile zu ihrer Umwelt ergründet werden. Beispielhaft wird dieses Vorgehen anhand der Stigmatisierungstheorie von Erving Goffman (Kapitel 6.1) illustriert:

Normalfallhypothese: „Wenn ein Individuum stigmatisiert ist, dann entwickelt es normalerweise eine Inferioritätsbewusstheit“²².

²⁰ Das induktiv-statistische Erklärungsmodell (IS-Modell) findet in dieser Arbeit keine Anwendung und wird daher nicht weiter ausgeführt.

²¹ Die auf Popper zurückgehende These der Identifikation von ‚empirisch gehaltvoll‘ mit ‚falsifizierbar‘ trifft auf normische (wie auch statistische) Hypothesen nicht zu. Normische Gesetzhypothesen implizieren aber zumindest statistische Majoritätshypothesen und würden sich somit auch empirisch überprüfen lassen (Schurz 2008, S.236).

²² Eine strikte Gesetzhypothese der Form „Wenn ein Individuum stigmatisiert ist, dann entwickelt es eine Inferioritätsbewusstheit“ würde durch ein einziges Beispiel eines ‚aufrechten Außenseiters‘ oder ‚schamlosen Schurken‘ falsifiziert werden.

Wenn in der literarischen Beobachtung festgestellt werden könnte, dass Cécile stigmatisiert ist, dann könnte anschließend nachvollzogen werden, inwieweit Céciles Verhalten dem entspricht, was normalerweise in einer solchen Situation üblich wäre²³.

2.6 Zusammenfassung

Diese Arbeit wurde wissenschaftstheoretisch im Rahmen des kritischen Rationalismus verortet. Die Textinterpretation in der Werkanalyse soll anhand eines hypothetisch-deduktiven Erklärungsverfahrens vollzogen werden. Die jeweiligen Hypothesen werden hierfür mittels des deduktiv-nomologischen Erklärungsmodells aus der individuell-strukturalistischen Suizidtheorie von Lindner-Braun abgeleitet. Anschließend sollen diese Hypothesen innerhalb der literarischen Beobachtung bzw. Werkanalyse bestätigt oder verworfen werden. Darüber hinaus werden in Kapitel 6 der Werkanalyse Normalfallhypothesen zur Anwendung kommen, um zu erklären, inwiefern das Verhalten der Figur Cécile dem entspricht, was in solchen Situationen ‚normal‘ wäre. Hierdurch soll einerseits eine systematische Interpretation der Suizidhandlung der Figur Cécile gewährleistet und andererseits ein Vergleich mit realitätsbezogenen Ursachen für suizidale Handlungen ermöglicht werden.

²³ Dieser Ansatz rechtfertigt sich zusätzlich dadurch, dass Fontane seine Figuren explizit hinsichtlich eines ‚Normalverhaltens‘ gestaltete. Siehe Kapitel 4.4.

3 Literarische Fiktion und ihr Verhältnis zur Wirklichkeit

Ziel dieses Kapitels ist die Erörterung der Frage, inwiefern sich realwissenschaftliche Theorien auf Literatur anwenden lassen. Anders ausgedrückt: In welchem Verhältnis steht Literatur überhaupt zur Wirklichkeit? Zur Beantwortung dieser Frage konzentriert sich diese Arbeit auf Literatur als fiktionale Texte²⁴. Einleitend wird eine Begriffsbestimmung fiktionaler Texte gegeben, um anschließend die darin enthaltene Theorie der literarischen Fiktion als ‚make-believe-Spiel‘ von Kendall Walton auszuführen. Nach Walton enthalten fiktionale Texte auch ‚fiktionale Wahrheiten‘. Auf welche Weise diese ‚fiktionalen Wahrheiten‘ entstehen, klärt der folgende Abschnitt. Im weiteren Verlauf wird auf die Frage eingegangen, wie man fiktionale Texte hinsichtlich ihres Realitätsgehalts differenzieren kann. Mittels eines Ansatzes von Frank Zipfel soll anhand von ‚Fiktivitätsfaktoren‘ unterschieden werden, welche Textarten sich hinsichtlich ihres ‚Möglichkeitsspielraums‘ für die Anwendung realwissenschaftlicher Erkenntnisse besonders eignen könnten. Anschließend wird versucht, die Vergleichbarkeit von literarischen Figuren und realen Personen zu erörtern, d.h. die Frage, ob es überhaupt möglich ist, literarischen Figuren ähnliche psychologische Gesetzmäßigkeiten zu unterstellen wie realen Menschen. Hierfür wird auf Ausführungen von Fotis Jannidis zurückgegriffen und insbesondere auf die Art und Weise eingegangen, wie Informationen über literarische Figuren in einem literarischen Werk dargestellt werden.

3.1 Definition fiktionaler Texte

Ein Grundproblem der literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit Fiktion liegt in der Bestimmung des Fiktionalitätsbegriffs. Zunächst lassen sich fiktionale Texte wie Romane von faktualen Texten wie Zeitungsberichten oder wissenschaftlichen Arbeiten unterscheiden²⁵. Während Fiktionalität also eine Eigenschaft von Texten ist, betrifft der Begriff ‚fiktiv‘ die Ebene der Geschichte, d.h. in dieser Terminologie ist der Roman ‚Cécile‘ ein fiktionaler Text und die Figur Cécile eine fiktive Person. Die Definition, was genau ein fiktionaler Text ist und was nicht, gestaltet sich jedoch sehr viel schwieriger. Die Auswahl und Abgrenzung fiktionaler Texte vollzieht sich nach Gertken/Köppe (2009) zumeist anhand vier zentraler Klassifikationskriterien: Textproduktion, Textrezeption, Textstruktur und der Kategorie ‚Text und Welt‘²⁶, die das Verhältnis eines literarischen Textes zur ‚Wirklichkeit‘ betrifft. Während sich Ansätze aus

²⁴ Zu allgemeinen Schwierigkeiten der Definition des Begriffs ‚Literatur‘ in den Literaturwissenschaften siehe Winko (2009), Strube (2009), Krug et al. (2009).

²⁵ Eine andere Meinung vertritt der sogenannte ‚Panfiktionalismus‘, der letztlich alle Texte als mehr oder weniger fiktional bezeichnet (Gertken/Köppe 2009, S.230).

²⁶ Es handelt sich hierbei um eine leichte Variation der von Frank Zipfel (2001) ausgeführten Klassifikationskriterien: Die Kategorie ‚Sprachhandlungszusammenhang‘ wurde durch die weiter gefasste Kategorie ‚Text und Welt‘ ersetzt, die nun das Problem der Referenz von Ausdrücken in fiktionalen Texten behandelt. Dagegen wurde die Kategorie ‚Textstruktur‘ enger gefasst und beinhaltet nur noch textimmanente Ansätze (Gertken/Köppe 2009, S.231).

einzelnen Kategorien als unzureichend erwiesen haben, schlagen Gertken/Köppe folgende Bestimmung vor:

„T ist genau dann ein fiktionaler Text, wenn gilt: T wurde von seinem Verfasser (unter anderem) mit der Absicht A verfasst, dass der Rezipient diesen Text als Hilfsmittel in einem make-believe-Spiel einsetzt, und zwar dergestalt, dass der Leser L aufgrund von A

(i) sich vorstellt, dass ein Sprecher/Erzähler mit den im Text vorkommenden Sätzen bestimmte Sprechakte ausführt (obwohl L weiß, dass gewöhnliche Sprechaktkonventionen z.T. aufgehoben sind) und

(ii) auf der Grundlage dieser vorgestellten Sprechakte zu einer hinreichend umfassenden Vorstellungswelt gelangt²⁷.

Mit Hilfe dieser Definition lässt sich nun eine Analyse von Fiktionalität bewerkstelligen, die mehrere Funktionen berücksichtigt: So enthält sie die Intention des Autors bei gleichzeitiger Berücksichtigung der Unterscheidung von Autor und Erzähler. Weiterhin wird das Verfassen eines fiktionalen Textes als Sprachhandlung dargestellt. Darüber hinaus berücksichtigt der Ansatz von Gertken/Köppe den kulturellen Kontext eines fiktionalen Textes, d.h. den engen Zusammenhang von Fiktionalität mit menschlichen Fähigkeiten, Konventionen und Praktiken. Außerdem ist durch die Einschränkung ‚unter anderem‘ die Möglichkeit enthalten, dass ein Autor in einem Text durchaus mehrere Dinge zugleich beabsichtigen kann (Gertken/Köppe 2009, S.253). Im Zentrum dieser Bestimmung steht eine Theorie aus der analytischen Philosophie: Kendall Waltons Theorie der Fiktion als ‚make-believe-Spiel‘.

3.2 Zur Theorie der literarischen Fiktion als ‚make-believe-Spiel‘

In ‚Mimesis as Make-Believe‘ beschreibt Kendall Walton (1990) eine Theorie der Fiktion. Sie beruht auf der Grundannahme, dass Fiktion einerseits ein Phänomen darstellt, das den verschiedenen darstellenden Künsten gemeinsam ist und deshalb nicht für jede Kunstgattung in spezifischer Weise bestimmt werden muss. Andererseits soll diese gemeinsame Eigenschaft des Phänomens Fiktion in Analogie zu einem ‚make-believe-Spiel‘ verstanden werden. Die Analogie des make-believe-Spiels dient dabei als Möglichkeit, die Vorgänge bei der Rezeption fiktionaler Werke zu erklären. Fiktionale Vorstellungswelten entstehen nach Walton durch sogenannte ‚fiktionale Wahrheiten‘, die mit Hilfe von Requisiten – z.B. einem Roman – generiert werden (Bareis 2008, S.46f). Dieser Vorgang des Generierens ist dabei in ähnlicher Weise implizit regelgeleitet wie das make-believe-Spiel bei Kindern²⁸.

²⁷ Obwohl die Autoren ihre Bestimmung selbst als provisorisch bezeichnen und auch diverse Grenzfälle diskutieren, die mit dieser Bestimmung nicht ganz einheitlich einzuordnen sind, reicht sie – in Ermangelung von Alternativen – für den Kontext dieser Arbeit aus (Gertken/Köppe 2009, S.253).

²⁸ Als Beispiel verwendet Walton die Geschichte von Greg und Eric, die im Wald spielen. Eric fordert seinen Spielkameraden auf, gemeinsam mit ihm ein make-believe-Spiel zu spielen, indem er sagt: „Alle Baumstümpfe im Wald sind Bären“. Diese Aussage markiert in dieser Theorie das In-Kraft-Treten der Prinzipien des Generierens. Die beiden laufen durch den Wald, und wann immer sie einen Baumstumpf sehen, ist es im Spiel der beiden fiktional wahr, dass sie einen Bären sehen. Die Baumstümpfe dienen Eric und Greg als Requisiten in einem make-believe-Spiel, sie sind Objekte, die die Vorstellung eines Bären vorschreiben, und durch die impliziten Regeln sind alle weiteren Baumstümpfe ebenfalls Bären. So entsteht binnen kürzester Zeit ein Geflecht voneinander abhängiger fiktionaler Wahrheiten (Bareis 2008, S.32f).

Waltons Theorie der fiktionalen Wahrheiten kann also folgendermaßen verstanden werden: Innerhalb eines make-believe-Spiels mit den Geschichten von A.C. Doyle ist es fiktional wahr, dass Holmes in der Baker Street 221B wohnt, auch wenn es außerhalb dieses Spiels nicht wahr ist, dass es eine Baker Street 221B in London gegeben hat (Bareis 2009, S.231). Weiterhin bilden sich innerhalb eines make-believe-Spiels gewisse Regeln aus, wie Walton anhand der Geschichte von Gullivers Reisen darstellt. Wenn man beim Lesen erfährt, der erste Mensch, dem Gulliver auf der Insel Liliput begegnet, ist nur drei Zoll groß, dann versteht man die implizite Spielregel, dass auch der nächste Bewohner der Insel Liliput nur drei Zoll groß ist. Dies gilt natürlich unter der Voraussetzung, dass nicht explizit darauf hingewiesen wird, diese Person besitze eine andere Größe (Bareis 2008, S.31). Walton trifft in seiner Theorie hierbei eine Reihe weiterer Unterscheidungen. So werden fiktionale Wahrheiten in seinem Sinne zwar stets im Rahmen eines make-believe-Spiels generiert, jedoch nicht notwendigerweise stets nach dem gleichen Muster. Walton unterscheidet zwischen **direkten** (oder primären) und **indirekten** (oder impliziten) **fiktionalen Wahrheiten**. Direkte fiktionale Wahrheiten können unvermittelt dem Kunstwerk entnommen werden, während indirekte fiktionale Wahrheiten nur im Rahmen bestimmter Prozesse zustande kommen²⁹.

Fiktionale Werke sind nach diesem Verständnis ‚löchrige Gebilde‘. Nur ein Bruchteil der fiktionalen Wahrheiten, die in einem make-believe-Spiel generiert werden, ist explizit im Werk selbst ausgedrückt als direkte fiktionale Wahrheit. Diese direkten fiktionalen Wahrheiten werden ergänzt durch indirekte fiktionale Wahrheiten, die sich aus direkten fiktionalen Wahrheiten ableiten lassen. Hieraus ergibt sich Waltons Unterscheidung zwischen ‚Werkwelt‘ und ‚Spielwelt‘ (Bareis 2009, S. 233). Aber auf welche Weise werden nun indirekte fiktionale Wahrheiten gebildet? In diesem Zusammenhang verweist Walton auf einige Prinzipien aus der analytischen Philosophie, die im folgenden Abschnitt erörtert werden.

3.3 Prinzipien zur Generierung fiktionaler Wahrheiten

Fiktive Vorstellungswelten beinhalten also auch im Text nicht beschriebene, jedoch implizit enthaltene Sachverhalte. Es stellt sich die Frage, auf welche Art und Weise diese impliziten Sachverhalte bestimmt werden können. Hierbei wird von Walton auf eine Reihe von Prinzipien bzw. Regeln zum ‚Auffüllen‘ fiktionaler Vorstellungswelten verwiesen. Wenn z.B. in einer Erzählung eine Kutschfahrt dargestellt wird, aber nicht explizit das Pferd erwähnt wird, das die Kutsche zieht, so wird man trotzdem eher das Pferd der Erzählung zugehörig empfinden, als annehmen, dass die Kutsche von Geisterhand gezogen wird (Zipfel 2001, S.84f). Hinter dieser Annahme steht das sogenannte ‚**Realitätsprinzip**‘. Das Realitätsprinzip besagt – kurz gefasst –, dass eine fiktive Welt so nah wie möglich an der realen Welt zu konstruieren ist. Neben dem, was in einem Erzähltext explizit erwähnt wird, können folglich alle Sachverhalte der realen Welt gerechnet werden, sofern sie durch den Erzähltext nicht explizit aufgehoben oder negiert werden. Hierzu gehören sowohl einzelne historische Ereignisse als auch allgemeine Annahmen

²⁹ Ein Beispiel: Im Kontext der Blechtrommel ist es eine direkte fiktionale Wahrheit, dass Oskar blaue Augen hat (siehe erster Satz), es ist aber nur indirekt fiktional wahr, dass er eine Milz, zwei Nieren etc. hat (Bareis 2009, S.232ff).

über natürliche Gegebenheiten, sprich über die Gesetze der Physik, das Verhalten von Lebewesen oder die menschliche Psychologie³⁰. Wenn nun bspw. im Roman ‚Cécile‘, der in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts spielt, Bismarck nicht namentlich erwähnt wird, so ist es dennoch eine implizite fiktionale Wahrheit, dass Bismarck zu dieser Zeit Reichskanzler war. Und selbst wenn Fontane dem Reichskanzler in seinem Roman explizit einen anderen Namen gegeben hätte, so hätte der Reichskanzler – gemäß des Realitätsprinzips – die gleichen Rechte und Pflichten wie der tatsächliche Reichskanzler Bismarck. Ein grundsätzliches Problem bei der Anwendung des Realitätsprinzips zeigt sich allerdings bei der Anwendung auf fiktionale Texte aus vergangenen Epochen. So würde eine strikte Anwendung des Realitätsprinzips dazu führen, eine Erzählung aus dem 18. Jahrhundert mit Sachverhalten – z.B. normativen Bewertungen gewisser Handlungen – aus der wirklichen, heutigen Welt in Verbindung zu bringen. In diesem Falle wird auf das ‚**Prinzip der allgemeinen Überzeugung**‘ verwiesen. Das ‚Prinzip der allgemeinen Überzeugung‘ hat nicht die Realität oder eine spezifische Auffassung der Realität als Maßstab, sondern die gemeinsame Wirklichkeitsauffassung innerhalb der Gemeinschaft, in der das Werk entstand (Bareis 2008, S.39). Als weiteres etabliertes Prinzip für das Generieren fiktionaler Wahrheiten gilt das ‚**Prinzip der minimalen Abweichung**‘. Die fiktionale Vorstellungswelt weicht demnach von der wirklichen soweit ab, wie es der Text explizit vorgibt, ist aber ansonsten identisch mit der allgemeinen Vorstellung von Realität. Daraus folgt, dass die fiktionale Vorstellungswelt mit der realen Welt identisch ist, minus dessen, was von der realen Welt abweicht. Zusätzlich können über das Prinzip der ‚**übergeordneten Genrekonvention**‘ weitere implizite fiktionale Wahrheiten erfasst werden. So wird bspw. ein Kenner von Fantasyliteratur Elfen allein schon an ihren spitzen Ohren – oder anderen Attributen wie Unsterblichkeit und Abneigung gegen Zwerge – erkennen, auch wenn nicht explizit erwähnt wird, dass es sich um einen Elfen handelt (Bareis 2009, S.239). Das ‚**Kohärenzprinzip**‘ versucht fiktionale Wahrheiten in einen kohärenten Zusammenhang mit anderen fiktionalen Wahrheiten zu bringen. Mikael Petterson führt dies anhand des implizit wahren Suizids von Mrs. Verloc in Joseph Conrad’s ‚The Secret Agent‘ aus. Der Suizid dieser Figur wird zwar nicht explizit erzählt, dennoch weiß man, dass sie auf dem Weg von England nach Frankreich war und anschließend eine andere Figur in der Zeitung von dem Suizid einer Frau auf der Überfahrt erfährt. Nach dem Kohärenzprinzip ist der Suizid von Mrs. Verloc eine implizite fiktionale Wahrheit, da ein Suizid einer anderen Figur – im Zusammenhang mit den anderen fiktionalen Wahrheiten – nicht zu einem kohärenten Bedeutungszusammenhang führen würde (Bareis 2009, S.244f).

Es gibt zwar noch eine Reihe weiterer Prinzipien zur Generierung fiktionaler Wahrheiten, aber keine allgemeingültigen Regeln für ihre Anwendung. Zusätzlich können textinterne Elemente, wie bspw. ein unzuverlässiger Erzähler, die Anwendung erschweren. Letzten Endes bleibt es so stets die Aufgabe der Interpretation, die unterschiedlichen fiktionalen Wahrheiten miteinander in Einklang zu bringen, auch wenn dies nicht immer gelingen mag und Folgerungen aus direkten fiktionalen Wahrheiten stets unter einem gewissen Vorbehalt stehen (Bareis 2009, S.254). Für den Kontext dieser Arbeit sind vor allem das Realitätsprinzip bzw. das Prinzip der

³⁰ Dem Einwand, fiktive Welten könnten durch die Anwendung des Realitätsprinzips zu sehr aufgebläht werden, setzt Walton die pragmatische Lösung entgegen, dass zwar alle nicht-negierten Sachverhalte Teil der fiktiven Welt, aber nur manche für die erzählte Geschichte relevant sind (Zipfel 2001, S.85f).

allgemeinen Überzeugung relevant, da mit Hilfe dieser Genierungsprinzipien die Anwendung realwissenschaftlicher Erkenntnisse (und damit auch historischer oder kultureller Hintergründe) ermöglicht werden soll. Da jedoch keine allgemeingültigen Regeln zur Anwendung dieser Prinzipien vorliegen, soll im nächsten Abschnitt erläutert werden, welche Texte sich besonders für eine Anwendung eignen.

3.4 Bestimmung des Möglichkeitsspielraums anhand von Fiktivitätsfaktoren

Eine der wichtigsten Schlussfolgerungen aus Waltons Theorie ist die grundsätzliche Unabhängigkeit der Fiktion von den Kategorien Wirklichkeit und Wahrheit sowie dem damit verbundenen Verständnis einer Referenz fiktionaler Werke auf reale Hintergründe. Fiktionale Werke können, aber müssen nicht auf eine – wie auch immer definierte – Wirklichkeit referieren, und die Aussagen eines fiktionalen Werkes können, müssen aber nicht wahr sein im Sinne eines bestimmten Wahrheitsbegriffs. Der Terminus der ‚fiktionalen Wahrheit‘ in Waltons Modell zielt zunächst allein auf die in der fiktionalen Welt dargestellten Verhältnisse (Bareis 2008, S.113f)³¹. Auf welche Weise lässt sich aber nun eine Bezugnahme realwissenschaftlicher Erkenntnisse auf fiktionale Texte rechtfertigen? Wie in Abschnitt 1.3 angeregt wurde, eignen sich nicht alle Erzähltexte für die Anwendung realwissenschaftlicher Erkenntnisse. So sollten Erzähltexte im weitesten Sinne ‚realistisch‘ sein, d.h. die dargestellte Handlung sollte sich in einem gewissen ‚**Möglichkeitsspielraum**‘ befinden. Ein Möglichkeitsspielraum liegt vor, wenn eine nicht stattgefundene Geschichte in der Wirklichkeit theoretisch stattfinden hätte können. Um abschätzen zu können, welche Erzähltexte diese Voraussetzung weitestgehend erfüllen, wird auf intrinsische Fiktivitätsfaktoren Bezug genommen. Frank Zipfel (2001) führt in seiner Studie ‚Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität‘ drei wesentliche intrinsische **Fiktivitätsfaktoren** aus: **Ereignisträger, Ort und Zeit**. Obschon eine distinkte Abgrenzung von Realistik und Phantastik anhand dieser Faktoren wohl nicht gänzlich möglich ist³², so kann mit ihrer Hilfe doch näher bestimmt werden, welche Werke sich zu einer Anwendung realwissenschaftlicher Erkenntnisse eignen.

Fiktive Vorstellungswelten sind nie ganz und gar fiktiv, sondern stets auf die eine oder andere Art und Weise auf die wirkliche Welt bezogen. Geschichten, die in keinerlei Relation zu unserem Wirklichkeitskonzept stehen, könnten weder erzählt noch verstanden werden, man könnte sie sich nicht einmal vorstellen (Zipfel 2001, S.82). Anhand der drei Fiktivitätsfaktoren soll

³¹ Eine theoretische Unterscheidung von Fiktion und Nicht-Fiktion erfolgt stattdessen über die Funktion von Objekten. Ein Objekt fungiert in Waltons Modell dann als Requisite in einem make-believe-Spiel, wenn es Vorstellungen ‚vorschreibt‘, die gemäß den Generierungsprinzipien direkte und indirekte fiktionale Wahrheiten hervorbringen. Wenn ein Objekt diese Eigenschaft erfüllt, wird es im Rahmen einer jeweiligen kulturellen Praxis zu einem gegebenen Zeitpunkt als Darstellung betrachtet und kann somit als fiktionales Werk bezeichnet werden. Wann aber kann ein Rezipient nun genau wissen, ob ein make-believe-Spiel mit einem gewissen Objekt die angemessene Rezeptionsweise ist? In dieser Hinsicht hat sich Waltons Modell als unzureichend erwiesen. Es wird hierbei angenommen, dass diese Entscheidung von den Rezipienten in der Regel v.a. aufgrund paratextueller Signale – bspw. der Kennzeichnung eines Werkes als Roman – getroffen wird. Darüber hinaus spielen bei dieser Entscheidung auch intrinsische Fiktionssignale eine gewisse Rolle (Bareis 2008, S.114).

³² Zur Kritik an Zipfels Modell siehe Bareis (2008).

ermessen werden, wie die Ereignisse einer dargestellten Geschichte mit der Wirklichkeit zusammenhängen. Hierbei wird unterschieden, ob dargestellte Ereignisträger, Zeiten und Orte möglich oder nicht-möglich sind. Nach dieser Konzeption sind mögliche Ereignisträger Figuren, deren Eigenschaften nicht von möglichen Eigenschaften realer Personen abweichen³³. Als nicht-mögliche Orte werden solche angesehen, die entweder nach den heutigen technischen Mitteln für den Menschen als unerreichbar gelten oder grundsätzlich als undenkbar gelten. Wirkliche Orte sind hierbei natürlich immer auch mögliche Orte. Dagegen sind nicht-wirkliche Orte, die im Bereich des Möglichen liegen, Orte, die es zwar geben kann, die man aber tatsächlich nicht aufsuchen kann³⁴. Die explizite Fiktivität in Bezug auf das Merkmal Zeit beschränkt sich auf den Bereich des Nicht-Möglichen. Hierbei kann man zwischen nicht-möglichen Zeitpunkten (Zeitpunkte in der Zukunft), nicht-möglichen Zeiträumen (Zeiträume, die mit der gängigen Zeiteinteilung nicht zu vereinbaren sind) und nicht-möglichen Zeitverhältnissen (Zeitverhältnisse, die nicht der gängigen Zeitkonzeption als eindimensionales Kontinuum entsprechen) unterscheiden (Zipfel 2001, S.81).

Für eine Anwendung realwissenschaftlicher Erkenntnisse auf fiktionale Texte scheinen sich nach dieser Konzeption vorwiegend Erzähltexte zu empfehlen, die mögliche Ereignisträger und mögliche Orte aufweisen und zudem in einer möglichen Zeit spielen, d.h. explizit oder implizit in der ‚realen‘ Vergangenheit bezüglich des Schreibzeitpunkts. Bezogen auf das Werks ‚Cécile‘ lässt sich zunächst feststellen, dass diese Geschichte sowohl mögliche Ereignisträger und mögliche Orte enthält als auch in einer möglichen Zeit spielt³⁵. Doch inwiefern ist es überhaupt angebracht, Ereignisträger und damit Figuren wie reale Menschen zu behandeln und ihnen somit Handlungsfähigkeit und psychologische Gesetzmäßigkeiten zu unterstellen? Dieser Aspekt wird im folgenden Abschnitt näher ausgeführt.

3.5 Literarische Figuren und reale Personen

Die allgemeine literaturwissenschaftliche Diskussion über das Phänomen ‚Figur‘ ist häufig von dem Gegensatz geprägt, dass eine Figur einerseits etwas kategorial anderes sein soll als eine reale Person, also ein rein textuelles Phänomen darstellt. Andererseits werden Figuren oft in einer zu großen lebensweltlichen Nähe zu realen Personen interpretiert. Fotis Jannides (2004) erstellt in seiner Studie ‚Figur und Person‘ das Konzept einer Figur als textbasiertes mentales Modell eines Modell-Lesers³⁶. Der Modell-Leser, der ein Konstrukt des vom Autor intendierten

³³ In einer weiteren Auslegung sind nicht-mögliche Ereignisträger auch Gegenstände mit (naturwissenschaftlich) nicht erklärbaren Eigenschaften, bspw. Zeitmaschinen oder das Aleph bei Borges (Zipfel 2001, S.80f).

³⁴ Hierzu zählen z.B. Faulkners ‚Yoknapatawpha Country‘ oder Johnsons ‚Jerichow‘, sowie alle Orte (mit oder ohne Namen), die nicht in einem spezifischen Landstrich angesiedelt sind, deren Beschreibungen aber im Hinblick auf die Möglichkeit keine Abweichung von der Wirklichkeit enthalten (Zipfel 2001, S.81).

³⁵ Dieser Aspekt wird genauer in Kapitel 1 der Werkanalyse ausgeführt. Zur allgemeinen literarischen Konzeption von Theodor Fontane siehe folgendes Kapitel 4.

³⁶ „Der Modell-Leser, also der vom Autor intendierte Leser, soweit er sich aufgrund des Textes rekonstruieren lässt, wird explizit mit psychischen Merkmalen versehen, insbesondere mit einem Gedächtnis, kulturellem Wissen und der Fähigkeit Inferenzen bilden zu können. Im Bedarfsfall lässt sich im

Lesers darstellt, nimmt eine literarische Figur mit ähnlichen Prozessen wie eine reale Person wahr. Die Differenz zwischen Person und Figur wird hierbei vor allem durch die begrenzte Informationsmenge der Figur und ihre Abhängigkeit von bestimmten Faktoren der narrativen Kommunikation bestimmt³⁷.

Eine Figur ist in diesem Konzept ein **mentales Modell**, das im Fortgang der Lektüre stetig an Informationsfülle zunimmt. In der Binnenstruktur der Informationsorganisation entspricht es einem Basistypus³⁸ mit folgenden Eigenschaften: Der Basistypus verfügt über ein ‚Inneres‘ und ein ‚Äußeres‘. Das ‚Äußere‘ ist hierbei für andere Figuren und Wahrnehmungsinstanzen (z.B. den auktorialen Erzähler) wahrnehmbar, das ‚Innere‘ nur für Wahrnehmungsinstanzen. Dem ‚Inneren‘ können mentale Zustände, Wünsche, Überzeugungen, Intentionen und Emotionen zugeschrieben werden. Neben diesen eher kurzfristigen Eigenschaften lassen sich langfristige Eigenschaften wie Charaktermerkmale zuschreiben (Jannidis 2004, S.192f). Dies gilt auch für die Zuschreibung von Merkmalen, die das ‚Äußere‘ einer Figur betreffen. So kann bspw. der bleiche Gesichtsausdruck einer Figur eine kurzfristige Reaktion auf eine erschreckende Situation oder auch ein langfristiger Zustand sein. Durch die Beschreibung der Außenseite kann der Figur zudem eine Position im Raum der narrativen Welt zugewiesen werden. Somit können das ‚Äußere‘ betreffende Figureninformationen danach unterschieden werden, ob sie der räumlichen Positionierung oder der äußerlichen Beschreibung dienen. Die Differenz von innen/außen erlaubt es Bezüge herzustellen, entweder in paralleler oder in gegensätzlicher Form. So kann sich bspw. aufgrund eines mentalen Zustands ein äußerliches Merkmal zeigen (Figur ist aufgeregt und errötet) oder ‚Inneres‘ und ‚Äußeres‘ verhalten sich konträr (Figur ist aufgeregt, wirkt aber äußerst gelassen). Relativ stabile Merkmale einer Figur können anschließend in eine kausale Geschichte zur Handlungserklärung integriert werden. Da nach Jannidis in Bezug auf Figuren ähnliche Prozesse der Personenwahrnehmung wie in der realen Welt ablaufen, kann Figuren Handlungsfähigkeit unterstellt werden und so das Verhalten einer Figur als Handlung anstatt als Motion eines Objekts interpretiert werden. Von gegebenen Informationen kann man auf weitere Informationen schließen, von nicht-intentionalem Handeln kann auf Ursachen gefolgert werden, und ausgehend vom intentionalen Handeln sind Inferenzen auf Intentionen, Emotionen, Wünsche und Überzeugungen möglich. Diese Inferenzen beruhen auf Regelmäßigkeitsannahmen, die in der narrativen Welt, der Gattung oder der aktuellen Welt aus der Sicht des Autors und seiner Zeit gültig sind (Jannidis 2004, S.194).

Modell-Leser der auktoriale und der narrative Leser unterscheiden. Der narrative Leser ist der Zuhörer des Erzählers und akzeptiert die vom Erzähler entworfene Welt als wahr, soweit dieser nicht unzuverlässig ist. Der auktoriale Leser, gleichsam Gegenstück des impliziten Autors, weiß um die Fiktionalität der Kommunikation“ (Jannidis 2004, S.237).

³⁷ Bei den Faktoren der narrativen Kommunikation unterscheidet Jannidis zwischen Situation, Ausdruck, Wertung und Figurengröße (Jannidis 2004, S.243).

³⁸ Der Basistypus beschreibt die basale Struktur der Informationen in der mentalen Repräsentation einer Figur. Die Erklärungen und Beschreibungen von Verhalten werden aufgrund der ‚folk psychology‘ ermöglicht. Das von Jannidis verwendete Konzept der ‚folk psychology‘ bezeichnet das Phänomen, dass Menschen im Alltag anderen Menschen psychische Zustände zuschreiben, dass sie menschliches Verhalten mit Bezug auf psychische Zustände erklären und auch Vorhersagen treffen, bei denen sie sich auf Annahmen über psychische Zustände verlassen (Jannidis 2004, S.186ff).

Auf welche Weise werden nun Figureninformationen in einem Basistypus organisiert? Jannidis schlägt zur Beschreibung von Figureninformationen ein Modell aus vier skalaren Dimensionen vor: **Zuverlässigkeit**, **Modus**, **Relevanz** und **Offensichtlichkeit**. **Zuverlässig** ist eine Information, wenn die Quelle ihrer Zuschreibung zuverlässig ist. Es handelt sich hierbei um keinen quantifizierbaren Wert, sondern um einen Vergleich etwa der Form: „Eine Aussage eines zuverlässigen Erzählers ist zuverlässiger als die einer anderen Figur oder eines unzuverlässigen Erzählers“. Dennoch bedeutet dies nicht, dass Informationen durch andere Figuren grundsätzlich weniger zuverlässig sind, als die eines Erzählers (Jannidis 2004, S.201). Ihre Zuverlässigkeit ist auch abhängig von den Regeln innerhalb der narrativen Welt. Je näher eine Darstellung dem jeweiligen ‚Innenleben‘ der Figur sprachlich – z.B. durch erlebte Rede oder ‚stream of consciousness‘ – kommt, um so stärker ist das subjektive Moment der Wahrnehmung gekennzeichnet und entsprechend weniger zuverlässig wird die gegebene Information einzuschätzen sein. Zugleich ist aber die Information, dass eine Figur so wahrnimmt, durch eine solche Darstellung umso zuverlässiger gegeben (Jannidis 2004, S.203).

Eine weitere wichtige Dimension der Figureninformation ist der **Modus** ihrer Bindung. Dies bedeutet, dass der spezifische Kontext, in dem eine Information präsentiert wird, mitentscheidend ist. So muss die von einer Figur getätigte Aussage „XY ist sehr eitel“ gegebenenfalls, d.h. bei entsprechender Kontextinformation, auch dahingehend bewertet werden, dass diese Figur schon lange Zeit eifersüchtig auf XY ist. In fiktionalen Texten bringt also auch eine Lüge oder eine andere kontrafaktische Information eine relevante Unterscheidung in die erzeugte Welt ein. Nicht nur, weil sich die Aussage auf die Quelle ihrer Herkunft zurückbeziehen lässt, sondern auch, weil sie in Bezug auf die Figur, über die diese Aussage getroffen wird, offenbart, dass man eine Lüge über diese Person scheinbar glaubhaft äußern kann (Jannidis 2004, S.203f).

Die **Relevanz** einer Figureninformation behandelt den Aspekt, dass nicht alle in einem Erzähltext gegebenen Informationen gleich wichtig sind. Die Entscheidung, wie relevant eine Information ist, ist nicht allein dem Gefühl des Lesers überlassen. Vielmehr bestimmt sich die Relevanz über die kommunikative Intention. Grob lassen sich die maßgeblichen Faktoren für die Relevanz in Darstellungsmittel, Regeln der narrativen Welt und lebensweltliche Faktoren unterscheiden. Informationen, die nach einem lebensweltlichen Verständnis irrelevant sind, können innerhalb literarischer Texte durchaus relevant sein. Relevanz kann so bspw. durch die Darstellung bedingt werden, sei es durch die Position der Information, bspw. bei der Beschreibung einer Figur am Anfang oder am Ende des Textes, vor allem aber durch Wiederholung. Als ein besonderer Fall der Wiederholung gilt hierbei die Subsumption, d.h. verschiedene Handlungen einer Figur lassen sich durch ähnliche mentale Zustände erklären, die wiederum unter der Bezeichnung Figureneigenschaft zusammengefasst werden können. Weiterhin kann die Relevanz durch bestimmte Regelmäßigkeitsannahmen in der narrativen Welt geprägt werden. So können wenig relevante lebensweltliche Informationen – bspw. die Farbe der Schuhbänder einer Figur – durch bestimmte Darstellungsverfahren und Regelmäßigkeitsannahmen der erzählten Welt eine größere Relevanz gewinnen. Eine solche Information kann z.B. in einem Kriminalroman der Identifikation des Täters dienen oder im Kontext einer gewissen sozialen Umgebung (Farbe der Schuhbänder als Zeichen der politischen Haltung) zu gewissen sozio-

kulturellen Rückschlüssen führen. Relevante lebensweltliche Informationen (z.B. der Tod einer Figur, ein Unfall oder Arbeitslosigkeit) hingegen werden auch in der narrativen Welt ihren Status behalten, insbesondere wenn die narrative Welt recht nah an der aktuellen Welt angesiedelt ist. Jede Form des Ungewöhnlichen, sei es durch Darstellungsmittel oder durch lebensweltlichen Bezug, rückt die entsprechende Information in den Vordergrund und erhöht so ihre Relevanz (Jannidis 2004, S.204f).

Die **Offensichtlichkeit** einer Information lässt sich zunächst dadurch bestimmen, ob eine Zuschreibung direkt oder indirekt erfolgt. Wenn eine Zuschreibung direkt erfolgt, so ist sie – wie schon in Waltons Modell – eine Tatsache in der erzählten Welt. Eine indirekte Zuschreibung liegt dann vor, wenn sich aus einer figurenbezogenen Tatsache weitere Schlussfolgerungen über die Figur (z.B. über ihr Innenleben, ihren Lebensstil etc.) ziehen lassen. Während direkte Informationen für den Modell-Leser immer offensichtlich sind, können indirekte Informationen mehr oder weniger offensichtlich sein. Die Eigentätigkeit des Lesers dient also als Differenzkriterium zwischen direkter und indirekter Darstellung (Jannidis 2004, S.206). Die indirekte Charakterisierung einer Figur erfolgt nach Jannidis in zwei Schritten. Im ersten Schritt werden über den Text eine oder mehrere Informationen vergeben. Im zweiten Schritt wird an diese eine sogenannte ‚abduktive Inferenz‘³⁹ angeschlossen und es werden weitere Schlussfolgerungen gezogen. Welche Elemente im Text betroffen sind, lässt sich nicht genau bestimmen, da die Vielfalt der Möglichkeiten wohl grenzenlos ist. So kann es sich um die Wohnungseinrichtung, Kleidung oder Handlungen und sprachliches Verhalten von Figuren handeln. Aufgrund solcher Gegebenheiten werden vom Modell-Leser Regeln gesucht, die mit diesen Phänomen übereinstimmen. Diese Annahmen können mehr oder weniger plausibel sein und stellen damit auch mehr oder weniger offensichtliche Informationen über die Figur dar (Jannidis 2004, S.210).

³⁹ Eine abduktive Inferenz besteht aus drei Operationen: 1. Aufgrund eines semiotischen Triggers wird ein Phänomen als Zeichen identifiziert; 2. Es wird eine Regel gesucht, die zu dem Phänomen passt; 3. Aus gegebenem Phänomen und Regel wird ein abduktiver Schluss auf ein Drittes gezogen. Jeder dieser Schritte ist nicht notwendig, d.h. es gibt keine zwingende Form der Logik, die jeden dieser Schritte bestimmt, sondern nur mehr oder weniger plausible Annahmen (Jannidis 2004, S.210).

3.6 Zusammenfassung

Um das Verhältnis von fiktionaler Literatur und ‚Wirklichkeit‘ zu ergründen, wurden zunächst fiktionale Texte als intentionale Sprachgebilde verortet. Grundlegend für diese Bestimmung ist die Theorie des ‚make-believe-Spiels‘ von Kendall Walton. Innerhalb eines make-believe-Spiels werden fiktionale Wahrheiten gebildet. Diese lassen sich danach unterscheiden, ob sie direkt im Text erwähnt sind und somit direkte fiktionale Wahrheiten darstellen oder ob sie als indirekte fiktionale Wahrheiten aus diesen abgeleitet werden. Bezüglich dieser Generierung von indirekten fiktionalen Wahrheiten wurden einige Prinzipien aus der analytischen Philosophie herangezogen, v.a. das Realitätsprinzip und das Prinzip der allgemeinen Überzeugung. Um entscheiden zu können, welche Texte sich für die Anwendung realwissenschaftlicher Erkenntnisse eignen, wurde versucht, mittels intrinsischer Faktoren der Fiktivität eine Eingrenzung zu leisten. Demnach sind besonders Erzähltexte, die mögliche Ereignisträger und mögliche Orte enthalten sowie in möglichen Zeiten spielen, für ein solches Vorgehen geeignet. Die Vergleichbarkeit von literarischen Figuren und realen Personen wurde schließlich damit begründet, dass eine literarische Figur ein mentales Modell darstellt, das von einem Leser mit ähnlichen Prozessen wahrgenommen wird wie wirkliche Menschen. Die Informationen, die man im Leseprozess über eine Figur erhält, wurden nach Zuverlässigkeit, Modus, Relevanz und Offensichtlichkeit kategorisiert. Hierdurch soll eine systematische Analyse und Einordnung der Informationen, die man im Leseprozess über eine Figur erhält, gewährleistet werden.

4 Fontanes literarische Konzeption und die inhaltliche Verortung des Romanwerks

Im Rahmen dieses Kapitels soll Fontanes literarische Konzeption ausgeführt und damit insbesondere sein literarischer Anspruch bzw. seine Intention dargestellt werden. Hierfür wird auf Selbstaussagen des Autors bezüglich seines Werkes und seiner Wahrnehmung der zeitgenössischen gesellschaftlichen Zustände zurückgegriffen⁴⁰. Da Erzähltexte im Kontext dieser Arbeit intentionale Gebilde sind, wird zunächst die allgemeine literaturgeschichtliche Position des ‚Realismus‘ ausgeführt und anschließend Fontanes spezifische Auffassung des ‚poetischen Realismus‘ erörtert. Des Weiteren soll Fontanes literarische Konzeption anhand des von ihm gewählten Darstellungsverfahrens, der Figurenauswahl und der Stellung von Autor und Erzähler innerhalb des literarischen Werkes nachvollzogen werden. Um Fontanes zeitgenössische Sicht der aktuellen Welt nachvollziehen zu können, wird zudem auf Aussagen über die Verortung des Individuums innerhalb gesellschaftlicher Strukturen Bezug genommen. Hierbei wird besonders auf die Thematik des Suizids eingegangen.

4.1 Der Begriff des ‚Realismus‘ in der Literaturgeschichte

Der Begriff ‚Realismus‘ wurde in Europa im 19. Jahrhundert (etwa 1830 bis 1880) als allgemeiner kunsttheoretischer Terminus für die Literatur und zugleich als Selbstkennzeichnung des künstlerischen Standpunkts dieser Epoche benutzt. Wesentlich für die Vertreter dieser Richtung war der Versuch einer Wiedergabe der zeitgenössischen Verhältnisse. Wichtige gesellschaftliche Zusammenhänge – sozialer, ökonomischer oder politischer Natur – sollten in die Darstellung von Handlungsverläufen eines Romans, einer Novelle oder eines Dramas einfließen. In verschiedenen Ländern bildeten sich unterschiedliche Auffassungen über die Programmatik des Realismus heraus, gemeinsames Merkmal war jedoch der Anspruch die fassbare Welt möglichst objektiv zu beschreiben, und somit einen Gegensatz zur idealistischen und romantischen Kunstauffassung darzustellen (Beutin et al. 2001, S.293).

In Deutschland entwickelte sich seit etwa 1848 der bürgerliche bzw. poetische Realismus. ‚Realistisches Schreiben‘ sollte sich nach dieser Auffassung an der Wirklichkeit orientieren, wobei vor allem die Beschreibung der bürgerlichen Lebenswelt im Vordergrund stand. Der dargestellte Handlungsverlauf sollte plausibel geschildert und kausal aufeinander bezogen sein, wobei allerdings bestimmte Wirklichkeitsbereiche als ‚hässlich‘ und ‚poesieunwürdig‘ ausgeklammert wurden. Hierzu zählte bspw. die explizite Darstellung menschlichen Elends. Vielmehr sollte das Geschilderte einen Läuterungsprozess durchlaufen, durch den eine ‚höhere‘ als die ‚platte‘ Realität poetisch zur Anschauung gebracht werden könne. Eine solche ‚Veredlung der nackten Realität‘ sollte mittels der Darstellung bürgerlicher Werte und Ideale gewährleistet

⁴⁰ Einschränkung muss hinzugefügt werden, dass Theodor Fontane keine explizite Literaturtheorie formuliert hat. Daher wird auf Aussagen aus literaturtheoretischen Aufsätzen und Briefen zurückgegriffen.

werden (Kiefer 2003, S.164). Damit grenzte sich der bürgerliche Realismus sowohl von der Romantik als auch vom französischen Realismus bzw. dessen deutschem Äquivalent, dem Naturalismus, ab. Hinsichtlich der Romantik wurde die Überbetonung des Subjektiven, Utopischen und Phantastischen abgelehnt, zu der als ‚krude‘ und ‚zufällig‘ empfundenen Mimesis des französischen Realismus eine deutliche Distanz eingenommen (Kiefer 2003, S.164f).

4.2 Fontanes Konzeption des ‚poetischen Realismus‘

Theodor Fontane wird dem ‚späten (poetischen) Realismus‘ zugerechnet. Dies wird einerseits durch seine thematische Ausrichtung begründet, in der bürgerliche Werte nicht mehr idealisiert, sondern zunehmend hinterfragt werden (Becker 2003, S.240f). Zugleich fällt Fontanes Schaffenszeit schlichtweg in die Spätphase der literarischen Epoche des Realismus. Sämtliche Romane entstehen erst innerhalb seiner letzten beiden Lebensjahrzehnte (1878-1898)⁴¹. Realismus stellt für Fontane nicht nur eine literarische Kategorie, sondern ein zentrales Merkmale seiner Epoche dar⁴². Dieses realistische Paradigma fordert eine Abkehr vom rein Spekulativen und das Erfassen der Wirklichkeit mit wissenschaftlichen Methoden. Auch die Kunst wird einer getreuen „*Widerspiegelung alles wirklichen Lebens*“ (Fontane 1969b, S.242) verpflichtet. Der literarische Realismus ist nach Fontane zwar durch einen bestimmten Stoffbereich gekennzeichnet, entscheidender ist jedoch die Beachtung der ‚Form‘, in der das Dargestellte verarbeitet wird: „[...] *der Realismus ist der geschworene Feind aller Phrase und Überschwenglichkeit; keine glückliche, ihm selber angehörige Wahl des Stoffs kann ihn aussöhnen mit solchen Mängeln der Form, die seiner Natur zuwider sind*“ (Fontane 1969b, S.239). Zu diesem Zweck bedarf es bestimmter Darstellungstechniken. Gegenüber der reportagenhaften Darstellung nimmt Fontane ein zwiespältiges Verhältnis ein. Zwar begrüßt er den Fortschritt für die Literatur, den der ‚exakte Bericht‘ ermöglicht hatte⁴³, bezweifelt aber, dass auf diesem Wege

⁴¹ Nachdem sich Fontane in der 48er-Zeit vorwiegend publizistisch engagierte, findet erst im den späteren Verlauf seines Lebens eine verstärkte Hinwendung zu literarischen Themen statt. Dennoch kann man nach Aust (1974) seine verstärkte Hinwendung zu literarischen Themen nicht mit einem Rückzug in einen Bereich jenseits der aktuellen Wirklichkeit gleichsetzen. „Ausgangspunkt und Interessensgebiet der modernen Literatur im Sinne Fontanes ist die empirische Wirklichkeit. Und zwar versteht er diese empirische Wirklichkeit nicht als eine Gegebenheit in Zeit und Raum schlechthin angesehen, sondern er meint damit eine historisch umgrenzbare Zeitspanne, die er ‚unsere Zeit‘ nennt. Diese Zeitphase wird durch gemeinsame Merkmale auf unterschiedlichsten Gebieten gekennzeichnet. Ihre Gesamtheit ergibt ein Zeittypisches, den Zeitgeist, der für Fontane im Zeichen des ‚Realismus‘ steht“ (Aust 1974, S.5).

⁴² „*Was unsere Zeit nach allen Seiten hin charakterisiert, das ist ihr Realismus. Die Ärzte verwerfen alle Schlüsse und Kombinationen, sie wollen Erfahrungen; die Politiker (aller Parteien) richten ihr Auge auf das wirkliche Bedürfnis und verschließen ihre Vortrefflichkeitsschablonen ins Pult; Militärs zucken die Achseln über unsere preußische Wehrverfassung und fordern „alte Grenadiere“ statt „junger Rekruten“; vor allem aber sind es die materiellen Fragen, neben jenen tausend Versuchen zur Lösung des sozialen Rätsels, welche so entschieden in den Vordergrund treten, dass kein Zweifel bleibt: die Welt ist des Spekulierens müde und verlangt nach jener „frischen grünen Weide“, die so nah lag und doch so fern*“ (Fontane 1969b, S.236).

⁴³ „*Ich erkenne in dem Heranziehen des exakten Berichts einen ungeheuren Literaturfortschritt, der uns auf einem Schlag aus dem öden Geschwätz zurückliegender Jahrzehnte befreit hat, wo von mittleren und mitunter auch von guten Schriftstellern beständig ‚aus der Tiefe des sittlichen Bewusstseins heraus‘ Dinge geschrieben wurden, die sie nie gesehen hatten*“ (Fontane 1969b, S.528).

eine getreue Spiegelung der Wirklichkeit erreicht werden kann. Denn allein schon durch die Versprachlichung verändere der Schriftsteller maßgeblich die Wirklichkeit⁴⁴. Die wirklichkeitsgetreue Schilderung der ‚Gesamtsituation‘ ist für Fontane entscheidender als die exakte Darstellung von Randdetails⁴⁵. Hierbei ist er sich bewusst, dass eine vollständige Dokumentation oder ‚Verdoppelung‘ der Wirklichkeit innerhalb eines literarischen Werkes nicht möglich ist. *„Und doch bin ich ehrlich bestrebt gewesen, das wirkliche Leben zu schildern. Es geht halt nit. Man muß schon zufrieden sein, wenn wenigstens der Totaleindruck der ist: ‚Ja das ist Leben‘“*⁴⁶. Dieser Unterschied von empirischer Wirklichkeit und Kunstwirklichkeit stellt ihm zufolge aber keinen Makel der Kunst dar, sondern dient geradezu zur Seinsbestimmung der Kunst. Empirische und künstlerische Wirklichkeit sollen sich unterscheiden, da ansonsten die Autonomie eines Kunstwerkes zugunsten eines wissenschaftlichen Berichts geopfert würde (Aust 1974, S.8ff): *„Also noch einmal: darauf kommt es an, daß wir in den Stunden, die wir einem Buch widmen, das Gefühl haben, unser wirkliches Leben fortzusetzen, und daß zwischen dem erlebten und erdichteten Leben kein Unterschied ist, als der jener Intensität, Klarheit, Übersichtlichkeit und Abrundung und infolge davon jener Gefühlsintensität, die die verklärende Aufgabe der Kunst ist“* (Fontane 1969b, S.568f)⁴⁷. Das Kunstwerk soll folglich gegenüber der Detailfülle der Wirklichkeit eine sinnvoll verkürzte Einheit darstellen (Aust 1974, S.13). Dies

⁴⁴ Diese Einstellung stellt ihn auch in Gegensatz zu dem Paradigma der ‚exakten Dokumentation‘, das zu seiner Zeit die Naturalisten vertraten. Beispielhaft kann dies an seiner Beschäftigung mit dem Dialekt seiner Figuren veranschaulicht werden. Während er anfangs Fachleute bzw. Einheimische zu Rate zog, um seine Figuren wirklichkeitsgetreu sprechen zu lassen, musste er feststellen, dass die sogenannte richtige Dialektform künstlerisch falsch wirkte, worauf er schließlich das ‚Falsche‘ dem ‚Richtigen‘ vorzog (Aust 1974, S.9).

⁴⁵ *„Es bleibt auch hier bei den Andeutungen der Dinge, bei der bekannten Kinderunterschrift: ‚Dies soll ein Baum sein‘. Mit gewiß nur zu gutem Recht sagen Sie: ‚Dies ist kein Wienerisch‘, aber mit gleichem Rechte würde ein Ortskundiger sagen (und ist gesagt): ‚Wenn man vom Anhaltischen Bahnhof nach dem Zoologischen fährt, kommt man bei der und der Tabagie nicht vorbei.‘ Es ist mir selber fraglich, ob man von einem Balkon der Landgrafenstraße aus den Wilmersdorfer Turm oder die Charlottenburger Kuppel sehen kann oder nicht. Der Zirkus Renz, so sagte mir meine Frau, ist um die Sommerzeit immer geschlossen. Schlangenbad ist nicht das richtige Bad für Käthes Zustände; ich habe deshalb auch Schwabach noch eingeschoben. Kalendermacher würden gewiß leicht herausrechnen, dass in der und der Woche in dem und dem Jahre Neumond gewesen sei, mithin kein Halbmond über dem Elefantenhaus gestanden haben könne. Gärtner würden sich vielleicht darüber wundern, was ich alles im Dörrschen Garten a tempo blühen und reifen lasse; Fischzüchter, dass ich – vielleicht – Muränen und Maränen verwechselt habe; Militärs, dass ich ein Gardebataillon mit voller Musik vom Exerzierplatz kommen lasse; Jacobikirchenbeamte, dass ich den alten Jacobikirchhof für ‚tot‘ erkläre, während noch immer auf ihm begraben wird. Dies ist eine kleine Blumenauslese, eine ganz kleine; denn ich bin überzeugt, dass auf jeder Seite etwas Irrtümliches zu finden ist“* (zitiert nach Aust 1974, S.10).

⁴⁶ Zitiert nach Aust 1974, S.10.

⁴⁷ Dieser Widerspruch, der wohl als Grundwiderspruch des literarischen Realismus bezeichnet werden kann, liegt eben in der Art, wie dieser das Verhältnis von Literatur und Realität, wie er die literarische Realität denkt. Die vom Empirismus vorgenommene Trennung des Realen in eine essentielle und eine inessentielle Komponente ergibt die Tendenz, den einen Teil des Realen (das Inessentielle) zu eliminieren, um den Kern (das Essentielle) freizulegen. Der Kampf gegen den Naturalismus, gegen das ‚Kopieren‘ der Wirklichkeit und ihrer inessentiellen Außenseite, ist der auf die literarische Theorie übertragene, für den Empirismus kennzeichnende Prozess, der die Eliminierung des Inessentiellen zum Ziel hat. Zwar neigt die empiristische Erkenntnistätigkeit dazu, sich selbst zu leugnen und ein scheinbar reales Objekt zurückzulassen – ganz zu verschwinden gelingt ihr aber dennoch nicht: Ihre Spur ist realisiert in der komplementären Position des Inessentiellen und Essentiellen im Realobjekt selbst (Eisele 1976, S.81f).

stellt den in Fontanes Romanwerk explizit enthaltenen Realitätsanspruch dar. Die Handlung wird aber im Sinne des ‚einschließenden Erzählens‘⁴⁸ zudem mit zahlreichen historischen Hintergründen, Zitaten, Verweisen auf andere Kunstwerke und symbolischen Andeutungen versehen. Einerseits wird der dargestellte Handlungsverlauf dadurch in eine klar umrissene Zeitspanne eingeordnet und kann somit dem Genre des ‚Zeitromans‘ zugeordnet werden. Andererseits wird die Handlung in ein Referenzmuster symbolischer Bezüge eingebettet, indem in den jeweiligen Szenen auf Kunstwerke, literarische Figuren, Sagen etc. Bezug genommen wird. Dies stellt das ‚poetische Element‘ in Fontanes Realismuskonzeption dar. Peter-Klaus Schuster schlug zur Beschreibung dieser Technik, durch die auf oft subtile Weise Sinnstrukturen und Botschaften in den Handlungsverlauf eingelagert werden, den Begriff ‚disguised symbolism‘ vor (Schuster 1978, S.12). Entscheidend ist hierbei allerdings, dass diese gewissermaßen ‚indirekten Kommentierungen‘ selbst nicht handlungsbestimmend sind. So ist es durchaus möglich, Fontanes Romane ohne bewusste Rezeption dieser ‚Doppelbödigkeit‘ zu lesen (Grawe 2002, S.271)⁴⁹. Gerade in der Anreicherung der Handlung mit indirekten symbolischen Bezügen offenbart sich die Auffassung Fontanes, dass Kunst – trotz explizitem Realitätsanspruch – ihre eigenen Methoden und Möglichkeiten zur Darstellung der Wirklichkeit besitzt. *„Es gibt kein Kunstwerk ohne Poesie, wobei nur zu bemerken bleibt, daß die vollendete Wiedergabe der Natur auch allemal einen höchsten Grad poetischer Darstellung ausdrückt“*⁵⁰. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Fontanes literarische Konzeption einerseits einen expliziten Realitätsanspruch enthält, andererseits in seiner Darstellungstechnik die Verwendung künstlerischer bzw. ‚poetischer‘ Elemente verlangt. Auf welche Art und Weise die Wirklichkeit in Fontanes Werk dargestellt wird, soll der nächste Abschnitt zeigen.

⁴⁸ Das einschließende Erzählen bezeichnet den Versuch des Autors, die epische Welt möglichst umfassend und einkreisend darzustellen, indem möglichst viele Aspekte aus verschiedenen Wissensgebieten in die Handlung eingeflochten werden (Demetz 1967, S.30f).

⁴⁹ Die Darstellung der indirekten symbolischen Kommentierung zeigt Hubert Ohl exemplarisch an dem Blutbuchenmotiv in Fontanes ‚Cécile‘: „Aber Fontane hat es vermieden, dieses Bild an der ihm zukommenden Stelle im Handlungsablauf gleichsam >direkt< zu gebrauchen. Indem er es erst viel später der sich erinnernden Cécile in den Mund legt, wird seine bedenkliche Unmittelbarkeit aufgehoben, in ein Zeichen verwandelt, das allein auf seine deutende, zurück- oder vorausweisende Funktion hin angesehen werden will. [...] Damit wird vielmehr jeder Vorstellung einer geheimnisvollen Korrespondenz zwischen dem Geschehen in der Natur und dem der moralischen Welt, die sich bei der Deutung dieses Bildes durch den Erzähler notwendig einstellen müsste, der Boden entzogen. Die Natur spricht nicht mehr unmittelbar, das Rot des Abends ist nicht schon an sich ein Bild der Leidenschaft Gordons; das wird es erst durch Céciles deutende Empfindung und ihre verbale Reflexion“ (Ohl 1968, S. 214).

⁵⁰ Brief an Emil Dominik vom 13.2.1882 (Fontane 1980, S.177).

4.3 Fontanes Kriterien der Darstellung der Wirklichkeit in der Kunst

Aufgabe des literarischen Realismus ist nach Fontane die Widerspiegelung der Wirklichkeit. Das Potential für diese Aufgabe sieht er vor allem im Roman. Ein Roman soll jedoch nicht nur die Realität darstellen, er soll auch eine bestimmte Wirkung auf den Leser haben:

„Was soll ein Roman? Er soll uns, unter Vermeidung alles Übertriebenen und Hässlichen, eine Geschichte erzählen, an die wir glauben. Er soll zu unserer Phantasie und unserem Herzen sprechen, Anregungen geben, ohne aufzuregen; er soll uns eine Welt der Fiktion auf Augenblicke als eine Welt der Wirklichkeit erscheinen, soll uns weinen und lachen, hoffen und fürchten, am Schluß aber empfinden lassen, teils unter lieben und angenehmen, teils unter charaktervollen und interessanten Menschen gelebt zu haben, deren Umgang uns schöne Stunden bereitere, uns förderte, klärte und belehrte“ (Fontane 1969b, S.316f).

Hinsichtlich dieser Aussage lässt sich der Anspruch Fontanes ableiten – in der Terminologie Waltons – ein plausibles ‚make-believe-Spiel‘ zu kreieren. Zudem enthält Fontanes Literaturkonzeption den Anspruch, auf eine spezifische Weise auf den Rezipienten zu wirken. Um eine solche Wirkung beim Leser zu erzeugen, bedarf es nach Fontane zweier Voraussetzungen: Das Kunstwerk muss ‚Wahrheit‘ und ‚Schönheit‘ vermitteln. So soll sich dem Leser durch die Lektüre das wirkliche Leben erschließen (Wahrheitspostulat), darüber hinaus soll sich die Wirkung als ‚wohltuend‘ und ‚unterhaltend‘ erweisen (Schönheitspostulat). Dieses romanästhetische Gebot fordert somit neben einer autonomen Kunstwelt – als Gegensatz zum wissenschaftlichen Bericht – auch eine bestimmte Qualität der Kunst (Aust 1974, S.14f). Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass die Kunst lediglich der Darstellung des ‚Schönen‘ verpflichtet sei. *„Ich bin kein Pessimist, gehe dem Traurigen nicht nach, beleißige mich vielmehr alles in jenen Verhältnissen und Prozentsätzen zu belassen, die das Leben selbst seinen Erscheinungen giebt“⁵¹*. Es findet folglich keine idealisierte Verzerrung der Realität statt, vielmehr verfolgt Fontane den Anspruch, ‚Hässliches‘ und ‚Schönes‘ in ihrer wahren Verteilung darzustellen:

„So ist das Leben nicht, und wenn es so wäre, so müsste der verklärende Schönheitsschleier dafür geschaffen werden. Aber dies ‚erst schaffen‘ ist gar nicht nöthig, die Schönheit ist da, man muß nur ein Auge dafür haben oder es wenigstens nicht absichtlich verschließen. Der ächte Realismus wird auch immer schönheitsvoll sein, denn das Schöne, Gott sei Dank, gehört dem Leben gerade so gut an wie das Hässliche. Vielleicht ist es noch nicht einmal erwiesen, dass das Hässliche präponderiert“⁵².

Den Vorgang, durch den sich innerhalb des Kunstwerkes neben dem augenfälligen Hässlichen das Schöne erschließen soll, kennzeichnet Fontane als ‚Verklärung‘. Hugo Aust (1974) zeigt hierbei, dass der Begriff Verklärung in zweifacher Weise auslegbar ist. Einerseits kennzeichnet er die spezifische Seinsqualität eines Kunstwerks, das sich damit von einem reinen Bericht abhebt. Andererseits bezeichnet er dessen weltanschauliche Qualität:

„Verklärung bedeutet ‚verklärte Wirklichkeit‘, in der die Frage nach dem Sinn von Existenz, Welt und Geschichte nicht nur gestellt, sondern konkret beantwortet wird. Die von dem Kunstgesetz geforderte verklärte Wirklichkeit weist eine Sinndimension auf, die in der historischen Wirklichkeit

⁵¹ Brief an Martha Fontane vom 5.5.1883 (Fontane 1980, S.243).

⁵² Brief an Emilie Fontane vom 14.6.1883 (Fontane 1911, S.35).

nicht zu finden ist und die nur im Kunstmedium qua Kunst sichtbar werden kann und auch sichtbar werden muß“ (Aust 1974, S.17).

Das Kunstwerk soll also Sinn entwerfen, was auf eine qualitative sinnorientierte Anreicherung der empirischen Wirklichkeit hinweist. Dies kann sich im konkreten Einzelfall bspw. als ‚Versöhnung‘ darstellen: „*Die Gnade fällt der Vernichtung in den Arm und wo Krankheit geboren werden sollte, blüht Gesundheit auf. Rätselhaft für uns (auch noch trotz Darwin), aber Rätsel oder nicht, die Tatsachen zeugen*“ (Fontane 1969c, S.775). Es lässt sich also feststellen, dass Wahrheit und Verklärung in Fontanes Literaturkonzeption keine konkurrierenden bzw. sich ausschließenden Begriffe sind. Ausgehend vom Anspruch der Charakterisierung des Zeitgeistes im literarischen Werk durch das Konzept des Realismus, dessen Ideal die getreue Widerspiegelung der Wirklichkeit ist, war sich Fontane der Grenzen der empirisch-wissenschaftlichen Wirklichkeitsabbildung innerhalb eines Kunstwerkes bewusst. Dokumentation sollte zwar stets die immer notwendige Voraussetzung, nicht aber das Wesen der Kunst ausmachen. Mit Hilfe der Verklärung soll die Wirklichkeit innerhalb eines literarischen Werkes transzendiert werden und somit einer sinnorientierten Widerspiegelung der Wirklichkeit entsprechen. Verklärte Wirklichkeit ist in diesem Fall die sich im Kunstwerk ausdrückende und konkret erscheinende Wahrheit der gesellschaftlichen Wirklichkeit aus der Sicht des Autors (Aust 1974, S.24).

4.4 Fontanes Kriterien der Figurenkonzeption

Nach Peter Demetz (1967) ist ein bestimmendes Element des Realismus die Abdankung des Heldischen zugunsten des Typischen. Dieser Aspekt wirkte sich nachhaltig auf die Verwendung bestimmter Figuren innerhalb der jeweiligen Werke aus:

„Von Scott zu Stifter, von Balzac zu Tolstoj, von Zola zu Dreiser schlägt eine Brandungswelle des Populismus durch die Literatur, die nichts ihresgleichen kennt: und wo einst Herzöge und Dogen thronen, tummeln sich nun schottische Gentleman-Farmer, französische Wucherer und ältliche Dienstmädchen, russische Staatsbeamte der niedrigsten Rangstufe, böhmische Bauernfrauen, sinnierende deutsche Handwerker, Berliner Portierstöchter – „familiäre Charaktere“, wie ein früher Interpret Balzacs diese neuen Gestalten bezeichnet“ (Demetz 1967, S.31).

Betrachtet man das Figurenrepertoire der Fontaneschen Romane hinsichtlich seiner sozialen Verortung, so fällt auf, dass dieses größtenteils in der aristokratischen Gesellschaftsschicht angesiedelt ist. Daher kann das Romanwerk auch in die Tradition des ‚Romans der guten Gesellschaft‘ eingeordnet werden⁵³. Fontanes Präferenzierung von Figuren aus der oberen Gesellschaftsschicht wird einerseits durch die persönliche ästhetische Sympathie des Autors für die Welt des Adels begründet⁵⁴. Andererseits bieten die individuellen Freiräume, den diese Figuren

⁵³ „In der Epoche 1820-1850 war die fashionable novel mit ihren induktiven Modellen eines jeder Krise und Mühe enthobenen Daseins ein außerordentlich populäres Element der europäischen Unterhaltungsliteratur; gescholten viel und doch imitiert von den bedeutendsten Schriftstellern der Epoche, von Stendhal, Thackeray, Gogol und Dickens“ (Demetz 1961, S.205).

⁵⁴ „Der Artist Fontane hat seine echte Heimat nur dort, wo man ein Chablis von einem Pommard unterscheiden kann; dort wo man seine Mahlzeiten nur mit ererbten schweren Silbergabeln zum Munde führt. Sobald er sich der bescheideneren bürgerlichen Sphäre nähert, wird Fontane zum Humoristen (das trübe Bürgerliche bedarf offenbar des verklärenden Humors) oder attackiert das Vulgäre, schonungslos und ohne Rücksicht“ (Demetz 1961, S.204).

qua sozialer Herkunft genießen, dem Autor größere Möglichkeiten, Handlungsverläufe jenseits alltäglicher und materieller Verpflichtungen darzustellen⁵⁵.

Hinsichtlich der Ausarbeitung literarischer Figuren vertritt Fontane den Anspruch glaubwürdige Charaktere zu schaffen, d.h. es soll sich bei ihnen um mögliche Ereignisträger handeln:

„Das wird der beste Roman sein, dessen Gestalten sich in die Gestalten des wirklichen Lebens einreihen, so dass wir in der Erinnerung an eine bestimmte Lebens Epoche nicht mehr wissen, ob es gelebte oder gelesene Figuren waren, ähnlich wie manche Träume sich unserer mit gleicher Gewalt bemächtigen, wie die Wirklichkeit“⁵⁶.

Um ein möglichst glaubwürdige Darstellung zu erreichen, soll der Schriftsteller sich hierbei auf ‚Durchschnittsmenschen‘ konzentrieren, um dem Leser Identifikation mit der Figur zu ermöglichen:

„Nun sind zwar Ausnahmefälle das Verlockendste für die Darstellung und auch durchaus zulässig, aber doch nur die tatsächlichen Ausnahmefälle, nicht die persönlichen. In gewissem Sinne, wenigstens nach der Moral-Seite hin, verlangen wir Durchschnittsmenschen, die nur durch eine besondere Verkettung von Umständen in ‚Ausnahmefälle‘ hineingeraten. Wir müssen den Menschen begreifen und als einen der unsren anerkennen, das ist die erste Bedingung, und zweite Bedingung ist, daß, wenn der ‚Ausnahmefall‘ eintritt, wir ihn zwar als Ausnahmefall empfinden, aber doch zugleich auch fühlen müssen: wir, in gleicher Lage, hätten denselben Ausnahmefall eintreten lassen. Darstellungen, die durchweg einen ‚Ausnahmefall‘ zeigen, in denen uns alles fremd berührt, Charakter wie Tat, gehören nicht in die Kunst“ (Fontane 1969b, S.547).

In diesem Kontext zeigt sich Fontanes Konzeption des ‚normalen Verhaltens‘ seiner Figuren, wozu insbesondere die psychologische Nachvollziehbarkeit gehört⁵⁷. Geschilderte Konflikte werden deshalb im Bereich des ‚Normalen‘ und nicht etwa im ‚Pathologischen‘ angesiedelt (Aust 2000, S.423). Für die Gestaltung der Eigenschaften der Figuren empfiehlt Fontane ein spezifisches Mischungsverhältnis zwischen typischen und individuellen Eigenschaften:

„Ich persönlich bin sehr für Gestalten in der Kunst, die nicht bloß Typ und nicht bloß Individuum sind, aber sonderbarerweise haben die größte Berühmtheit in Kunst und Literatur fast immer die Schöpfungen errungen, die die schön und echt menschliche Mittelstufe nicht einnehmen, sonderbare Gebilde, die einerseits gar nicht typisch (und menschlich nun schon gewiß nicht) und andererseits wie im Widerspruch dazu wiederum nur typisch sind. ‚Nur typisch‘ insoweit, als sie eine bestimmte, aller Menschheit eigene Charakterseite zum Ausdruck bringen und nichts weiter als das sind“ (Fontane 1982, S.156).

⁵⁵ „Fontane also, ähnlich wie die Schriftsteller des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, glaubt noch nicht an die artistische Würde der Arbeitswelt, wie sie das neunzehnte Jahrhundert so hartnäckig rühmte und zum Gegenstand epischer Studien erhob. [...] Schöne Menschlichkeit entfaltet sich in Fontanes Welt immer noch jenseits der täglich plagenden Pflichten; Berufe, geregelte Tätigkeiten, alltägliche Verrichtungen führen notwendig in die Enge, in eine bedauernswerte Verengung, die hässliche Verbildung des menschlichen Charakters“ (Demetz 1961, S.205).

⁵⁶ Über Paul Lindaus „Der Zug nach Westen“ (Fontane 1969b, S.568).

⁵⁷ So kritisiert Fontane auch Darstellungen in anderen Romanen, die aus Unkenntnis der tatsächlichen (insbesondere psychologischen) Verhältnisse hervorgehen. Es handelt sich um Unwahrscheinlichkeiten, die nach Fontane nicht dem Blick auf die Wirklichkeit, sondern dem Kalkül um die Gunst des Publikums entsprungen sind (Aust 2000, S.423). Siehe bspw. die Kritik an einer Kriminalgeschichte (Lindaus ‚Im Park von Villers‘): „Zu den besonderen Häßlichkeiten gehört, daß Komtesse Isolde (ein reizendes Geschöpf) mit Hilfe eines Kleiderschrankes, in den sie kriecht, jahrelang die Liebesszenen zwischen Miß Hudson und dem jungen Grafen Riancourt belauscht, desselben jungen Riancourt, den sie liebt. Erstens ist es häßlich, zweitens ist es unwahr; das hält kein Mensch aus, am wenigsten Jahr und Tag“ (Fontane 1963a, S.330f).

Die Ausarbeitung der Figuren erfolgt hierbei auch durch ihre jeweilige Funktion innerhalb der Erzählung:

„Man muß Vordergrunds-, Mittelgrunds- und Hintergrunds-Figuren haben und es ist ein Fehler wenn man alles in das volle Licht des Vordergrunds rückt. [...] Die Personen müssen gleich bei ihrem ersten Auftreten so gekennzeichnet sein, daß der Leser es weg hat, ob sie Haupt- oder Nebenpersonen sind. Auf das räumliche Maß der Schilderung kommt es dabei nicht an, sondern auf die gewisse Intensität, die den Fingerzeig giebt“ (Fontane 1979, S.162f).

Zentrales Kriterium der Figurengestaltung bleibt aber der Anspruch, Figuren möglichst lebensnah zu konzipieren. Fontane selbst bekennt, dass ihm *„Gestalten, von denen ich glaube, die Knöpfe des Rockes und die Venen der Hand zählen zu können, lieber sind als diese, Richtungen und Prinzipien vertretene Schatten“* (Fontane 1969b, S.467).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Fontane im Rahmen seiner Erzählungen mögliche Ereignisträger schaffen wollte, die sowohl plausibel handeln als auch in ihrer Grundkonzeption dem ‚Durchschnittsmenschen‘ entsprechen. Ihr Verhalten soll gewissermaßen dem ‚Normalfall‘ entsprechen. Dieser Aspekt wird für die Analyse dieser Arbeit eine wichtige Rolle spielen. Die Figur Cécile soll gemäß dieses allgemeinen Darstellungsanspruchs Fontanes in ihrer Handlungslogik als ‚nicht-pathologisch‘ aufgefasst werden. Der Konflikt der Figur soll innerhalb eines spezifischen Wechselverhältnisses zwischen gesellschaftlichen Faktoren und individuellen Eigenschaften erklärt werden, nicht lediglich durch eine individuelle ‚pathologische‘ Persönlichkeitsstruktur⁵⁸.

4.5 Die Stellung des Erzählers und des Autors in Fontanes Werk

Neben der zentralen Aufgabe eines literarischen Werkes die Realität wiederzuspiegeln soll der Handlungsverlauf mit ‚Sinn‘ angereichert werden. Deshalb wird für Fontane die Intention des Schriftstellers zur zentralen Kategorie:

„Nichts ist seltener als dieser höchste Grad, der absolute Gegenständlichkeit bedeutet. Die Regel ist, dass der Künstler in seinem Nachschaffen eben kein Gott, sondern ein Mensch, ein Ich ist und von diesem ‚Ich‘ in seine Schöpfung hineinträgt. Und von diesem Augenblick an, wo das geschieht, dreht sich alles um die Frage: ‚Wie ist dieses Ich?‘“ (Fontane 1980, S.177).

Hierbei vertritt Fontane eine Position, die zu Zurückhaltung mahnt:

„Das Hineinreden des Schriftstellers ist fast immer von Übel, mindestens überflüssig. Und was überflüssig ist, ist falsch. Allerdings wird es mitunter schwer festzustellen sein, wo das Hineinreden beginnt. Der Schriftsteller muß doch auch, als er, eine Menge tun und sagen. Sonst geht es eben nicht oder wird Künstelei. Nur des Urteilens, des Predigens, des klug und weise Seins muß er sich enthalten“ (Fontane 1982, S.533).

Diese Konzeption wirkt sich auch auf die Erzählebene in seinem Romanwerk aus. So sind zwar alle seine Romane heterodiegetische Erzählungen, d.h. Geschichten, in denen der Erzähler nicht selbst als Ereignisträger am Handlungsverlauf beteiligt ist. Im Gegensatz zum homodiegetischen Erzählen ist hinsichtlich dieses Erzählverfahrens die sogenannte ‚interne Fokalisierung‘ möglich, d.h. der Erzähler hat die Möglichkeit des unmittelbaren Zugangs zur Subjektivität.

⁵⁸ Eine andere Position vertritt bspw. Horst Thomé (1993) in ‚Autonomes Ich und >Inneres Ausland<‘.

tät der Figuren, über die er berichtet⁵⁹. Dennoch tritt der eigentlich allwissende Erzähler in Fontanes Werk stark in den Hintergrund und beschränkt sich zumeist darauf, neue Handlungsphasen einzuleiten. Über für den Erzählzusammenhang unwichtige Handlungsphasen werden zumeist lediglich Zwischenberichte gegeben, häufig werden sie aber auch ganz übersprungen. Im Vordergrund der Handlung stehen die szenisch vergegenwärtigten Partien, die von Gesprächen der Figuren beherrscht werden:

„Auf weite Strecken hin haben die Romanfiguren alleine das Wort, während der Erzähler sich auf verbindende Zwischenbemerkungen und gelegentliche Beschreibungen beschränkt. Er scheint den von ihm geschilderten Begebenheiten gegenüber nur eine Art neutrale Beobachterrolle einzunehmen“ (Ohl 1968, S. 158).

Gegenüber dem zurückhaltenden allwissenden Erzähler treten bei Fontane die verschiedenen Romangestalten mit ihren individualisierten Perspektiven in den Vordergrund. Dabei kann natürlich keine Figur ihre Perspektive so transzendieren, wie das der allwissende Erzähler jederzeit könnte. Auch die Charakterisierung einzelner Figuren überlässt der Erzähler zumeist anderen Figuren, wobei diese sich durchaus in ihren Annahmen widersprechen können⁶⁰. Oftmals hat der Leser durch diese Darstellungstechnik nur Einblick in das, was der Wahrnehmung der einzelnen Figuren entspricht. Der Erzähler nimmt im Rahmen der Erzählung gewissermaßen eine ‚Vermittlerrolle‘ ein, die die zunächst isolierten Perspektiven der Figuren mit der erzählten Geschichte und dem darin enthaltenen Sinn verbindet (Ohl 1968, S.160).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass nach der Ansicht Fontanes literarische Texte auch immer intentionale Werke sind, geprägt von der Persönlichkeit und den Auffassungen des Autors. Dennoch sollte der Autor es möglichst vermeiden, den Handlungsverlauf zu stark zu kommentieren. Hinsichtlich der Erzählebene verwendet Fontane zwar grundsätzlich einen allwissenden Erzähler, dieser tritt jedoch stark in den Hintergrund und ist zumeist darauf beschränkt, Handlungsphasen einzuläuten. Charakterisierungen von Figuren werden sehr stark durch Aussagen anderer Figuren geprägt. Hieraus ergibt sich für die Werkanalyse die Aufgabe

⁵⁹ Diese kann von Indirekter Rede über Erlebte Rede bis zum Inneren Monolog ansteigen (Zipfel 2001, S.146).

⁶⁰ „Der Sinn dieses Verfahrens, das sich ja in allen Gesellschaftsromanen Fontanes findet, ist immer der gleiche: eine Romangestalt, aber auch eine historische Figur oder eine Gestalt aus Fontanes unmittelbarer Gegenwart wird nicht durch den Erzähler charakterisiert, der alles Überschaubare gleichsam *ex cathedra* spräche (wie Fontane es noch in „Vor dem Sturm“ oder, wenigstens teilweise, in *L’Adultera* tut); die betreffende Gestalt wird vielmehr aus verschiedenen, durchaus begrenzten, aber darum oft auch sehr scharfsichtigen Perspektiven einzelner Figuren >eingekreist<. Es wird so zwar nicht ausgemacht, was diese Gestalt >an sich< ist, es wird kein zusammenhängendes und vor allem: für den Leser verbindliches Weltbild von ihr entworfen (wie bei Balzac), - sondern es werden Ansichten oder Meinungen ausgesprochen, entsprechend jener >Ansichten<, welche die betreffende Gestalt ihren Beobachtern, je nach deren Art zu sehen, von sich geboten hat. Daß diese in den Nachgesprächen ausgetauschten Meinungen und Urteile nicht einfach konvergieren, sondern sich mitunter sogar als unvereinbar erweisen, macht nicht zuletzt das Komplexe der Fontaneschen Menschen aus. Denn die Spannungen zwischen den einzelnen Urteilen reflektieren ja auch etwas von den inneren Spannungen eines so beurteilten Menschen. Indem jedes dieser Urteile zugleich wieder auf den Verständnishorizont dessen zurückbezogen wird, der es ausgesprochen hat, entsteht jene >dialogische Facettierung< der Personendarstellung, die den eigentlichen Spannungsraum des Fontaneschen Erzählens bildet“ (Ohl 1968, S.163).

Informationen über die Figur Cécile danach zu bewerten, durch welche Instanz man sie erhält bzw. wie zuverlässig diese ist⁶¹.

4.6 Fontanes Gesellschaftsroman und die Thematik des Suizids

Die Vergesellschaftung des öffentlichen Lebens auf der einen und die Subjektivierung der auf sich selbst zurückgeworfenen Existenz auf der anderen Seite waren Grunderfahrungen jener Zeit, in der sich der literarische Realismus entwickelte (Martini 1984, S.108). Anstelle der romantischen Isolation des Menschen trat innerhalb des realistischen Erzählens ein Menschenbild, das das Individuum inmitten eines charakteristischen Netzes sachlicher Energien darstellte (Demetz 1967, S.33). Auch im Zentrum des literarischen Schaffens Fontanes steht die Frage nach dem Einzelmenschen und seiner Integration in die Gesellschaft. *„Aufgabe des modernen Romans scheint mir die zu sein, ein Leben, eine Gesellschaft, einen Kreis von Menschen zu schildern, der ein unverzerrtes Widerspiel des Lebens ist, das wir führen“* (Fontane 1969b, S.568). Daher kann sein Romanwerk auch dem Typus des Gesellschaftsromans zugeordnet werden. In der Gestaltung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft nimmt Fontane – im Gegensatz zu den Naturalisten – sowohl von der ‚krassen‘ Darstellung triebhaften Lebens oder elementar ausbrechender Leidenschaftlichkeit als auch von der Demonstration der Determiniertheit des Menschen durch Erziehung, Milieu und Vererbung Abstand. Vielmehr verortet er die Frage nach dem Integrationsgrad der Gesellschaft in einem Konflikt zwischen dem ‚natürlichen Lebensanspruch‘ des Individuums und den Forderungen der Gesellschaftsordnung (Bachmann 1968, S. 48ff). Der natürliche Mensch nach Fontane *„will leben, will weder fromm noch keusch, noch sittlich sein, lauter Kunstprodukte, von einem gewissen aber doch zweifelhaften Wert, weil es an Echtheit und Natürlichkeit fehlt“* (Fontane 1982, S.487). Fontane lehnt aber sowohl die Dominanz individueller als auch gesellschaftlicher Ansprüche ab:

„Unsere Zustände sind ein historisch Gewordenes, die wir als solche zu respektieren haben. Man modle sie, wo sie der Modelung bedürfen, aber man stürze sie nicht um! Die größte aller Revolutionen wäre es, wenn die Welt, wie Ibsens Evangelium es predigt, übereinkäme, anstelle der alten, nur scheinbar prosaischen Ordnungsmächte, die freie Herzbestimmung zu setzen. Das wäre der Anfang vom Ende, denn so groß und stark das menschliche Herz ist, eines ist noch größer; seine Gebrechlichkeit und seine wetterwendige Schwäche“⁶².

Auch wenn sich in Fontanes Alterswerk deutliche Resignation gegenüber einer Versöhnung von Gesellschaft und Individuum abzeichnet, steht er revolutionären Vorstellungen, wie sie bspw. die Naturalisten vertraten, fern⁶³:

⁶¹ Hierzu siehe Kategorien der Figureninformation in Kapitel 3.5.

⁶² Brief an Colmar Grünhagen 10.10.1895 (Fontane 1982, S.487f).

⁶³ Während er anfangs durchaus noch optimistische Erwartungen hegte, gewannen seine Ansichten bezüglich der Integrationsfähigkeit der zeitgenössischen Gesellschaft einen zunehmend pessimistischen Grundton: *„Wie die alten Juden den Baal-Dienst nicht mehr sehen konnten, so geht's mir mit dem modernen Unwesen, das mich mit einem gewissen Schauer erfüllt. Es von der heiteren Seite zu nehmen, bedeutet den Sieg darüber, eine Kraft die ich nicht mehr habe“* (Brief an Friedländer 29.9.1892, Fontane 1982, S.218f). Gerade da die Epoche seiner Ansicht nach alle Möglichkeiten zur Entfaltung idealer Werte in sich trug, war seine Enttäuschung umso größer und ließ ihn grundsätzlich an dem menschlichen Vermögen ideale Gesellschaftszustände zu erschaffen zweifeln. Damit stellt er

„Hoffnung und Heiterkeit entbehre ich schon seit geraumer Zeit, weil so wenig geschieht, dem man aus vollem Herzen zustimmen kann. Unsinn und Ungerechtigkeit und überall Selbstsucht und der Neid in allen Formen [...]. Und das Einsehen davon, daß dies so ist und so bleiben wird, entwertet doch stark das Jammertal, von dem man sich in der Jugend ein Stück Paradies erwartet“⁶⁴.

Den Verfall des Gemeinschaftslebens sieht Fontane einerseits in der zunehmenden Selbstsucht und dem Opportunismus der Menschen bedingt, die sich bspw. in der Karrieresucht offenbaren. *„Sie schreiben selbst ‚bei weniger ‚Carriere‘ hätten wir mehr Wahrheit in der Welt‘. Gewiß und nicht bloß mehr Wahrheit, auch mehr Einfachheit und Natürlichkeit, mehr Ehre, mehr Menschenliebe, ja auch mehr Wissen, Gründlichkeit, Tüchtigkeit überhaupt“⁶⁵.* Andererseits wird dieser Verfall auch durch ein *„mechanisch wertendes und ordnendes Gemeinschaftsprinzip“* verursacht, das Menschen durch Exklusionsprozesse systematisch ausschließt und von ihrer natürlichen Entwicklung abhält. Dieses herrscht *„mit der Macht einer Epidemie, der sich der einzelne kaum entziehen kann und die so lange dauert, bis ein bestimmter Teil der Gesellschaft ausgezehrt ist“⁶⁶.*

Fontanes Romane werfen den Blick auf die Opfer einer strikten Gesellschaftsordnung, zeigen die seelischen Deformationen und psychischen Kosten, die das Individuum im Prozess der Eingliederung hinzunehmen hat, zu der es kaum eine Alternative hat⁶⁷. Im Kontext dieser Thematik kann nun auch seine Beschäftigung mit dem Phänomen des Suizids verortet werden. Wie ausdrücklich Fontane sich mit dieser Thematik auseinandersetzt, zeigt allein die Tatsache, dass in sieben seiner 17 Romane eine Hauptfigur Suizid begeht (Grawe 2002, S.276). Fontane verfolgt bei der Handlungsdarstellung auch eine soziale Erklärung für suizidale Handlungen. So läßt er etwa in seinem Roman ‚Effi Briest‘ die Figur Innstetten bekennen:

„Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an, und auf das Ganze haben wir beständig Rücksicht zu nehmen, wir sind durchaus abhängig von ihm. Ging es, in Einsamkeit zu leben, so könnt‘ ich es gehen lassen; ich trüge dann die mir aufgepackte Last, das rechte Glück wäre hin, aber es müssen so viele leben ohne dies ‚rechte Glück‘, [...] Aber im Zusammenleben mit den Menschen hat sich Etwas ausgebildet, das nun mal da ist und nach dessen Paragraphen wir uns gewöhnt haben, alles zu beurteilen, die anderen und uns selbst. Und dagegen verstoßen geht nicht; die Gesellschaft verachtet uns, und zuletzt tun wir es selbst und können es nicht aushalten und jagen uns die Kugel durch den Kopf“ (Fontane 1963b, S.235f).

Weiterhin legt Fontane größten Wert darauf, dass eine suizidale Handlung logisch motiviert sein sollte und nicht lediglich Ausdruck eines kompositorischen Effekts sein darf, wie er an einer Kritik an der Figur des Neshdanoff in Turgenjews ‚Neuland‘ darlegt:

„Eine nur leidlich gesunde Natur hätte sich rekolligiert, hätte sich ein Eisenbahnbillet zurück nach Petersburg genommen und hätte ein neues, besseres Leben angefangen. Ging es nicht in Petersburg, so bliebe ihm England, Amerika. Stattdessen verfällt er in einen Katzenjammer, stellt sich poetisch unter einen Apfelbaum und schießt sich tot. Das macht einen niederdrückenden, trübseiligen Eindruck. Wenn das Sich-tot-Schießen einen Effekt machen soll, so muß etwas vorhergegan-

sich explizit gegen die Auffassung der Naturalisten, die eine stete Höherentwicklung der Gesellschaft prognostizierten und propagandierten (Bachmann 1968, S.45f).

⁶⁴ Brief an Mathilde von Rohr 23.5.1888 (Fontane 1980, S.607).

⁶⁵ Brief an Friedländer 21.12.1884 (Fontane 1980, S.368f).

⁶⁶ Brief an Friedländer 3.4.1887 (Fontane 1980, S.531).

⁶⁷ Wie selten Fontane diese Möglichkeit einschätzte zeigt, dass dieser Konflikt lediglich in seinem ersten Berliner Roman ‚l’Adultera‘ zugunsten des Individuums und einer sittlichen Moral gelöst wird (Becker 2003, S.245).

gen sein, das diesen Ausgang rechtfertigt oder fordert, fehlt es aber an Ereignissen, die ein Recht haben, mir die Pistole in die Hand zu drücken, so muß ich sie nicht aus Katzenjammer in die Hand nehmen“ (Fontane 1963a, S.470).

Eine maßgebliche Voraussetzung für einen plausiblen Suizid ist gemäß dieser Aussage, dass die Figur keine positiven Alternativen haben darf. Ereignisse im Vorfeld müssen eine Suizidhandlung gewissermaßen legitimieren.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die allgemeine Grundthematik der Romane Fontanes in der Schilderung des Wechselverhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft begründet ist. In diesem Kontext wandte er sich auch verstärkt der Thematik des Suizids zu, wobei er zur Erklärung dieses Phänomens soziale Ursachen annahm. Um die realitätsgetreue Schilderung eines Suizids zu erreichen, muss nach Fontane eine gewisse Ausweglosigkeit einer Situation gegeben sein.

4.7 Zusammenfassung

Ausgehend vom allgemeinen literaturtheoretischen Konzept des ‚Realismus‘ konnte Fontanes spezifische Konzeption des ‚poetischen Realismus‘ dahingehend bestimmt werden, dass die Literatur der ‚Widerspiegelung der Wirklichkeit‘ (Realitätsanspruch) zu dienen hat. Die Darstellung der Wirklichkeit in der Kunstwelt erfolgt jedoch mit künstlerischen Mitteln, d.h. der Handlungsverlauf wird mit Sinnstrukturen und Referenzen angereichert. Als Wirkungsintention vertritt Fontane das Ziel, den Leser einerseits über die Realität aufzuklären (Wahrheitspostulat) und ihn andererseits zu unterhalten (Schönheitspostulat). Die Figuren werden hierbei als mögliche Ereignisträger gestaltet, d.h. sie weichen in ihren Eigenschaften nicht von realen Personen ab. Hinsichtlich ihres Handelns konzipiert Fontane sie im Rahmen des ‚Normalfalls‘, d.h. es sollen keine pathologischen Persönlichkeiten entworfen werden, sondern gewissermaßen ‚Durchschnittsmenschen‘. Hierdurch soll zudem eine mögliche Identifikation und Nachvollziehbarkeit für den Leser erreicht werden. Weiterhin wird ein Erzähltext von Fontane immer auch als intentionales Gebilde verstanden. Der Autor bringt stets seine persönliche Weltansicht in das Kunstwerk mit ein. Hierbei mahnt Fontane aber zu starker Zurückhaltung und konzipiert daher in seinem Romanwerk den eigentlich allwissenden Erzähler als eine sehr zurückhaltende Instanz. Er dient vorwiegend dazu, Handlungsabschnitte einzuleiten und die im Vordergrund stehenden Figurenperspektiven miteinander zu verbinden. Als Grundthematik seiner Romane kann das spezifische Verhältnis von Gesellschaft und Individuum bestimmt werden. Hierbei wendet er sich auch verstärkt der Thematik des Suizids zu, die er als eine verhängnisvolle soziale Konstellation schildert. Bei der Schilderung eines Suizids legt er höchsten Wert darauf, dass ein plausibler Hergang von Ereignissen besteht, die die Tat rechtfertigen.

5 Soziologische Suizidtheorien als Bezugsschema für literarische Handlungsverläufe

Ziel dieses Kapitels ist die Darstellung soziologischer Suizidtheorien. Ausgehend von der Studie ‚Le Suicide‘ von Emile Durkheim, die suizidale Handlungen durch soziale Faktoren erklärt, werden eine Reihe weiterer Ansätze aus der Soziologie geschildert. Da diese Theorien entweder strukturelle oder individualistische Erklärungsansätze beinhalten, d.h. entweder gleiche soziale Wirkungen für alle Gesellschaftsmitglieder oder rein individuelle Faktoren ohne sozialen Kontext annehmen, wird im Folgenden die strukturell-individualistische Suizidtheorie von Lindner-Braun ausgeführt. Zunächst wird hierfür die allgemeine Form strukturell-individualistischer Erklärungen dargestellt, um anschließend eine Einführung in die Suizidtheorie von Lindner-Braun zu geben, die innerhalb der Werkanalyse als Bezugsschema für den Handlungsverlauf des Romans ‚Cécile‘ dienen soll.

5.1 Die Anfänge der soziologischen Suizidforschung: Emile Durkheims ‚Le Suicide‘

‚Le Suicide‘ (1887) von Emile Durkheim kann als erste große empirische Untersuchung der akademischen Soziologie bezeichnet werden (Papcke/Oesterdiekhoff 2001, S.120). Aufgrund steigender Suizidraten, die in jener Zeit die Gemüter erregten und mit der Auflösung der traditionellen sozialen Ordnung in Verbindung gebracht wurden, wandte sich Durkheim dem Phänomen zu⁶⁸. Er entwickelt in diesem Kontext seine These von der Wirksamkeit gesellschaftlich immanenter, sozialer Faktoren (‚les faits sociaux‘)⁶⁹. Nach Durkheim handelt es sich demnach bei Suizid um ein soziales Phänomen und nicht etwa um einen ‚privaten‘ Akt. Daher beschäftigt er sich auch nicht mit einzelnen Suiziden und ihren individuellen Gründen, sondern mit Suizidraten⁷⁰. In dem ersten Teil seiner Studie gelingt es ihm, genetisch-biologische (Rasse, Erblichkeit), psycho-pathologische und klimatische Faktoren sowie Nachahmung als Ursachen ausschließen. Für die Suizidbelastung eines sozialen Systems ist nach Durkheim vielmehr dessen strukturelle Beschaffenheit verantwortlich. Innerhalb einer Gesellschaft existieren demnach regulierenden Kräfte. Diese sind Bestandteil der ‚kollektiven Gefühle‘ oder des ‚kollek-

⁶⁸ Lindner-Braun weist darauf hin, dass es sich bei den steigenden Suizidraten wahrscheinlich um ein Artefakt veränderter Bevölkerungsstrukturen handelte (Lindner-Braun 1999, S.42).

⁶⁹ Soziale Faktoren bzw. soziale Tatbestände sind Dinge wie das Gesetz, ein Währungssystem, die Sprache, Institutionen und institutionalisierte Handlungsweisen sowie das kollektive Bewusstsein. Sie existieren äußerlich und unabhängig von besonderen Individuen, nämlich vor und nach individuellen Handlungen und können nicht beliebig verändert werden. Weiterhin erstrecken sie sich über Raum und Zeit, d.h. sie gelten nicht nur in besonderen Fällen, sondern in jedem entsprechenden Fall. Darüber hinaus besitzen diese sozialen Faktoren einen Zwangscharakter, d.h. das Individuum kann diese etablierten Muster nicht einfach ignorieren, ohne negativen Sanktionen ausgesetzt zu werden (Münch 2002, S.60ff).

tiven Bewusstseins‘ und kennzeichnen den Integrationsgrad einer Gesellschaft⁷¹. Den einzelnen Gesellschaftsmitgliedern wird durch die Verbundenheit zu diesen kollektiven Gefühlen eine Art ‚moralische Unterstützung‘ zuteil. „Die Bindung an die gemeinsame Sache bindet sie auch ans Leben, im Übrigen hindert sie das große Ziel [...] daran, ihren privaten Kummer lebhaft zu empfinden“ (Durkheim 1983, S.233). Durkheim entwickelt ausgehend von dieser Grundthese vier Selbstmordtypen, wobei es sich jeweils um zwei Gegensatzpaare handelt: den egoistischen und den altruistischen Selbstmord sowie den anomischen und den fatalistischen Selbstmord.

Der ‚**egoistische Selbstmord**‘ ist gekennzeichnet durch eine mangelhafte Einbindung des Individuums in die Gesellschaft. Während hohe Integration den Suizid ihrer Mitglieder verhindert, begünstigt eine schwache Integration – bedingt durch die Vereinzelung der Mitglieder – den Suizid⁷². Der egoistische Suizid ist vor allem für komplexe, arbeitsteilige Gesellschaften westlicher Prägung typisch. Anhand von Moralstatistiken des 19. Jahrhunderts belegt Durkheim, dass z.B. Familie und Religion Schutz vor Suizid bieten, wobei aber weniger die Glaubensinhalte, als vielmehr die Integrationskraft einer Gemeinschaft ausschlaggebend sind: „Der Selbstmord steht im umgekehrten Verhältnis zum Integrationsgrad der Kirche, der Familie und des Staats“ (Durkheim 1983, 231f). Ein Beispiel für die familiäre Integration ist der relative Suizidschutz verheirateter Männer (und dies gilt sogar noch für Witwer) im Gegensatz zu ledigen Männern. Geringere Suizidraten weisen auch junge Gesellschaften auf und solche, die sich im Krisen- oder Kriegszustand befinden. Gerade solche kollektiven Aufgaben stärken nach Durkheim die Bindung unter den Gesellschaftsmitgliedern und dämpfen den Suizid ein⁷³.

Während der ‚egoistische Selbstmord‘ also eine mangelhafte Einbindung des Individuums charakterisiert ist, liegt beim ‚**altruistischen Selbstmord**‘ eine zu hohe Integration vor. Das Individuum ist zu sehr in die Gesellschaft involviert und sieht sich einem Erwartungsdruck hinsichtlich einer Suizidhandlung ausgesetzt. Als Beispiele nennt Durkheim den indischen Witwenselbstmord, die Selbstmordkultur in Japan und den häufigen Suizid in militärischen Verbänden. „Wenn wir gesehen haben, daß eine übermäßige Vereinzelung zum Selbstmord

⁷⁰ Durkheim benutzte Sozialstatistiken, um den Suizid als eine ‚harte‘ soziale Tatsache zu behandeln. Die Erforschung sozialer Phänomene sollte nach seiner Vorstellung mit positivistischen Methoden der empirischen und quantitativen Forschung vollzogen werden (Münch 2002, S.75).

⁷¹ „Die Behauptung, daß jede menschliche Gesellschaft eine mehr oder weniger betonte Neigung zum Selbstmord hat, ist keine Metapher, sondern in der Natur der Dinge begründet. Jede soziale Gruppe hat tatsächlich einen Grad der Kollektivanfälligkeit für diesen Akt, der einen ihrer Charakterzüge bildet, und die individuellen Neigungen leiten sich stets davon ab, statt, wie oft angenommen ihrerseits Ursache zu sein. Die Elemente dieser Neigung sind vielmehr die in der jeweiligen Gesellschaft vorherrschenden Strömungen von Egoismus, Altruismus und Anomie, zusammen mit den Tendenzen zu melancholischem Dahindämmern, zum aktiven Verzicht oder zu verzweifelter Apathie als deren Folgerscheinungen. Die Kollektivneigungen sind es, die den einzelnen zum Selbstmord bestimmen. Die Vorgänge in der privaten Sphäre, die man allgemein als unmittelbaren Anlaß des Selbstmords annimmt, beziehen ihre Wirksamkeit einzig aus der moralischen Verfassung des Betroffenen, die wiederum Echo der moralischen Verfassung der Gesellschaft ist“ (Durkheim 1983, S.346).

⁷² Integration ist daher definierbar als der Grad eines Wert- und Normenkonsens und der Dichte sozialer Beziehungen (Lindner-Braun 2010, S.324).

⁷³ Hinter der damals höheren Suizidrate von Protestanten gegenüber Katholiken, Anglikanern und Juden stehen komplexere Wirkungszusammenhänge. Durkheim vermutete, dass der protestantische Glaube an die ‚Freiheit des Gewissens‘ zwar die Bildung begünstigt, jedoch gleichzeitig die Integration dieser

führt, so hat eine nicht genügend ausgeprägte Individualität dieselbe Wirkung. Wenn der Mensch aus der Gesellschaft herausgelöst wird, begeht er leicht Selbstmord. Das tut er auch, wenn er zu sehr in sie verstrickt ist“ (Durkheim 1983, S.242).

Der dritte Typus ist der ‚**anomische Selbstmord**‘. Unter Anomie versteht Durkheim eine „Störung der kollektiven Ordnung“. Diese Störung kennzeichnet einen Zustand, in dem eine Gesellschaft dynamische Veränderungen bzw. Transformationen erlebt, bspw. bei ökonomischem oder politischem Wandel. Während der egoistische und der altruistische Selbstmord die Bindung des Individuums an die Gesellschaft beschreiben, kennzeichnet Anomie die fehlende Regulation der Bedürfnisse des Individuums durch die Gesellschaft. „Niemand kann sich wohlfühlen, ja überhaupt leben, wenn seine Bedürfnisse nicht mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln einigermaßen im Einklang stehen“ (Durkheim 1983, S.279)⁷⁴. Belegt wird dies anhand steigender Suizidraten in Zeiten ökonomischer Krisen, aber auch in Zeiten plötzlicher Wohlstandssteigerung und gleichmäßigen Wohlstandswachstums:

„Wenn also Wirtschafts- oder Finanzkrisen die Selbstmordzahlen nach oben treiben, dann nicht infolge der wachsenden Armut, Konjunkturen haben die gleiche Wirkung; die Selbstmorde nehmen zu einfach wegen der Krisen, das heißt, wegen der Störung der kollektiven Ordnung. Jede Störung des Gleichgewichts, sogar wenn sie einen größeren Wohlstand zur Folge hat oder eine Stärkung der allgemeinen Vitalität, treibt die Selbstmordzahlen in die Höhe. Jedesmal wenn es im sozialen Körper tiefgreifende Umstellungen gibt, sei es infolge plötzlichen Wachstums oder nach unerwarteten Erschütterungen, gibt der Mensch der Versuchung zum Selbstmord leichter nach“ (Durkheim 1983, S.278f).

Der Familienstand ist ein weiterer Bereich, anhand dessen der anomische Selbstmord ausführt wird. Durkheim beobachtet eine wachsende Suizidrate bei der Zunahme von Scheidungen, wobei dies stärker für Männer als für Frauen zutrifft. Er erklärt diese Tatsache durch den Mangel an sexueller Regulierung nach der Scheidung, der besonders Männer betrifft, die in einem Zustand sexueller Anomie leben müssen⁷⁵.

Glaubensgemeinschaft schwächt. Bei Juden hingegen sei es ihr Minderheitsstatus, der sowohl Bildung wie auch soziale Integration begünstigt und daher vor Suizid schützt (Lindner-Braun 2010, S.324).

⁷⁴ Während der Instinktapparat der Tiere für ein Gleichgewicht zwischen Bedürfnissen und Mitteln sorgt, wird der Mensch viel weniger durch einen solchen Apparat im Gleichgewicht gehalten. Es gibt keine angeborenen Grenzen für die Bedürfnisse des Menschen. Deshalb besteht für den Menschen immerzu die Gefahr, durch die Kluft zwischen seinen unbegrenzten Bedürfnissen und seinen begrenzten Mitteln frustriert zu werden. Ein Gleichgewicht kann wegen des Mangels an instinktiver Kontrolle nicht vom Individuum selbst erreicht werden. Nur eine äußere Ordnung kann solch ein Gleichgewicht innerhalb des Individuums schaffen. Das ist der Punkt, an dem das Individuum einer Führung und Kontrolle durch die Gesellschaft bedarf. Nur die Normen der Gesellschaft können für eine Regulierung zwischen Bedürfnissen und Mitteln sorgen. Das Individuum wird ohne ein Gleichgewicht, das durch die Gesellschaft erzeugt wird, permanent von Frustration heimgesucht. Sein Lebenswillen schwächt ab. Suizid ist wahrscheinlicher (Münch 2002, S.79). Eine Kritik an dieser Darstellung ist jedoch die fehlende analytische Trennung von Anomie und Integration, da unbefriedigte Bedürfnisse, wie Durkheim selbst ausführt, erst das Resultat strukturell geschwächter Gesellschaften sind, die unter einer defizitären normativen Regulierung leiden (Lindner-Braun 2010, S.324).

⁷⁵ Besonders im Bereich des Familienstands nähern sich der egoistische und der anomische Suizid einander an. Nach Durkheim müssen sie jedoch unterschieden werden: Der egoistische Suizid tritt auf, wenn sich die Gesellschaft oder die soziale Gruppe vom Individuum entfernt. Dies ist ein andauernder Zustand. Der anomische Selbstmord tritt hingegen dann auf, wenn eine gegenwärtige Gesellschaft einen dynamischen Wandel durchmacht, der in einer Unordnung resultiert und in der Unfähigkeit der Gesellschaft, das Individuum in allgemein anerkannter Weise zu kontrollieren (Münch 2002, S.80f).

Der ‚**fatalistische Selbstmord**‘, der dem anomischen Suizid gegenübergestellt ist, wird von Durkheim nicht weiter ausgeführt und findet nur in einer Fußnote Erwähnung. Er kennzeichnet eine Überreglementierung des Individuums durch seine Umwelt. Dieser Suizidtypus ereignet sich vor allem in hoch integrierten Gesellschaften und betrifft überwiegend Personen, für deren Bedürfnisbefriedigung keine gesellschaftlichen Ressourcen zur Verfügung stehen. Als Beispiele nennt Durkheim jung Verheiratete, kinderlose Ehefrauen oder auch Sklaven⁷⁶.

Wie lässt sich Durkheims Studie aus heutiger Sicht bewerten? Bis heute beinhaltet sie zahlreiche empirische Befunde, die nach wie vor gültig sind, z.B. die hohe Suizidrate reicher Industrieländer gegenüber armen Entwicklungsländern. Weiterhin gültig sind die relative Konstanz nationaler Suizidraten, das Absinken der Suizidhäufigkeit während umfassender kriegerischer Auseinandersetzungen, die Suizidrisiken bestimmter Berufe und das höhere Suizidrisiko Geschiedener. Auch die festgestellte relative Selbstmordimmunität der Frau und der höhere Erhaltungskoeffizient von Frauen mit Kindern sind nach wie vor empirisch gültig (Lindner-Braun 1999, S.43). Dennoch widersprechen gerade diese Beobachtungen Durkheims Hypothese insofern, als Frauen ebenso wie Kinder und sehr alte Menschen nicht gleichsam von den ‚heilsamen Kollektivkräften‘ profitieren. Wie erklärt Durkheim also die geringere Suizidbelastung von Frauen? „Da die Frau ein viel instinktiveres Wesen ist als der Mann, braucht sie diesen Instinkt nur zu folgen, um Ruhe und Frieden zu finden. Sie bedarf infolgedessen einer so engen sozialen Reglementierung wie der Ehe und vor allen Dingen der monogamen Ehe nicht“ (Durkheim 1983, S.313). Frauen, ähnlich wie Kinder oder sehr alte Menschen, bedürfen nach Durkheim nicht der bindenden und deswegen schützenden Kraft sozialer Institutionen, da sie einer biologischen-instinkthaften Steuerung unterliegen. Mit dieser Annahme aber stellt Durkheim sein eigenes Erkenntnisprogramm infrage, nämlich die Erklärung des Suizids allein durch soziale Faktoren. Die vorgefundenen sozialen Gesetzmäßigkeiten bleiben insofern auf weniger als die Hälfte einer Gesellschaft begrenzt. Die größte Schwäche des Ansatzes von Durkheim liegt jedoch in der Annahme, dass die kollektivistisch formulierten Strukturparameter eine homogene Wirkung auf die Systemmitglieder ausüben (Lindner-Braun 1999, S.44f). Es wird also unterstellt, dass Individuen, die identischen sozialen Faktoren ausgesetzt sind, diese auch auf die gleiche Weise interpretieren und wahrnehmen.

⁷⁶ „Aus den Überlegungen, die wir oben angestellt haben, ersieht man, daß es einen Selbstmordtyp gibt, der dem anomischen Selbstmord genauso entgegengesetzt ist wie der egoistische dem altruistischen. Nämlich der, welcher aus einem Übermaß von Reglementierung erwächst; der Selbstmord derjenigen, denen die Zukunft mitleidslos vermauert wird, deren Triebleben durch eine bedrückende Disziplin gewaltsam erstickt wird. [...] Um den unentrinnbaren und unnachgiebigen Charakter der Norm deutlich zu machen, gegen die keiner ankommt, und im Gegensatz zu dem Ausdruck Anomie, den wir angewandt haben, könnte man ihn den fatalistischen Selbstmord nennen“ (Durkheim 1983, S.318).

5.2 Kurze Zusammenfassung weiterer Suizidtheorien⁷⁷

Eine Erweiterung der Theorie von Durkheim konzipierten Gibbs und Martin (1964). Der Integrationsgrad einer Gesellschaft vermittelt sich ihnen zufolge über Statusfaktoren wie Bildung, Zivilstand oder elterlichen Status. Diese Statusfaktoren stellen die wahrnehmbaren Merkmale einer Personengruppe dar, die mit gewissen Rechten und Pflichten bzw. ‚Rollen‘ verbunden sind. Die Statusintegration ist hoch, wenn viele andere Personen den gleichen Status besitzen. Gemäß diesem Ansatz müsste die Suizidrate von Geschiedenen oder Erwerblosen sinken, wenn gleichzeitig eine Zunahme der Zahl von Geschiedenen oder Erwerbslosen in einer Gesellschaft zu beobachten ist. Ein Vorteil dieser Theorie gegenüber der Durkheims ist, dass das Konstrukt ‚Integration‘ direkt über verschiedene Messverfahren (relative Häufigkeit eines Statusfaktors) erfasst werden kann (Stafford/Gibbs 1988). Allerdings wird die unterschiedliche Relevanz einzelner Statusfaktoren nicht beachtet und erworbene Statusfaktoren wie Alter und Geschlecht werden ebenfalls nicht in die Analyse miteinbezogen. Seltene Statuskonfigurationen können zwar ein grober Indikator für mögliche Interaktionsdefizite sein, die z.B. in sozialer Isolation enden können, dennoch sind sie keinesfalls zwingend⁷⁸. Gleichfalls kann hohe Statusintegration auch mit erhöhter Konkurrenz und damit Misserfolgchancen verbunden sein. So kann es bspw. ein Überangebot für bestimmte Berufe geben, was in wirtschaftlich schlechten Zeiten zu einer verstärkten Arbeitslosigkeit dieser Gruppen führt. Diese Auffassung vertritt der Ökonom Richard Easterlin (Pampel/Peters 1995). Seiner Theorie zufolge sind größere Kohorten (in Bezug auf Statusfaktoren) wegen erhöhter Konkurrenz um knappe Ressourcen in einem höheren Ausmaß suizidgefährdet. Eine komplementäre Position vertritt Preston. Er postuliert einen negativen Zusammenhang zwischen Kohortengröße und Suizidgefährdung, da in großen Kohorten zugleich die Möglichkeit steigt, gemeinsame Interessen durch kollektives Handeln durchzusetzen. Kritische Untersuchungen dieser beiden Auffassungen lieferten uneinheitliche Ergebnisse (Holinger/Offer 1982; Pampel 1996).

Während die bisher erörterten Ansätze Suizidhandlungen mithilfe struktureller Faktoren erklären, gibt es auch Forscher, die Suizidalität auf der Ebene individueller Handlungen untersuchen. Zu ihnen gehört der französische Soziologe Jean Bæchler. Suizid ist nach Bæchler (1981) eine subjektive Problemlösung. Mittels einer Suizid- oder einer Suizidversuchshandlung wird ein bestimmter Zweck verfolgt. Idealtypisch formuliert Bæchler vier ‚Um-zu-Motive‘ mit elf Untertypen: den eskapistischen Suizid mit Flucht, Trauer und Strafe als Untertyp; den aggressiven Suizid mit den Untertypen Verbrechen, Rache, Erpressung und Appell; den oblativen Suizid als Opfer oder Passage; den spielerischen Suizid mit den Varianten Ordal und Spiel⁷⁹.

⁷⁷ Bei diesem Teilabschnitt handelt es sich um eine gekürzte Zusammenfassung des Artikels ‚Selbsttötung – soziologisch‘ von Lindner-Braun (2011).

⁷⁸ Bessere Ergebnisse können durch netzwerktheoretische Analysen (z.B. Pescosolido/Georgianna 1989) erreicht werden, die die Art sozialer Beziehungen direkt untersuchen (Lindner-Braun 2010, S.325).

⁷⁹ Neben diesen subjektiven Problemlösungen gibt es auch ‚institutionalisierte Problemlösungen‘, d.h. gesellschaftlich prämierte Problemlösungen. Sie beziehen sich auf die gleichen ‚Um-zu-Motive‘, unterscheiden sich jedoch von den individuellen Motiven dahingehend, dass gesellschaftsspezifische Bedeutungen als Problemlösungen allen Mitgliedern bekannt sind (Lindner-Braun 2010, S.326).

Die Ursache einer Suizidhandlung sind ihm zufolge ‚retrospektive Weil-Motive‘ für die Wahl bestimmter Problemlösungen. Im Gegensatz zu Durkheim zählen soziale Ursachen nicht zu den ‚Weil-Motiven‘. Stattdessen sind es bei Bächler genetische Dispositionen, die sich als Lebensuntüchtigkeit manifestieren. Zwar gebe es keinen einzelnen ‚genetischen Selbstmordcode‘, bestimmte Lebensumstände könnten diese genetische Disposition jedoch zum Vorschein bringen. Welche Lebensumstände aber diese genetische Disposition aktivieren, bleibt innerhalb dieses Ansatzes offen (Lindner-Braun 2010, S.326).

Einen weiteren Ansatz auf der individuellen Ebene stellt die mikroökonomische Wahlhandlungstheorie von Hamermesh und Soss (1974) dar. Grundlegend hierfür ist die Annahme, dass Individuen bestrebt sind, die Maximierung des zukünftigen Nutzens für ihre Lebenszeit zu erreichen. Für das Auftreten von Suiziden ist demnach das noch zu erwartende Lebenseinkommen verantwortlich. Wenn das Lebenseinkommen abnimmt, steigt die Suizidrate. Zwar stimmt der Ansatz mit empirischen Befunden überein, dass sich weiße Männer mit zunehmendem Alter häufiger suizidieren. Es gibt allerdings auch widersprechende Befunde: So weisen junge Männer, trotz höchster Einkommenserwartungen, vergleichsweise hohe Suizidraten auf. Zudem ist die Suizidrate bei schwarzen US-Amerikanern, trotz geringerer Einkommenserwartungen, deutlich niedriger als bei als weißen US-Amerikanern. Eine weitere Schwäche dieses Ansatzes ist die Annahme, dass alle Individuen eine identische Wahrnehmung und Bewertung ihres Lebenszeiteinkommens vollziehen (Lindner-Braun 2010, S.326).

5.3 Allgemeine Eigenschaften strukturell-individualistischer Erklärungen

Eine strukturell-individualistische Erklärung kann durch zwei Besonderheiten charakterisiert werden: Erstens liegt der analytische Primat auf der kollektiven Ebene oder Makroebene. Von soziologischem Interesse sind daher etwa die Kriminalitätsrate oder die Suizidrate einer Gesellschaft. Da diese kollektiven Phänomene letztlich durch soziales Handeln von Menschen in einer Gesellschaft entstanden sind, ist als zweite Ebene die Mikroebene zu unterscheiden. Grundlegend für diese Aufteilung ist die Annahme, dass die sozialen Prozesse nicht durch die Gesellschaft erklärt werden kann, sondern nur durch das an Situationen orientierte, sinnhafte, problemlösende Handeln von Menschen. Daher gilt als zweite wesentliche Besonderheit strukturell-individualistischer Erklärungen, dass der theoretische Primat auf der individuellen Ebene liegt, auf der Gesetzmäßigkeiten über das Handeln von Individuen formuliert werden (Lindner-Braun 2007, S.56). Diese Auffassung wird jedoch nicht von allen Soziologen geteilt. So glauben Vertreter kollektivistischer Theorien, dass individualistische Theorien keine kollektiven Phänomene erklären können. Ein klassischer Vertreter dieser Sichtweise ist der oben erwähnte Emile Durkheim. Ihm zufolge ist die Gesellschaft eine ‚Assoziation‘, die nicht nur aus der Summe von Individuen und ihren Eigenschaften besteht. Die Gesellschaft hat demnach eine eigene, neue Seinsqualität, die durch die Eigenschaften der Teile nicht zu erfassen ist (Emergenzthese). Eine konträre Auffassung vertreten Anhänger rein individualistischer Theorien, die auch als Reduktionisten bezeichnet werden. Sie postulieren die Überlegenheit individualistischer Gesetzmäßigkeiten gegenüber Makrotheorien. Emergente Effekte bzw. kollektive Phänomene werden hierbei zwar nicht abgestritten, jedoch in ihrer Wirkungsweise durch spezifische Bedingungen auf der individuellen Ebene erklärt (Lindner-Braun 2007,

S.56f). Der Vorteil einer strukturell-individualistischen Theorie (siehe Abbildung 1) gegenüber dieser Sichtweise ergibt sich daraus, dass soziale Handlungen nicht isoliert, sondern im Kontext einer sozialen Situation des Handelnden erklärt werden können. Gegenüber kollektivistischen Theorien wiederum kann diese Erklärungsart dem Umstand Rechnung tragen, dass gleiche soziale Situationen von Individuen unterschiedlich wahrgenommen werden.

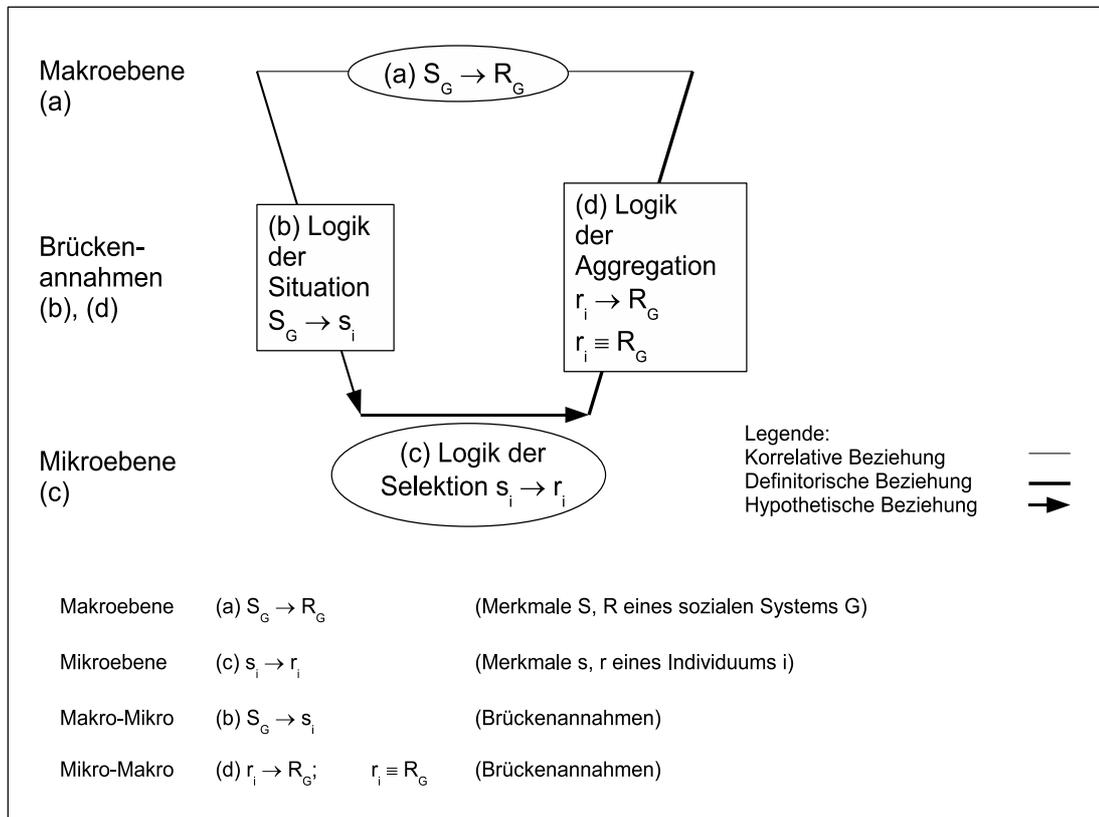


Abbildung 1: Allgemeines Modell strukturell-individualistischer Erklärungen (Quelle: Lindner-Braun 2007, S.59)

- Die **Makro-Makro-Beziehung** enthält strukturelle Gesetze über Eigenschaften von Systemen oder korrelative Zusammenhänge. Ein Beispiel für eine Makrohypothese ist die These von Durkheim: „Der Integrationsgrad einer Gesellschaft bestimmt ihre Suizidrate“. Eine Struktureigenschaft einer Gesellschaft (Integrationsgrad) bestimmt ein zweites Merkmal eines sozialen Systems (Suizidrate).
- Die **Mikro-Mikro-Beziehung** formuliert Bedingungen für individuelles Handeln und wird daher auch als ‚Logik der Selektion‘ bezeichnet. Bestenfalls geschieht dies durch nomologische Gesetzmäßigkeiten über das Handeln, die Bewertungen und Kognitionen von Individuen. Beispiele für Mikrotheorien sind ‚Rational-Choice-Theorien‘ und ‚Wert-Erwartungs-Theorien‘ sowie behavioristische Lerntheorien (Lindner-Braun 2007, S.59ff).

- c) Die **Mikro-Makro-Beziehung** betrifft den Vorgang, dass zur Erklärung kollektiver Phänomene individuelle Handlungen von Akteuren aggregiert werden müssen. Daher wird dieser Vorgang auch ‚Logik der Aggregation‘ genannt. Einfach lässt sich diese Aggregation bei Phänomenen wie der Kriminalitäts- oder Suizidrate bewerkstelligen, wenn Einzelhandlung lediglich summiert werden⁸⁰. Komplexere Transformationen ergeben sich bspw. bei der Ermittlung von Marktgleichgewichten (Lindner-Braun 2007, S.61).
- d) Die **Makro-Mikro-Beziehung** berücksichtigt, dass Individuen nicht nur Wünsche, Motive oder Kognitionen besitzen, sondern sich auch in einer bestimmten sozialen Situation befinden. Daher wird diese Verbindung auch als ‚Logik der Situation‘ bezeichnet. Diese Situation wird über Brückenannahmen abgebildet und stellt die Verbindung zur Makroebene dar. Die Brückenannahmen verbinden die subjektiven Erwartungen des Akteurs mit den ‚objektiven‘ Bedingungen einer Situation. Die subjektiven Erwartungen eines Akteurs können von den ‚objektiven‘ Merkmalen einer Situation auch korrigiert werden. Das einzelne Individuum kann, muss aber nicht diese objektiven Sachverhalte richtig einschätzen (Lindner-Braun 2007, S.63ff).

5.4 Die strukturell-individualistische Suizidtheorie von Lindner-Braun

Bei dem Ansatz von Lindner-Braun (1990) handelt es sich um eine strukturell-individualistische Theorie, d.h. der analytische Primat liegt auf der Erforschung der Frage, wie ein spezifischer Gesellschaftszustand die Suizidrate einer Gesellschaft bestimmt. Der theoretische Primat liegt auf der individuellen Ebene. Grundlage für die Erklärung des individuellen Handelns von Personen auf der Mikroebene ist die Handlungstheorie von Atkinson, das sogenannte Risiko-Wahl-Modell oder auch Wert-Erwartungs-Theorie (Lindner-Braun 1990, S.21ff)⁸¹. Individuelles Verhalten wird nach dieser Theorie über die Wahrnehmung von Reizen und vor allem durch die subjektive Wahrnehmung situativer Anreize, den erwarteten Anreizen, erklärt. Demnach kommt es zum Suizid, wenn sich das beteiligte Individuum von der Handlung Suizid den höchsten Gewinn bzw. den geringsten Verlust verspricht. Ausgehend von der These, dass allen Menschen die Furcht vor dem Tode gemeinsam ist, kann nur eine einzige Konstellation zur Einschätzung führen, der Suizid sei dem Leben vorzuziehen: alle Alternativen zum Tod müssen noch abstoßender erscheinen. Das Individuum befindet sich so gesehen in einer subjektiv ausgeweglosen Situation und der Tod erscheint als das geringere Übel⁸².

⁸⁰ Dies stellt aber eine gewisse Vereinfachung dar, da Suizidenten sehr wohl voneinander lernen. Auf diese Weise können auch Selbstmordepidemien erklärt werden.

⁸¹ Auf die Darstellung aller Gesetzhypothesen auf der individuellen Ebene wird im Rahmen dieses Kapitels verzichtet, da sie innerhalb der Werkanalyse zur Anwendung kommen.

⁸² In der Sprache Atkinsons müssen die Alternativen noch stärkere negative Anreize wahrscheinlich machen als eine Suizidhandlung, auf die der Tod folgt (Lindner-Braun 1999, S.46).

Das Modell von Lindner-Braun beinhaltet auf der individuellen Ebene vier Erklärungsstufen: das Ergebnis-, das Handlungs-, das Instrumentalitäts- und das Motivationsmodell. Das Handlungs- und das Ergebnismodell beinhalten Bedingungen für den Beginn und die Ausführung von suizidalen Handlungen, bzw. deren Folgen. Das Instrumentalitätsmodell beschreibt die Determinanten für eine Handlungstendenz zum Suizid, also die jeweiligen positiven oder negativen Anreize, die für oder gegen die Ausführung eines Suizids sprechen. Das Motivationsmodell hingegen bezeichnet situationsunabhängige, personenspezifische Wahrnehmungsmuster. Auf diese Weise soll erklärt werden, warum identische Krisensituationen von bestimmten Menschen überwunden und von anderen nicht verkraftet werden. Nach Lindner-Braun ist für eine Suizidneigung das kontinuierliche Erleben von Misserfolgen bzw. das Nichterleben von Erfolgen die wesentliche Ursache. Da aber objektive Misserfolgsereignisse wie Krankheit oder Armut empirisch nicht mit einer höheren Suizidwahrscheinlichkeit zusammenhängen, wird angenommen, dass subjektive Wahrnehmungsmuster für dieses Erleben verantwortlich sind. Dieses spezifische Erleben, das langfristig zur Ausbildung von Suizidneigungen führt, wird durch zwei subjektive Dispositionen erklärt: einerseits einer bestimmten Art der Ursachenklärung für Erfolg bzw. Misserfolg, den sogenannten Kausalattributionen, und andererseits durch bestimmte Lebensziele bzw. Aspirationen, den Anspruchsniveaupräferenzen.

Auf der Makro-Mikro-Ebene soll der Zusammenhang zwischen einer bestimmten sozialen Situation und dem Individuum, das sich in ihr befindet, mittels Brückenannahmen erklärt werden. Als situationsabhängige Faktoren fungieren in diesem Modell die Informationsstruktur einer Situation, der Handlungsspielraum, der einem Individuum zur Verfügung steht und die Anreizverteilung, also das Ausmaß, in dem das Individuum objektiv mit positiven und negativen Anreizen in einer Situation konfrontiert wird. Zusätzlich dient als Faktor, der von einer aktuellen Situation weitestgehend unabhängig ist, der jeweilige Integrationsgrad der Gesellschaft, also die Art, wie eine Gesellschaft ihre Mitglieder über soziale Institutionen einbindet. Dieser wird innerhalb der Theorie von Lindner-Braun über Beruf, Familie und Medien operationalisiert. In diesem Kontext spielt auch die Sozialisation des Individuums eine maßgebliche Rolle. Folglich bleibt der von Durkheim formulierte Ansatz vorhanden, dass ein bestimmter Integrationsgrad der Gesellschaft die Suizidneigung ihrer Mitglieder bedingt. Durch die Anschluss-theorien auf der individuellen Ebene kann jedoch zusätzlich erklärt werden, warum und wann bestimmte Menschen in spezifischen Handlungskonstellationen zu suizidalen Handlungen greifen und warum andere mehrheitlich davon absehen.

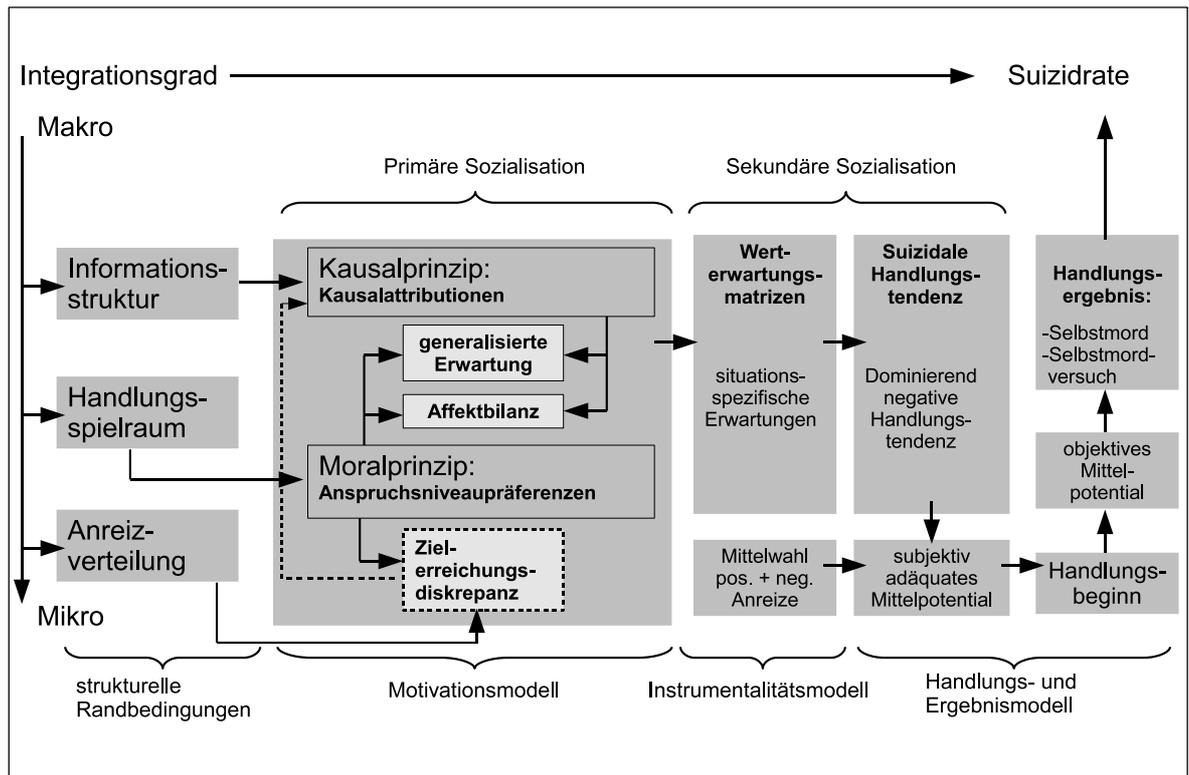


Abbildung 2: Handlungstheoretische Erklärung für Suizid (Quelle: eigener Entwurf)

Im Folgenden wird der Ansatz von Lindner-Braun (siehe Abbildung 2) genauer skizziert und es werden die jeweiligen Prämissen für die Argumentationsschritte dargestellt, beginnend mit den Erklärungsschritten auf der individuellen Ebene. Das **Handlungs- und Ergebnismodell** beschreibt die Determinanten für den Handlungsbeginn und das Handlungsergebnis suizidaler Handlungen. Das Ergebnis einer suizidalen Handlung ist von zwei wesentlichen Bedingungen abhängig: erstens von der objektiven Fähigkeit des Handelnden, bzw. den zur Verfügung stehenden Ressourcen (Mittelpotential)⁸³. Zweitens ist die psychologische Kraft entscheidend, mit der die Handlung ausgeführt wird. Den Handlungsverlauf kann man somit folgendermaßen darstellen: Für den Beginn einer Suizidhandlung müssen einerseits eine Suizidbereitschaft und andererseits eine Verfügung über subjektiv adäquate Mittel vorhanden sein. Für das Ergebnis der Handlung ist wiederum der Handlungsbeginn und die Anwendung objektiv adäquater Mittel ausschlaggebend⁸⁴. Demgemäß kann suizidales Handeln definiert werden:

⁸³ So muss das Individuum einerseits physisch in der Lage sein den Suizid auszuführen (bspw. Problematik bei Gelähmten) und andererseits über Mittel und Methoden zur Selbsttötung verfügen (Lindner-Braun 1990, S.27f).

⁸⁴ Wichtig ist hierbei einerseits die analytische Trennung des Handlungsbeginns vom Handlungserfolg und andererseits die Trennung der suizidalen Handlungstendenz vom subjektiven Mittelpotential, d.h. den Determinanten der Mittelwahl und der Verfügbarkeit dieser Mittel. So kann z.B. trotz hoher Verfügbarkeit subjektiv adäquater Mittel keine Suizidgefährdung vorliegen (bspw. Apotheker) oder trotz Suizidgefährdung der Suizid wegen fehlender attraktiver Mittel nicht ausgeführt werden (Lindner-Braun 1990, S.28).

„Eine subjektiv intendierte Selbstmord(versuchs)handlung (SM, SMV) liegt dann vor, wenn die handelnde Person zum Zeitpunkt der Ausführung einer aktiven oder passiven Handlung die tödliche (nicht-tödliche) Selbstverletzung als Folge dieser Handlung in einem absehbaren Zeitraum unmittelbar nach Beginn der Handlungsausführung für wahrscheinlich hält“⁸⁵.

Erfolgreich ist eine Suizidhandlung, wenn das Handlungsergebnis mit der subjektiven Handlungsintention (zum Zeitpunkt der Handlungsausführung) übereinstimmt (Lindner-Braun 1990, S.32). Wann liegt nun eine Suizidbereitschaft vor? Im Rahmen dieser Theorie wird eine Suizidbereitschaft als dominierend negative Handlungstendenz definiert⁸⁶:

„Eine Suizidtendenz liegt dann vor, wenn die Handlungstendenz negativ ist, aber in geringerem Maße negativ als alternative negative Handlungstendenzen oder alternative positive Handlungstendenzen, die den Wert Null annehmen oder schwach positiv ausgeprägt sind“⁸⁷.

So können zwar für den jeweiligen Suizidenten durchaus noch Alternativen zum Suizid bestehen, dennoch werden die negativen Aspekte des Weiterlebens insgesamt viel höher veranschlagt, als die der ebenfalls negativ ausgeprägten Suizidhandlung. An dieser Stelle wird auch explizit ein Suizid von einem Suizidversuch unterschieden, was sich einerseits dadurch rechtfertigt, dass Suizidenten und Suizidversucher aus verschiedenen sozialen Populationen entstammen, andererseits unterschiedliche Handlungstendenzen vorliegen⁸⁸.

Ist nun eine Suizidbereitschaft bei einer Person vorhanden, ist für den Beginn einer Suizidhandlung das subjektive Mittelpotential entscheidend. Die Person muss also eine bestimmte Methode auswählen und Kenntnis darüber besitzen, wie sie diese anwenden kann. Die Entscheidung für eine bestimmte Methode ist hierbei davon abhängig, ob ein Mittel zur Ver-

⁸⁵ Durch diese Definition gelingt es suizidale Handlungen von anderen Formen selbstschädigenden Verhaltens (bspw. Drogenkonsum) und Fremdeinwirkungen mit Todesfolge analytisch zu trennen. Zusätzlich ist die subjektive Intention des Handelnden entscheidend, da ansonsten gefährliche Handlungen von Personen, die beruflich oder privat ausgeführt werden (bspw. Stierkämpfer oder Sprengmeister), nicht ausgeschlossen werden würden (Lindner-Braun 1990, S.28ff).

⁸⁶ Nach Atkinson ist eine Handlungstendenz eine auf einen spezifischen Akt ausgerichtete Tendenz, die zielgerichtet ist und nach Richtung – positiv oder negativ – und nach Stärke bestimmbar ist. So ist die Ausführung einer Handlung nicht schon dann zu erwarten, wenn eine Handlungstendenz vorhanden ist, sondern erst dann, wenn die Handlungstendenz dominierend ist, d.h. stärker ist als die Tendenz alternative Handlungen auszuführen. Eine Handlungstendenz dominiert, wenn sie entweder positiver ausgeprägt ist als Handlungsalternativen (positive HT) oder weniger negativ (negative HT) (Lindner-Braun 1990, S.32).

⁸⁷ Alternative positive Handlungstendenzen, die sich durch das Vorhandensein positiver, aufzusuchender Zielvorstellungen ergeben, besitzen keine Wertausprägungen (d.h. sie stellen für das Individuum keinen Anreiz dar) oder sind nur schwach positiv ausgeprägt und können die aggregierten negativen alternativen Handlungstendenzen nur geringfügig vermindern. Von allen verfügbaren Handlungstendenzen ist daher die Suizidtendenz trotz negativer Bewertung relativ attraktiv (Lindner-Braun 1990, S.35).

⁸⁸ Empirische Befunde zeigen, dass es sich bei Suizidenten und Suizidversuchern um verschiedene Populationen handelt. So sind Suizidenten überwiegend männlich, zwischen 45 und 60 Jahre alt, geschieden oder verwitwet und nicht katholisch. Bei Suizidversuchern handelt es sich hingegen häufig um Frauen zwischen 20 und 30 Jahren, oftmals Hausfrauen mit Eheproblemen und Depressionen. Zudem werden für Suizidversuchshandlungen meist weiche Suizidmethoden angewandt. Des Weiteren streben die Personen bei Suizidversuchen Hilfeleistungen oder Aufmerksamkeit an, die durch andere Handlungen nicht mehr erhofft werden können. Demzufolge liegt Selbstmordversuchshandlungen eine positive Handlungstendenz zugrunde: „Eine Suizidversuchstendenz liegt dann vor, wenn die Handlungstendenz schwach positiv ist oder positiver bewertet wird als verfügbare negative Handlungsten-

fügung⁸⁹ steht und wie attraktiv diese Methode erscheint, so z.B. in Bezug auf Schmerzvermeidung oder den Wunsch, den Akt in einer vertrauten Umgebung zu vollziehen. Entscheidend ist jedoch die erwartete Eignung der Methode in Bezug auf die jeweilige Handlungsintention, also einen angestrebten Suizid oder einen nicht-tödlich endenden Suizidversuch⁹⁰. Der objektive Handlungserfolg einer Suizidhandlung muss natürlich nicht immer mit der subjektiven Handlungsintention übereinstimmen. So kann ein Suizidversuch wider Willen tödlich enden und ein angestrebter Suizid überlebt werden. Gründe hierfür können falsches Wissen bzw. die falsche Ausführung einer Methode oder auch eine Intervention von außen sein. Dennoch zeigen empirische Befunde, dass diese Fälle nur relativ selten auftreten, was wohl am verbreiteten und allbekanntesten Wissen über gängige Suizidmethoden liegt (Lindner-Braun 1990, S.51f).

Im **Instrumentalitätsmodell** beschreibt Lindner-Braun die Anreize, die in Abhängigkeit zum Handlungsergebnis eines Suizidverhaltens erwartet werden. Hierbei geht es also darum, was der potentielle Suizident mit seiner Handlung erreichen will. Als dominierend negative Handlungstendenz ist der Suizid zunächst ein negatives Problemlösungsverfahren. Es gilt die noch unangenehmere Alternative des Weiterlebens zu vermeiden. Der Abstoßungseffekt vom Weiterleben ergibt sich dadurch, dass die Realisierung von Handlungsalternativen für unwahrscheinlich gehalten wird, angestrebte Erfolge erscheinen unmöglich oder besitzen für die Person keine Relevanz. Für die Handlung Suizid kann man zunächst zwischen positiven und negativen Anreizen unterscheiden, also Gründe die für oder gegen einen Selbstmord sprechen. Der wichtigste negative Anreiz ist natürlich der eigene Tod. Die universelle Furcht vor dem Tod, die auch durch religiöse Glaubensstrukturen nicht vollständig wegereguliert werden kann, stellt die maßgebliche Schwelle dar, die der Suizident überwinden muss⁹¹. Weitere negative Anreize können informelle und formelle Sanktionen sein⁹². Dennoch gilt, dass diese Anreize eine relativ geringe

denzen und schwach positive alternative Handlungstendenzen. Die aggregierten alternativen Handlungstendenzen sind überwiegend negativ“ (Lindner-Braun 1990, S.35f).

⁸⁹ Grundsätzlich scheint die Verfügungsgewalt über Mittel lediglich für gewisse Extremfälle zu gelten, bspw. für einen ganzheitlich gelähmten Patienten, da gewisse Mittel, wie das Stürzen von hohen Gebäuden, Nahrungsverweigerung, tiefe Gewässer etc. universell zur Verfügung stehen. Demnach dürfte auch ein erschwerter Zugang zu bestimmten Mitteln nicht die Suizidwahrscheinlichkeit reduzieren, sondern eher die Präferenzen für andere Suizidmethoden verstärken. Die Präferenzen für die Mittelwahl weisen hierbei kultur-, nationen- und geschlechtsspezifische Variationen auf. So greifen bspw. Frauen überwiegend zu passiven und weichen Suizidmethoden (Tabletten), Männer hingegen häufig zu aktiven und harten Methoden (Erhängen). Nationenspezifisch zeigt sich z.B., dass sich die Norweger im Gegensatz zu anderen Nationen (1-2%) überdurchschnittlich oft erhängen (15%) (Lindner-Braun 1990, S.37ff).

⁹⁰ Die relative Attraktivität eines Mittelpotentials ist folglich abhängig von der wahrgenommenen Realisierung der Anreize, die beim potentiellen Einsatz des Mittels während des Beginns suizidaler Handlungen antizipiert werden. Dennoch ist es wichtig festzuhalten, dass die selbstschädigenden Ziele primär die Mittelwahl beeinflussen und nicht umgekehrt. Zugangsbeschränkungen sind demnach nicht geeignet die suizidale Tendenz längerfristig zu beeinflussen (Lindner-Braun 1990, S.47ff).

⁹¹ Eine empirische Studie zeigt, dass lediglich 7% der Suizidenten an positive Folgen ihrer Suizidhandlung glauben. Interessant ist weiterhin, dass der eigene Tod in Abschiedsbriefen oftmals nicht erwähnt, ja geradezu tabuisiert wird. Zwar gibt es auch positive Todesvorstellungen, z.B. als ‚Ort der Stille‘, doch sind diese im Gegensatz zur Todesfurcht mit hoher Ungewissheit belastet (Lindner-Braun 1990, S.67ff).

⁹² Der gesellschaftliche Umgang mit dem Selbstmord wurde zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kulturen sehr unterschiedlich gehandhabt. So wurden bspw. im Mittelalter drastische Strafen für Suizidhandlungen verhängt, wobei auch die Angehörigen von Suizidenten bestraft wurden. Dagegen

Abschreckung darstellen, da sie ja nicht mehr erlebt werden müssen. Neben diesen materiellen Kosten können auch moralische Kosten für den potentiellen Suizidenten entstehen. Diese können religiös verankert sein, wie die Vorstellung vom Fegefeuer, oder Überzeugungen wie ‚Feigheit‘ oder Verpflichtungen gegenüber Angehörigen repräsentieren. Doch auch diese moralischen Kosten scheinen für Suizidenten nur einen geringen Realitätscharakter zu besitzen. Einerseits werden die Konsequenzen ihrer Handlung nicht mehr erlebt, andererseits können sie durch Rationalisierung uminterpretiert werden⁹³.

Zusätzlich zu diesen negativen Anreizen können durchaus auch positive Anreize die Suizidbereitschaft erhöhen. So können positive Anreize persönliche Vorstellungen von Unabhängigkeit und Selbstkontrolle oder altruistische Motive sein, sei es Angehörige bei Krankheit zu entlasten oder eine Versicherungssumme zu verschaffen⁹⁴. Dennoch gilt, dass auch diese Anrei-

stellte sich die Auffassung der Antike zumeist als liberal dar. Während Platon und Aristoteles den Suizid als Verbrechen am Staat bezeichneten, war er für die Kyniker ein Weg zur Unabhängigkeit. Für Augustinus war er eine Todsünde, wie die Ablehnung des Suizids eigentlich für alle Religionen typisch ist. In den westlichen Industrienationen findet hingegen mittlerweile eine milde Ablehnung des Suizids statt, so sind suizidale Handlungen nicht strafbar, sondern nur die Unterlassung einer Hilfeleistung oder die Tötung auf Verlangen (Lindner-Braun 1990, S.73ff). Zur heutigen normativen Bewertung des Suizids in Europa siehe Anhang.

⁹³ So kann man negative Konsequenzen abstreiten („So viel kann ein Mensch nicht ertragen“) oder altruistische Ziele reklamieren („Es ist für alle am Besten so“). Da Suizidhandlungen demnach keine erlebbare, reale oder sichere Konsequenz haben, bleibt die verdeckte Konsumtion, bei der die Konsequenzen einer Handlung nur in der Vorstellung erlebt werden können. Sie besitzen folglich nur eine sehr geringe Verstärkerwirkung und eine geringe Anreizintensität. Ganz anders stellt sich dieser Zusammenhang allerdings bei Suizidversuchshandlungen dar, da Konsequenzen ja tatsächlich erlebt werden (Lindner-Braun 1990, S.77ff).

⁹⁴ Man kann diese Motive auch schon bei Durkheim in den zwei Typen des ‚egoistischen‘ und des ‚altruistischen‘ Suizids vorfinden. Der egoistische Suizid stellt sich als Mittel zur Erreichung zentraler Werte wie Unabhängigkeit oder Selbstkontrolle dar (z.B. Jean Amery in seiner Studie ‚Hand an sich legen‘). Durkheim beschrieb diese Art des Suizids als gesellschaftsbedingte, ‚überspitzte‘ Vereinzelung des Menschen, die er auf die fehlende Integrationskraft einer Gesellschaft zurückführte. Weiterhin sind aber Situationen denkbar, in denen eine Suizidhandlung direkt der Erfüllung altruistischer Zielvorstellungen dienen kann. So kann dieser altruistische Suizid bspw. dazu dienen eine Versicherungssumme zu beschaffen oder Angehörige bei einer schweren Krankheit von der Betreuung zu entlasten. Auch können aus dem Suizid eines Gruppenmitglieds Vorteile für andere Gruppenmitglieder erwachsen, die als Gruppenziel von allen Mitgliedern angestrebt werden (z.B. der erste Tote bei einem Hungerstreik von Gefängnisinsassen). Hier gelten jedoch ebenfalls der fehlende Realitätscharakter und die lediglich verdeckte Konsumtion und damit geringe Wirkungskraft dieser positiven Anreize. Zudem muss betont werden, dass es sich beim altruistischen Suizid in den westlichen Industriegesellschaften um abweichendes und nicht konformes Verhalten handelt, da zwar die Zielvorstellungen möglicherweise sozial erwünscht sind, das Mittel jedoch als sozial unerwünscht gilt. Anders stellt sich dieser Zusammenhang jedoch in ‚primitiven‘ Gesellschaften oder Gesellschaften mit positiver Suizidnorm dar. So folgte z.B. in manchen früheren Kulturen auf den Tod des Herrn der Suizid der Gattin und der Dienerschaft. Aber auch in höher entwickelten Gesellschaften findet man altruistische Suizide, bspw. bei Soldaten (Kamikaze-Piloten). Auch die Suizidkommandos der neueren Zeit können diesem Typus zugeordnet werden, da der Suizid (innerhalb eines geschlossenen sozialen Umfelds), als sozial erwünscht gilt. Diese positiven Anreize sind hierbei real und subjektiv wahrscheinlich, da sie bereits vor der Suizidhandlung und nicht nur in der Vorstellung konsumierbar sind (so wurden Kamikazepiloten bspw. vor ihrem Einsatz stürmisch gefeiert). Da sich der Suizid durch solche äußeren Anreize (materieller und sozialer Art) als konformes Verhalten darstellt, betreffen diese Anreize aber auch gleichzeitig die Verhaltensalternativen. So ist es möglich, dass die Alternative des Weiterlebens mit stark negativen Anreizen verbunden werden kann, die durch einen Abstoßungseffekt zum Suizid hin führen können (z.B. die geringe Möglichkeit eines Terroristen kurz vor einem Anschlag auszuweichen; bei Eskimos wurden Alte und Gebrechliche, als ‚unproduktive‘ Mitglieder aufgefordert Suizid zu begehen, ansonsten wurden sie umgebracht). Somit liegt der Unterschied zwischen dem

ze lediglich eine geringe Wirksamkeit besitzen, da sie lediglich in der Vorstellung konsumiert werden können und auch dann nur für einen relativ kurzen Zeitraum wirksam sind (Lindner-Braun 1990, S.92ff). Insgesamt liegt dem Suizid folglich eine negative Handlungstendenz zugrunde, die zwar durchaus auch positive Zielvorstellungen enthalten kann, jedoch eigentlich unattraktiv wäre, sofern nicht die Alternative des Weiterlebens als noch negativer empfunden werden würde.

Im **Motivationsmodell** werden diejenigen situationsunabhängigen Bedingungen dargestellt, die den langjährigen Lernerfahrungen eines Individuums entsprechen. Anhand des Motivationsmodells versucht Lindner-Braun zu erklären, warum Personen bestimmte Selektionen und subjektive Bewertungen von Handlungen treffen. Charakteristisch für Suizidhandlungen ist es, dass Alternativen blockiert erscheinen. Diese Ausweglosigkeit lässt sich aber nicht auf objektive Notsituationen zurückführen. So hat z.B. die Unterschicht einer Gesellschaft kein erhöhtes Suizidrisiko (Armut schützt eher vor Suizid) und auch Todkranke neigen nicht überproportional häufig zu Suizidhandlungen. Im Kriegsfall nimmt die Suizidrate sogar stark ab (Lindner-Braun 1990, S.115f). Folglich sind für die negativen Bewertungen von Handlungsalternativen zum Suizid nicht objektive Gründe, sondern subjektive Interpretationsmuster entscheidend. Diese sind aber selbst sozial bedingt, d.h. sie wurden in einem früheren Kontext erlernt⁹⁵. Diese relativ stabilen und individuellen Interpretationsmuster sind die **Motive**. Sie moderieren die Ausprägung und Intensität situativer Anreize und Erwartungen. Zunächst lassen sich Motive dahingehend unterscheiden, ob sie negativ oder positiv ausgeprägt sind. So sind z.B. Personen mit einem negativen Leistungsmotiv – bei vorherrschenden Gefühlen von Scham und Verlegenheit – viel eher darauf bedacht Misserfolg zu vermeiden als Erfolge zu erreichen. Es werden folglich ausschließlich negative Anreize induziert, und das Individuum ist bestrebt diese zu meiden (Lindner-Braun 1990, S.117ff). Die Motive werden im Modell von Lindner-Braun in zwei Komponenten aufgeteilt: das Kausalprinzip und das Moralprinzip. Das Kausalprinzip beschreibt die jeweiligen Kausalattributionen, also die Art der Ursachenerklärung, das Moralprinzip kennzeichnet die Anspruchsniveaupräferenzen, also die Höhe der Zielsetzung.

Kausalattributionen kennzeichnen die Art der Ursachenerklärung einer Person hinsichtlich Erfolg oder Misserfolg. Da soziale Situationen oftmals mehrdeutig sind, kann man für objektiv gleiche Handlungsergebnisse unterschiedliche Ursachen bestimmen. Wenn man z.B. bei einer Aufgabe Erfolg hatte, kann man dies entweder durch Glück oder durch die eigene Leistungsfähigkeit erklären, bei Misserfolg durch Pech oder die eigene Unfähigkeit⁹⁶. Nach Lindner-Braun ist ein suizidäres Kausalattributionsmuster ein spezielles asymmetrisches Zuordnungsmuster:

konformen und dem abweichenden Suizid darin, dass der konforme Suizid durch eine dominierend positive Tendenz zum Suizid und der Suizid als abweichendes Verhalten durch eine dominierende negative Handlungstendenz zum Suizid zu charakterisieren wäre (Lindner-Braun 1990, S.85ff).

⁹⁵ Diese Interpretationsmuster stellen insofern abweichende Wahrnehmungen dar, als sie nicht von der Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder übernommen werden. Dennoch gilt es zu betonen, dass es sich hierbei nicht um pathologische Wahrnehmungsverzerrungen handelt, da der Anteil von Geisteskranken unter Suizidenten und Suizidversuchern (obwohl er erhöht ist) relativ gering ist (Lindner-Braun 1990, S.116).

⁹⁶ Die Dimensionen sind einerseits Stabilität, also ob der Handlungs(miss)erfolg auf stabile oder variable Ursachen zurückgeführt wird und andererseits Lokalisierung, ob der Handlungs(miss)erfolg auf interne oder externe Ursachen bezogen wird (Lindner-Braun 1990, S.127ff).

Handlungserfolge werden auf instabile und externe, d.h. außerhalb der Person liegende Faktoren wie ‚Glück‘ zurückgeführt, während Handlungsmisserfolge auf stabile und internale, d.h. in der Person liegende Faktoren wie die ‚eigene Unfähigkeit‘ zurückgeführt werden⁹⁷. Dieses spezifische Zurechnungsmuster hat sowohl kognitive als auch affektive Auswirkungen. Einerseits wird eine generelle negative Erwartungshaltung gebildet, d.h. ‚Pessimismus‘ wird zum vorherrschenden Zug. Andererseits wird eine überwiegend negative Affektbilanz aufgebaut, was bedeutet, dass das Erleben einer Person von überwiegend schlechten Gefühlen bestimmt wird. Hinter einem Suizid steht daher eine lange persönliche Leidensgeschichte. Auf diese Weise kann auch erklärt werden, warum oft geringfügige und daher für die soziale Umwelt unverständliche Beeinträchtigungen scheinbar Anlass für einen Suizid waren. Sowohl die Verstärkung pessimistischer Haltungen wie auch eine langsam wachsende negative Gefühlswelt führen dazu, dass Handlungsalternativen zum Suizid zunehmend als blockiert erscheinen. Immer weniger Handlungsalternativen werden kogniziert und realisiert. Die Person verliert dadurch jegliche Möglichkeiten, das bevorzugt verwendete Kausalmuster zu korrigieren und in kritischen Situationen Problemlösungen und Auswege zu erkennen. Es entsteht gewissermaßen eine ‚Suizidkarriere‘ mit fortschreitend sich verstärkenden Meidungstendenzen, sofern es einer soziale Umgebungen nicht gelingt, diesen Prozess zumindest zeitweilig zu stoppen oder außer Kraft setzen (Lindner-Braun 1999, S.56f).

Die zweite Motivkomponente ist das **Anspruchsniveau**. Wenn die individuellen Ansprüche in Bezug auf die zur Verfügung stehenden Mittel zu hoch oder zu niedrig sind, wird gleichfalls ein Prozess eingeleitet, der zur Wahrnehmung von Ausweglosigkeit führt. Werden stets zu niedrige Ziele angestrebt, so werden Erfolge kaum größere positive Gefühle auslösen. Scheitert man jedoch bei geringen Zielvorstellungen, so sind die negativen Erlebnisse umso größer. Bei zu hohen Zielvorstellungen, die gerade für Suizidenten typisch sind, ist die Zielerreichungsdiskrepanz entscheidend. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird man ja an Aufgaben, die weit über den eigenen Mitteln liegen, scheitern. Entscheidend ist hierbei nicht das Problem immer mehr von etwas haben zu wollen, sondern relativ inflexibel auf veränderte Situationen zu reagieren, d.h. sein Anspruchsniveau neuen Gegebenheiten anzupassen. Eine normale und langfristig erfolgsversprechende Strategie nach Misserfolgen wäre es, das Anspruchsniveau zu senken und sich leichteren Aufgaben zuzuwenden (bzw. es bei Erfolgen kontinuierlich zu steigern). Werden hingegen permanent zu schwierige Zielvorstellungen verfolgt, ist hierdurch nicht nur der wiederholte Misserfolg wahrscheinlich, sondern es werden auch gleichfalls selbstbelastende Erklärungen wahrscheinlich (Lindner-Braun 1999, S.58).

Kausalattributionen und Anspruchsniveaupräferenzen sind aber nicht unabhängig von **situative Randbedingungen**, d.h. subjektive Einschätzungen eines Individuums können durch Merkmale einer sozialen Situation auch Korrektur erfahren. So kann die Informationsstruktur einer Situation die Ursachenerklärung eines Individuums beeinflussen. Weiterhin bestimmt der in einer Situation zur Verfügung stehende Handlungsspielraum die Höhe von persönlichen Zielsetzungen. Als weiteres Merkmal einer Situation spielt die Anreizverteilung eine Rolle, d.h. die Frage,

⁹⁷ Suizidär wird dieses Muster nicht genannt weil es asymmetrisch ist – eine umgekehrte Asymmetrie ist für Hoch-Leistungsmotivierte typisch – sondern weil es die es verwendende Person kurz- wie auch langfristig von subjektiven Erfolgserlebnissen abschneidet (Lindner-Braun 1999, S.47f).

ob eine Person verstärkt negativen oder positiven Erlebnissen ausgesetzt ist. So kann eine Erfolgsserie ungünstige Selbstzuschreibungsmuster abmildern. Diese können aber auch durch eine Misserfolgsserie verstärkt werden (Linder-Braun 1990, S.141).

Die **Informationsstruktur** einer sozialen Umgebung wirkt sich also auf die Ursachenerklärung eines Individuums aus. Durch das Kausalprinzip wurde erklärt, warum gleiche Handlungsergebnisse von Individuen unterschiedlich interpretiert werden. Unterschiedlich Interpretationen entstehen aber auch infolge der Informationsstruktur einer Situation, deren Beschaffenheit mehrere Ursachenzuschreibungen zulässt. Anhand von ‚objektiven Situationsmerkmalen‘⁹⁸ lässt sich beschreiben, inwiefern die Struktur einer sozialen Situation die Ursachenerklärung beeinflusst. Drei wesentliche Dimensionen der Informationsstruktur bilden die Entitäts-, Konsistenz- und Konsensinformation. Entitätsinformation bezeichnet den jeweiligen Handlungsinhalt und variiert dabei zwischen einem gewöhnlichen, schon oft erlebten, und einem besonderen, neuartigen Handlungsinhalt. Die Konsistenzinformation erfasst einen Vergleich derselben Person zu unterschiedlichen Handlungszeitpunkten, während die Konsensinformation den Vergleich mit anderen Menschen abbildet. Je nach Ausprägung der jeweiligen Situationsmerkmale wird man den Erfolg oder Misserfolg einer Handlung auf externale oder internale Faktoren zurückführen. Die Ursachenzuschreibung des Scheiterns einer Handlung auf die eigene Person wird also dadurch befördert, dass eine geringe Besonderheit des Handlungsinhalts vorliegt (niedrige Entität), nur wenige andere Personen bei derselben Handlung ebenfalls gescheitert sind (geringer Konsens) und die betroffene Person bei derselben Handlung schon oft keinen Erfolg hatte (hohe Konsistenz)⁹⁹. Besonders wichtig sind diese Situationsinformationen, wenn sie den ungünstigen Selbstzuschreibungen widersprechen (Lindner-Braun 1990, S.145). In diesem Kontext zeigt sich, dass Konsensinformationen, also Informationen darüber, wie andere Menschen ähnliche Situationen bestreiten, besonders wertvoll sind, da sie nicht nur Unfähigkeitszuschreibungen weniger wahrscheinlich machen, sondern auch die günstigere Zuschreibung einer fehlenden Anstrengung noch zulassen, die vor allem als zukünftige Strategie Misserfolge vermeiden helfen kann (Lindner-Braun 1990, S.145). Ein solcher sozialer Vergleich ist jedoch abhängig von der Existenz wahrnehmbarer Kommunikationsstrukturen oder Kontaktchancen, d.h. man braucht Möglichkeiten sich mit anderen Menschen in ähnlichen Situationen auszutauschen oder auf Erfahrungen und Vergleiche z.B. über Medien zuzugreifen. Besonders tiefgreifende kollektive Ereignisse wie Krieg, massive Arbeitslosigkeit oder auch berufliche Aktivitäten können so entlastende Vergleichsinformationen bereitstellen¹⁰⁰. Rascher sozialer Wandel

⁹⁸ Diese Situationsmerkmale wurden von Heider (1958) und Kelly (1967) entwickelt (Lindner-Braun 1990, S.142).

⁹⁹ Einschränkung muss man allerdings betonen, dass die meisten komplexen sozialen Situationen kaum eine eindeutige Informationsstruktur aufweisen und somit oftmals verschiedene Kausalzuschreibungen zulassen. Nisbett und Ross (1980) zeigten zudem, dass alle Menschen gewisse logische Fehler bei der Informationsverarbeitung vornehmen. So neigen Personen dazu, die Verteilung von Grundwahrscheinlichkeiten – z.B. über die Urteile anderer Personen (Konsensinformationen) – zugunsten kleinerer Samples zu ignorieren, erste Informationen stärker als nachfolgende zu werten und eher vom Besonderen auf das Allgemeine zu schließen als umgekehrt (Lindner-Braun 1990, S.144).

¹⁰⁰ „Wenn z.B. alle Arbeiter eines Betriebes entlassen werden, kann die resultierende Arbeitsleistung weniger gut auf eigene Fehlleistungen, sondern eher auf die äußere Situation, also externale Ursachen zurückgeführt werden. Wenn sich in den Kriegszeiten nicht mehr, sondern weniger Menschen das Leben nehmen, läßt sich dies zunächst damit erklären, daß die Handlungen der Gesellschaftsmitglieder

kann dagegen den Vergleich mit anderen erschweren, außerdem wird in einer sich stetig verändernden Umwelt die Orientierung an vergangenen eigenen Erfahrungen unterbunden: Konsenserfahrungen sind nicht verfügbar, Konsistenzerfahrungen gehen verloren (Lindner-Braun 1999, S.53).

Eine weitere wesentliche Bedingung einer sozialen Situation ist der **Handlungsspielraum**. Der Handlungsspielraum einer Person erfasst die objektive Möglichkeit, aus unterschiedlich schwierigen Zielvorstellungen auszuwählen. Hiermit kann bspw. der gesetzlich geregelte Zugang zu Bildungseinrichtungen, die freie Wahl der Wohn- und Arbeitstätte oder das Scheidungsrecht gemeint sein. Der Handlungsspielraum erfasst aber auch die tatsächliche Inanspruchnahme dieser Wahlmöglichkeiten. Ein großer Handlungsspielraum birgt hierbei die Gefahr unrealistischer Anspruchsniveaupräferenzen, während ein geringer Handlungsspielraum eher ein abweichendes Anspruchsniveau verhindert. Dennoch ist die Größe des Handlungsspielraums nur eine hinreichende, aber keine notwendige Bedingung für die Anpassung des Anspruchsniveaus, da die Präferenzen für unterschiedliche Zielsetzungen auch bei gleichen Wahlmöglichkeiten unter Personen stark variieren¹⁰¹. Die Handlungsspielräume für Menschen sind in verschiedenen sozialen Gruppierungen, seien es Junge und Alte oder Frauen und Männer, ebenso unterschiedlich wie in Gesamtgesellschaften. Ein hoher Handlungsspielraum ist für entwickelte Industrienationen typisch, während ein geringer Handlungsspielraum für traditionale Gesellschaften typisch ist. Weiterhin variiert ein solcher aber auch in verschiedenen Institutionen, sowohl intraindividuell als auch interindividuell. Allerdings können nur relativ große Freiräume aufgrund ungünstiger Lernerfahrungen zum eigenen Nachteil gestaltet werden. Durch

ähnlicher werden und damit die soziale Vergleichbarkeit und Transparenz der ausgeführten Handlungen steigt. Externale Ursachenerklärungen für negative Erfahrungen des Einzelnen werden in diesen Ausnahmesituationen stärker als internale: Leid wird dann nicht mehr als selbstverschuldet angesehen, sondern äußeren selbstentlastenden Umständen zugeschrieben“ (Lindner-Braun 1999, S.52).

¹⁰¹ Gemessen am wirtschaftlichen Entwicklungsstand eines Landes kann davon ausgegangen werden, dass entwickelte Industrienationen einen höheren Handlungsspielraum besitzen. Doch zeigte sich, dass die Variation dieser Randbedingung im internationalen Vergleich nicht ausreicht zu erklären, warum ähnlich hoch entwickelte Nationen wie die USA und Deutschland unterschiedlich hohe Suizidraten besitzen. So besitzt die USA eine weitaus geringere Selbstmordrate, obwohl der Handlungsspielraum gemessen an den gesetzlichen Regelungen eigentlich größer ausgeprägt sein müsste. Die Erklärung hierfür könnte in der ‚effizienteren Nutzung‘ des Handlungsspielraumes liegen, die durch eine Sozialisierung positiver Leistungsmotivation generiert wurde. Auch die Wirkung konjunktureller Schwankungen auf das Suizidverhalten kann mit Hilfe des Handlungsspielraums erfasst werden. Das auf den ersten Blick ungewöhnliche Phänomen einer äußerst geringen Selbstmordquote in absoluten Krisenzeiten (bspw. Krieg) erklärt sich durch die starke Reduzierung der Wahlmöglichkeiten für alle Gesellschaftsmitglieder (Handlungsspielraum wird sehr gering) und verhindert somit die Setzung unrealistischer Zielvorstellungen. Zusätzlich wird die Informationsstruktur durch die kollektive Erfahrung der Krise transparenter (Man erfährt von zahlreichen Schicksalen anderer, d.h. es besteht ein hoher Grad von Konsensinformationen) und die Personen gewinnen objektive, externale Erklärungszuschreibungen für erlittene Misserfolge. In Zeiten einer Hochkonjunktur hingegen vergrößert sich der Handlungsspielraum, z.B. durch ein größeres Arbeitsplatzangebot, ein größeres Einkommen und ein steigendes Warensortiment. Dies kann jedoch auch überhöhte Anspruchsniveaus hervorrufen, die insgesamt zu einer erhöhten Suizidrate innerhalb einer Gesellschaft führen. Bei einer wirtschaftlichen Depression verkleinert sich hingegen der Handlungsspielraum, was eigentlich selbstmordverhütend wirken sollte. Da aber die Gesellschaftsmitglieder von einer objektiv höheren Misserfolgsrate betroffen sind, steigt die Gefahr, dass Personen mit einer schon bestehenden negativen Erwartungshaltung diese Misserfolge nicht adäquat verarbeiten können und suizidale Handlungstendenzen entwickeln. Folge wäre die beobachtete Zunahme der gesellschaftlichen Suizidrate (Lindner-Braun 1990, S.246ff).

dieses Konzept lässt sich auch die geringere Suizidbelastung der Frauen erklären, die trotz rechtlicher Gleichstellung weniger Möglichkeiten der politischen, wirtschaftlichen oder beruflichen Betätigung haben und vielleicht auch weniger Optionsräume wahrnehmen¹⁰². Je mehr Möglichkeiten einem Individuum folglich zur Verfügung stehen, desto höhere Ansprüche kann es entwickeln und deshalb auch auf mehr Gebieten scheitern. Nach Lindner-Braun sind dies

„die Schattenseiten einer hochkomplexen auf Leistung und Erfolg ausgerichteten modernen Industriegesellschaft. Als unvermeidbarer Preis einer Freiheit, die Leistungsgesellschaften dem Einzelnen gewähren müssen, oder als Preis der Emanzipation von Frauen, sind die geschilderten Phänomene jedoch nicht anzusehen. Aufklärung über den richtigen Umgang mit Erfolg und vor allem mit Mißerfolg könnte in allen sozialen Institutionen von der Familie über die Schule, den Beruf und die Massenmedien geleistet werden. Weitaus schwieriger sind allerdings Sozialisationspraktiken zu ändern, die – unbeabsichtigt versteht sich – die beschriebenen Neigungen hervorrufen können und offenbar z.B. in den USA, einem Land mit relativ niedrigen Suizidraten anders aussehen als in Deutschland, einem relativ hoch belasteten Land“ (Lindner-Braun 1999, S.60f).

Die bisher entwickelten Aussagen werden nun auf der **strukturellen Ebene** (Makroebene) hinsichtlich der Einbindung in soziale Institutionen weiterverfolgt. Soziale Institutionen sind durch eine charakteristische Interaktionsstruktur gekennzeichnet. Institutionen werden in diesem Zusammenhang nicht nur als spezifische Organisationen (z.B. Kirchen, Schulen) aufgefasst, sondern als sich wiederholende und insofern dauerhafte Interaktionen zwischen Personen¹⁰³. Es zeigte sich, dass bestimmte geschlechts- oder altersspezifische Gruppierungen ein erhöhtes Suizidrisiko besitzen. Negative Wert-Erwartungs-Haltungen sind folglich nicht nur Merkmale von Individuen, sondern auch das Resultat von Interaktionen mit anderen Individuen. Innerhalb sozialer Institutionen besitzen Individuen einen gewissen Handlungsspielraum, sie erhalten verschiedene Informationsstrukturen und es bestehen unterschiedliche Möglichkeiten zur Verwirklichung zentraler Anreize. Die Untersuchung sozialer Institutionen konzentriert sich innerhalb des Ansatzes von Lindner-Braun auf die Schwerpunkte Wirtschaft, Massenmedien und Familie. Innerhalb dieser Institutionen handeln die Gesellschaftsmitglieder nicht nur, sondern werden auch sozialisiert. Hierbei lässt sich zwischen primärer und sekundärer Sozialisation unterscheiden, wobei die primäre Sozialisation langfristige Lernerfolge darstellt (Lindner-Braun 1990, S.230). Sekundäre Sozialisationsprozesse kennzeichnen sich hingegen dadurch, dass sie erst im späteren Verlauf des Lebens erworben wurden und in ihrer Wirkungen weniger dauerhaft und tiefgreifend sind als die Effekte primärer Sozialisation. Mit Hilfe dieser Konzeption lässt sich erklären, warum bspw. gewisse Berufe¹⁰⁴ ein höheres Suizidrisiko besitzen oder wie sich verschiedene Erziehungsstile auf die allgemeine Wert-Erwartungs-Haltung eines Individuums auswirken. Anhand der Einbindungskraft sozialer Institutionen lässt sich nun der Integrationsgrad einer Gesellschaft beschreiben. Dieser allgemeine Integrationsgrad bedingt die Suizidrate einer Gesellschaft, wobei entscheidend ist, dass Menschen mit gewissen individuel-

¹⁰² Frauen verlieren ihren relativen Suizidschutz in professionellen Berufen, bzw. sind zum Teil sogar stärker gefährdet. So nähern sich in Ländern mit zunehmender Gleichberechtigung auch die Suizidquoten der Frauen an die der Männer an (Lindner-Braun 1999, S.50).

¹⁰³ Diese Definition sozialer Institutionen stammt von Homans (1978) (Lindner-Braun 1990, S.227).

¹⁰⁴ So sind bspw. freie Berufe und hierbei v.a. Schriftsteller von einem hohen Suizidrisiko betroffen. Dies lässt sich durch die allgemeine Informationsstruktur erklären: Schriftsteller haben durch ihre Arbeitsweise nur wenig Kontakte zu anderen Schriftstellern und daher oftmals einen Mangel an Konsensin-

len Wert-Erwartungs-Haltungen betroffen sind. Diese sind aber wiederum eine Folge langfristiger sozial geprägter Lernerfahrungen.

5.5 Zusammenfassung

Die soziologische Suizidforschung hat ihren Ursprung in Emile Durkheims Studie ‚Le Suicide‘. Durkheim erklärte die Suizidrate einer Gesellschaft mit Hilfe struktureller Faktoren. Hierfür entwickelte er vier verschiedene Suizidtypen – den egoistischen, den altruistischen, den anomischen und den fatalistischen Suizid – die durch einen spezifischen gesellschaftlichen Integrationsgrad bedingt werden. Im Anschluss wurden weitere soziologische Suizidtheorien erörtert, die suizidale Handlungen entweder durch strukturelle oder individuelle Faktoren erklären. Da strukturelle Erklärungen identische Situationswahrnehmungen von Individuen annehmen und individualistische Erklärungen den sozialen Kontext von Handlungen ausblenden, wurde im Folgenden zunächst die allgemeine Konzeption strukturell-individualistischer Theorien dargestellt. Eine strukturell-individualistische Theorie kennzeichnet sich dadurch, dass der analytische Primat auf der strukturellen Ebene und der theoretische Primat auf der individuellen Ebene liegt. Anschließend wurde die strukturell-individualistische Suizidtheorie von Lindner-Braun aufgezeigt, die in der folgenden Werkanalyse als Bezugsschema für den literarischen Handlungsverlauf des Romans ‚Cécile‘ dienen soll. Nach Lindner-Braun ist ein Suizid gewissermaßen ein Vermeidungsverhalten, durch das ein Individuum noch negativer empfundenen Konsequenzen des Weiterlebens aus dem Weg gehen will. Diese subjektive Ausweglosigkeit entsteht einerseits durch gewisse individuelle Dispositionen – einer asymmetrischen suizidären Kausalattribution und einem unrealistischen Anspruchsniveau - als auch andererseits durch die gesellschaftliche Integration eines Individuums in soziale Institutionen, die diese Dispositionen bestärken oder zumindest nicht außer Kraft setzen.

III. Werkanalyse unter dem Gesichtspunkt soziologischer Handlungsmodelle

Innerhalb des **Oberkapitels III** soll nun die Werkanalyse zur Erklärung des literarischen Suizids der Figur Cécile geleistet werden. Zunächst wird in **Kapitel 1** eine Einführung in den Roman Cécile gegeben. Hierfür werden der Entstehungskontext der Handlung, das literatursoziologische Umfeld, Reaktionen der zeitgenössischen Kritik sowie Selbstaussagen Fontanes zum Roman dargelegt. Anschließend wird der Handlungsaufbau unter dem Fokus der analytischen Erzählung nachvollzogen. In **Kapitel 2** wird nun zum ersten Mal die Suizidtheorie von Lindner-Braun auf das Werk angewendet. Grundsätzlich wird zunächst stets der analytische Rahmen erörtert und eine Arbeitshypothese aus der Suizidtheorie abgeleitet. Diese wird anschließend im Rahmen einer literarischen Beobachtung innerhalb des Erzähltextes untersucht. Es erfolgt zunächst die Untersuchung, inwiefern es sich bei Céciles Tod tatsächlich um einen Suizid handelt, darüber hinaus wird die Frage der Methodenwahl thematisiert. **Kapitel 3** beschäftigt sich mit der Ausprägung der Suizidneigung der Figur Cécile. Hierfür werden mögliche positive und negative Anreize erörtert, die Cécile mit ihrem Suizid oder mit der Alternative des Weiterlebens verbunden haben könnte. **Kapitel 4** wendet sich der Motivationsstruktur der Figur zu. Zu diesem Zweck wird untersucht, auf welche Weise Cécile zentrale Ereignisse in ihrem Leben erklärt und welche Zielvorstellungen sie besitzt. In **Kapitel 5** werden die situativen Randbedingungen nachverfolgt, die die Motivationsstruktur der Figur prägen. Hierfür werden die Informationsstruktur in der sich Cécile befindet, ihr Handlungsspielraum und ihre Sozialisation untersucht. **Kapitel 6** beschäftigt sich mit der allgemeinen gesellschaftlichen Integration der Figur. Diese soll anhand ihrer Einbindung in spezifische soziale Institutionen nachvollzogen werden. Zunächst wird ihre allgemeine gesellschaftliche Integration hinsichtlich ihrer sozialen Stigmatisierung untersucht (Kapitel 6.1). Des Weiteren sollen durch eine schichtspezifische Zuordnung der handelnden Akteure zur ‚guten Gesellschaft‘ des Kaiserreiches die normativen Verhaltensmodelle, die im Rahmen der Ehrkultur für diese Mitglieder verbindlich waren, erörtert werden (Kapitel 6.2). Anschließend wird der politische und kulturelle Kontext dargestellt, in dem sich Cécile aufgrund ihrer sozialen Identität verorten muss. Hierfür wird auf ihre katholische und polnische Herkunft, auf ihre ehemalige Zugehörigkeit zu den Welfen und auf ihre Stellung als Frau eingegangen (Kapitel 6.3). Abschließend soll anhand gesellschaftlicher Verhaltensmodelle für Intimbeziehungen nachvollzogen werden, warum die Figuren Gordon und Cécile miteinander in Konflikt geraten (Kapitel 6.4). In **Kapitel 7** sollen die gewonnenen Ergebnisse im Rahmen eines dynamischen Handlungsverlaufs von Céciles Suizidkarriere dargestellt werden.

1 Einführung in das Werk ‚Cécile‘

Innerhalb dieses Kapitels soll eine Einführung in das Werk ‚Cécile‘ gegeben werden. Hierfür wird zunächst der Entstehungskontext des Romans hinsichtlich der dargestellten Handlung, der Genese der Hauptfigur und des zeitlichen und örtlichen Hintergrunds reflektiert. Anschließend wird auf den literatursoziologischen Kontext eingegangen, in dem Fontane seinen Roman verfasste und veröffentlichte. Weiterhin finden Reaktionen der zeitgenössischen Kritik und Selbstaussagen Fontanes bezüglich seines Werkes Beachtung. Um die Handlungsstruktur zu erfassen, in die der Suizid der Figur Cécile eingebettet ist, soll zudem die Erzählstruktur des Werkes betrachtet werden. Da im Zentrum der Erzählung das Geheimnis um die Vergangenheit der Hauptfigur steht, wird der Handlungsaufbau unter dem Fokus der ‚analytischen Erzählung‘ nachverfolgt.

1.1 Der Entstehungskontext des Romans ‚Cécile‘

Fontane verfasste den Roman ‚Cécile‘ im Zeitraum von 1884 bis 1886. Das Werk steht somit etwa in der Mitte seines Romanschaffens, sieben Romane erschienen zuvor, acht weitere sollten zu seiner Lebenszeit folgen. Wie bei seinen Romanen häufig der Fall, steht im Zentrum der Stoffwahl ein tatsächliches Ereignis. Bei ‚Cécile‘ handelt es sich um eine Geschichte, die er bei einem Gespräch mit dem Grafen Philipp von Eulenburg im Jahre 1882 erfuhr:

„Die Geschichte mit seinem zweiten Sohn, die [...] nahe daran war, zu einem Duell zwischen dem Obersten Graf Alten und dem Lieutenant Graf Eulenburg zu führen. Der ganze Verlauf war der folgende: Der damalige Lieutenant Graf Eulenburg [...] hatte sich mit Frä. ... v. Schaeffer-Voit verlobt und machte seinem Kommandeur, dem damaligen Oberstlieutenant v. Alten, Anzeige davon. Alten gab die unerhörte Antwort: ‚Lieber Eulenburg, solche Damen liebt man, aber heiratet man nicht‘“ (Fontane 1969a, S.564).

Das Duell, zu dem der Leutnant den Obersten herausforderte, wurde vermieden, indem Graf Alten die Angelegenheit dienstlich behandelte. Anders als Fontanes Cécile wurde die Frau schließlich mit dem Grafen Eulenburg glücklich. Das Paar hatte mehrere Kinder (Grawe 2002, S.267).

„Der alte Graf pries den glücklichen Verlauf der Sache, und als ich einstimme und hinzusetzte: ‚Gleichviel ob Alten Ihren Herrn Sohn oder Ihr Sohn den Graf Alten erschöß, es wär immer eine furchtbare Geschichte geworden‘, bemerkte der alte Graf Eulenburg: ‚Und fiel mein Sohn, so hätt es damit kein Ende gehabt; ich hätte die Sache persönlich fortgesetzt‘“ (Fontane 1969a, S.564).

Auch wenn nicht davon ausgegangen werden kann, dass Fontane eine verschlüsselte Darstellung dieses Ereignisses zeichnen wollte, so wurde der ‚Fall Eulenburg‘ zumindest zur Keimzelle des Romans¹⁰⁵. Im Gegensatz zu dieser Geschichte steht in Fontanes Erzählung die Frau im Vordergrund, die Anlass für ein Duell gab. Die Entstehung der Figur Cécile, die Wandrey als die „sensibelste Gestalt, die Fontane geschaffen hat“ (Wandrey 1919, S.192) bezeichnet hat, speist sich aus mannigfachen Quellen und Vorbildern. Schon im Entwurf von ‚Allerlei Glück‘

findet man bspw. die Geschichte einer Frau von Birch-Heiligenfelde, die Gemeinsamkeiten mit Cécile aufweist:

„Der Prinz ist gestorben, Frau v. Birch ist an seinen Vetter übergegangen, der derselben Familienvorzüge genießt und sich – weil zehn Jahre jünger – erst in einem Übergangsstadium befindet, was kleine Belästigungen mit sich führt, die nach augenblicklicher Sachlage kaum als solche empfunden werden ... Für sie (Frau v. Birch) ist gesorgt. Der neue Prinz wird entweder sie oder Olga [ihre Tochter] heiraten. Und das eine ist so gut wie das andre“ (Fontane 1969a, S.564).

Hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung kann man Ähnlichkeiten zu der Maitresse Friedrich Wilhelms II., Julie von Voß, finden. Weiterhin flossen in die Charakterzeichnung wohl auch zahlreiche Eindrücke ein, die Fontane während seiner Niederschrift machte: So z.B. die Begegnung mit der Frau des Hofpredigers Strauß (eine gebürtige von Alten), die Fontane an der Seite ihres 33 Jahre älteren Ehemann 1884 in Thale traf. An ihr beobachtete Fontane eine gewisse Nervosität und eine Vorliebe für aparte und auffallende Kleidung, also Eigenschaften, die er später auch seiner Figur Cécile zuschreiben sollte:

„Sie erschien [zum Kaffee auf dem Balkon des Hotels Hubertusbad] in einem kirschroten Samtjackett mit einem drei Finger breiten türkisch-orientalischen Collier darauf, ganz wie ein breiter Goldkragen ... Es sah sehr schön aus ...; sie ist sehr nervös und hat – wenn ich mich nicht verrechne – ein kleines liking für mich, was ja immer kaptiviert“ (Fontane 1969a, S.565).

Auf die Gräfin Rothenburg, eine ehemalige Schauspielerin und Schwiegertochter des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, der Fontane ebenfalls in Thale begegnete, geht wahrscheinlich die freundliche Duldung frivoler und pikanter Gespräche zurück: *„Sie quietscht vor Leben u. Vergnügen, u. wenn der alte General auf der Höhe seiner Zweideutigkeiten steht, verklärt sich ihr fideles Gesicht“*¹⁰⁶.

Um seinem Anspruch einer realitätsbezogenen Darstellung gerecht zu werden, für die Dokumentation und Recherche notwendige Voraussetzungen waren, suchte Fontane auch die Örtlichkeiten auf, in der die Handlung spielen sollte. So schreibt er Anfang Juni 1884 an Emilie Zöllner:

„Ich muß die letzten drei Juni-Wochen in Thale zubringen, weil ich dort – im ersten Entwurf – eine Novelle niederschreiben will, deren erste Hälfte in Thale, im Hotel Zehnpfund, spielt. Ich muß dazu das Lokal vor Augen, aber als Zweites, ebenso Wichtiges auch unbedingte Ruhe haben, nicht blos äußerliche, sondern namentlich auch innerliche“ (Fontane 1980, S.324).

Hier in Thale entwickelt er schließlich die Grundkonzeption der Erzählung:

*„Das Beste war, daß ich mit meiner Arbeit plötzlich von der Stelle kam; bis dahin hatte ich nur die Tendenz und ein paar Einzelszenen, mit einem Male aber ging die ganze Geschichte klar vor mir auf, namentlich auch in ihren schwierigsten Partien, und heute früh hab ich denn auch alles in 14 Kapiteln niedergeschrieben. D.h. ganz kurz, jedes Kapitel ein Blatt. Aber es lebt doch nun und strampelt“*¹⁰⁷.

Die eigentliche Ausführung beginnt in der zweiten Hälfte des Julis und Augusts 1884 im schlesischen Krummhübel. In dieser Region siedelt er auch die Herkunft seiner Figur Cécile an. Und

¹⁰⁵ Siehe Anhang Fontane 2000, S.219ff.

¹⁰⁶ Brief an Stephany am 18.6.1884 aus Thale (Fontane 1969a, S.565). Ausführlicher im Anhang Fontane 2000, S.222ff.

¹⁰⁷ Brief an Emilie Fontane am 20.6.1884 (Fontane 1998, S.413).

an diesem Ort wird Fontane im Jahre 1885 den Roman im Wesentlichen vollenden. Erlebnisse und Besichtigungen, die er während seiner Aufenthalte gemacht hatte, flossen direkt in seine Erzählung ein, wie z.B. der Besuch in Altenbrak:

„Nach 3 stündigem Marsch traf ich hier in Altenbrak ein und will nun über Tresenburg zurück, nachdem ich mit dem >Herrn Praeceptor< einer klassischen 80 jährigen Figur (Kopf genau wie Roquette aber 6 Fuß groß und in tiefstem Baß sprechend) zwei Stunden lang geplaudert habe. Alles wundervoll. Phantastisch-humoristische Märchenwelt: Er, seine >am Zittern< leidende, beständig weinende Frau und seine entzückende Tochter, Försterfrau, 30 Jahre alt, mit 5 strammen Jungens. Alles wundervoller Stoff für meine neue Novelle [...] die sich mir heut auf dem 3 stündigen Marsch in allen Theilen klar ausgestaltet hat. Es kann nun also damit los gehen, - ich glaube was ganz feines“¹⁰⁸.

Es zeigt sich – und nicht nur an dieser Stelle – Fontanes Konzeption, Elemente aus der realen Welt in sein Werk einzubauen, sofern sie dem Handlungsfortgang dienen. Ein weiteres Beispiel hierfür ist die Geschichte um das ‚verwunschene Schloß‘. Fontane schreibt in einem Brief aus Thale an seine Frau:

„So still die Tage hier vergehn, so hat diese stille Welt auch ihre Aufregungen. Heute nachmittag hat sich unser nächster Hubertusbad-Nachbart Dr. Jahn erschossen. Du entsinnst Dich des ‚verwunschenen Schlosses‘ im Walde, mit wildem Wein und Papagei-Volière, - es sah aus, als ob Frieden und Poesie ihr Heim darin haben müßten. Und wie war es? Welche furchtbaren Dinge haben sich seit Jahren darin abgespielt!“¹⁰⁹.

In der Erzählung lässt er die drei Protagonisten Cécile, Gordon und St. Arnaud auf ihrem ersten gemeinsamen Spaziergang diese Örtlichkeit passieren. Die Landschaft des Harzes wird von Fontane gewissermaßen realistisch vermessen, wobei er höchsten Wert auf die Authentizität der geschilderten Örtlichkeiten legt¹¹⁰. Den zweiten Teil der Handlung lässt Fontane in Berlin stattfinden. Damit kann das Werk auch der Tradition des ‚Berliner Romans‘ zugeordnet werden, der die rasanten Veränderungen der Stadt in einem Zeitbild erfassen wollte:

„Es ist mir im Laufe der Jahre besonders seit meinem Aufenthalt in London Bedürfniß geworden an einem großen Mittelpunkte zu leben, in einem Centrum wo entscheidende Dinge geschehen. Wie man auch über Berlin spötteln mag, wie gern ich zugebe dass es diesen Spott gelegentlich verdient, das Faktum ist doch schließlich nicht wegzuleugnen, dass das was hier geschieht direkt eingreift in die großen Weltbegebenheiten. Es ist mir ein Bedürfniß geworden, ein solches Schwungrad in nächster Nähe sausen zu hören, auf die Gefahr hin, dass es gelegentlich zu dem bekannten Mühlrad wird“ (Fontane 1976, S.709)¹¹¹.

Neben Fontanes Anspruch, die Handlung an realen und damit möglichen Orten stattfinden zu lassen, stellt die Ansiedlung der Handlung innerhalb einer klar umrissenen Zeitspanne ein zentrales Element seiner Romankonzeption dar: *„Der Roman soll ein Bild der Zeit sein, der wir selbst angehören, mindestens die Widerspiegelung eines Lebens, an deren Grenze wir selbst noch standen oder von dem uns unsere Eltern noch erzählten“* (Fontane 1976, S.319).

¹⁰⁸ Brief an Emilie Fontane am 19.6.1884 (Fontane 1998, S.412).

¹⁰⁹ Brief an Emilie Fontane am 23.6.1883 (Fontane 2000, S.229f).

¹¹⁰ Dieser Anspruch gelang Fontane so überzeugend, dass hundert Jahre später ein kleiner Reiseführer mit Exkursionsvorschlägen ‚Auf den Spuren des Romans von Theodor Fontane‘ erscheinen konnte (Kiefer 2003, S.180).

¹¹¹ Die Stadt entwickelte zu Fontanes Zeit ein rasantes Wachstum. Die Bevölkerung stieg von 862.341 Einwohnern im Jahre 1871 in den folgenden fünfzehn Jahren auf 1.315.287 Einwohner (Craig 1997, S.225).

In ‚Cécile‘ siedelt er die Gegenwartshandlung im Jahre 1884 an. Anders als z.B. beim ‚Schach von Wuthenow‘, der in einer weiter zurückliegenden Vergangenheit spielt, hatte Fontane damit bezüglich historischer Ereignisse nur einen geringen Wissensvorsprung gegenüber seinen Figuren. Hierzu zählten z.B. die politischen Verhältnisse in Braunschweig, welches Fontane – wohl nicht zufällig – als Ausflugsziel für seine Figuren gewählt hatte. Als er im Juni 1884 begann, Materialien für ‚Cécile‘ zu sammeln, regierte in Braunschweig noch der kinderlose Herzog Wilhelm (1830-84) aus welfischem Hause. Bedingt durch dessen hohes Alter und seinen schlechten Gesundheitszustand war allerdings ein baldiger Thronwechsel vorhersehbar. Tatsächlich verstarb Herzog Wilhelm am 18. Oktober dieses Jahres. Fontane ließ seinen Roman dennoch weiterhin vor diesem Ereignis spielen (Storch 1981, S.162). Die Frage der Herrschaftsfolge und andere geschichtliche Hintergründe werden auch durch die Figuren thematisiert. Bezüglich der Herrschaftsfolge in Braunschweig geschieht dies vorwiegend durch den Privatgelehrten Eginhard, für dessen Charakterzeichnung sich Fontane später gegenüber seinem Sohn selbstkritisch äußerte:

„Die langen Auseinandersetzungen über die Askanier werden nicht viel Freunde gefunden haben, und hinsichtlich meiner künstlerischen Absicht, den >Privatgelehrten< als eine langweilige Figur zu zeichnen, wird man mir mutmaßlich sagen, >meinem Ziele nähergekommen zu sein als nötig<. Als ich an >Cécile< arbeitete, begegneten mir allerhand Ödheiten in den Berliner und brandenburgerischen Geschichtsvereinen, und weil diese Ledernheiten zugleich sehr anspruchsvoll auftraten, beschloß ich, solche Gelehrtenkarikatur abzukonterfeien. Ich hätte es aber lieber nicht tun sollen, die Novelle wäre dadurch um etwas kürzer und um vieles besser geworden“¹¹².

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Fontane – gemäß seiner Literaturkonzeption – hohen Wert auf die realistische Darstellung von Ort und Zeit legt. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, suchte er die Örtlichkeiten auf, wo sich Handlung ereignen sollte und recherchierte sorgfältig die historischen Hintergründe. Für die Konzeption von Figuren greift er auf Vorbilder aus dem realen Leben zurück, wobei diese jedoch nicht lediglich abgebildet, sondern gewissermaßen neu geschaffen werden.

1.2 Literatursoziologischer Kontext zum Entstehungszeitpunkt

Wie auch in vielen anderen Werken Fontanes steht im Zentrum des Romans ‚Cécile‘ eine Frauenfigur. Diese Wahl lässt sich einerseits dadurch erklären, dass gesellschaftliche Normen und Handlungszwänge besonders gut an Frauen dargestellt werden konnten, die im Deutschen Reich vielfältigen Restriktionen ausgesetzt waren. Andererseits kamen Frauenfiguren einem Verlangen des literarischen Marktes entgegen. Zu Fontanes Zeit konsumierte vor allem die weibliche Leserschaft Belletristik und schätzte Romanheldinnen, bei denen man mitleiden konnte (Grawe 2002, S.269). Da Fontane, abgesehen vom äußerst kurzen Zwischenspiel als Sekretär an der Akademie der Künste in Berlin, von den Erträgen seiner schriftstellerischen Tätigkeit leben mußte, spielten für ihn die Zwänge des literarischen Marktes durchaus eine Rolle. Bis ‚Effi Briest‘ (1894) blieb ihm ein Bestseller verwehrt, und so entstand der Roman ‚Cécile‘ auch unter einem Erwerbsmotiv: *„Ich habe während meiner Sommerfrische eine lange*

¹¹² An Theodor Fontane (Sohn), Krummhübel 8.9.1887 (Fontane 1980, S.559f).

*Novelle durchkorrigiert, von deren Ertrag ich diesen Winter zu leben hoffe*¹¹³. Und Fontane gehörte zeitlebens nicht gerade zu den bestbezahlten Schriftstellern, weshalb er auch den Zeitschriftenmarkt beachten mußte: Durch den Vorabdruck in Zeitschriften ließen sich seine Einnahmen verdoppeln. So klagte Fontane im Jahre 1885:

*„Man ist noch lange nicht bescheiden genug und kann über den Kunstbetrieb, wenn man nicht Goethe heißt oder wie J. Wolff 45.000 Mark auf einem Brett ausgezahlt kriegt, nicht klein genug denken. Ich würde, wenn ich es könnte, es morgen aufgeben und nur noch spazierengehn, plaudern und Zeitung lesen“*¹¹⁴.

Der Zeitschriftenmarkt wurde zu jener Zeit von Familienzeitschriften wie ‚Die Gartenlaube‘, ‚Daheim‘, ‚Nord und Süd‘, ‚Vom Fels zum Meer‘ usw. beherrscht. Auch wenn manche dieser Magazine durchaus bürgerlich-liberal ausgerichtet waren, hatten sich darin erscheinende belletristische Werke dennoch rigiden Moralvorstellungen zu unterwerfen und mussten Kritik an gesellschaftlichen und politischen Sachverhalten möglichst meiden (Grawe 2002, S.270). So galten z.B. folgende Anweisungen des Herausgebers der Gartenlaube:

„Die in unserem Blatt zur Veröffentlichung gelangenden Beiträge (...) müssen in erotischer Hinsicht so gehalten sein, daß sie auch vor jüngeren Mitgliedern im Familienkreise vorgelesen werden können. Auch darf weder eine Ehescheidung noch ein Selbstmord vorkommen. (...) Der Ausgang muß ein glücklicher, einen angenehmen Eindruck hinterlassender sein“ (zitiert nach Grawe 1998, S.144).

In diesem Kontext verwundert es zunächst nicht, dass ‚Cécile‘ wegen des „heiklen Themas“ sowohl von ‚Westermanns Monatsheften‘ als später auch von der ‚Gartenlaube‘ abgelehnt wurde (Berbig 2000, S.185f)¹¹⁵. Anfang 1886 besuchte Jesko von Puttkamer, ein Redakteur der Dresdner Halbmonatsschrift ‚Universum‘, Fontane in Berlin, um von ihm einen Roman zu erbitten. Da Fontane bisher kaum etwas von dieser Zeitschrift gehört hatte und die Honorarfrage ungewöhnlich großzügig behandelt worden war, wandte er sich an seinen Hauptverleger Hertz, um Erkundigungen einzuziehen:

*„>Die Honorarfrage komme gar nicht in Betracht<. Süßer Klang. Aber vielleicht Sirenenlied, um den armen Schiffer zu verderben. Ich möchte deshalb nicht eher >ja< sagen, als ich über die Zahlungslust und Zahlungsfähigkeit des >Universums< völlig beruhigt bin. Das Universum ist ein mißliches Pfandobjekt; was nutzt eine Anweisung auf dem gestirnten Himmel?“*¹¹⁶.

Es kam schließlich zu einem Übereinkommen, und trotz kleinerer Verzögerungen veröffentlichte das ‚Universum‘ den Roman zwischen April und September 1886 in sechs Teilen. *„Die Bedingungen sind günstig, das liter: Ansehn nicht bedeutend, was mir aber gleichgültig ist, weil ich nicht die Erfahrung gemacht habe, daß bei berühmten Firmen und Redaktionen mehr herauskommt als bei kleinen“*¹¹⁷. Die geplante Buchausgabe jedoch verzögerte sich zunächst, *„da Müller-Grote den Druck meiner Novelle ‚Cécile‘ abgelehnt hatte“* (Fontane 1969a, S.570). Auch Hertz, den Fontane lange Zeit als ‚seinen‘ Verleger ansah, war nicht bereit die Buchaus-

¹¹³ Brief an Theodor Fontane (Sohn) am 21.9.1885 (Fontane 1980, S.427).

¹¹⁴ Brief an Emilie Fontane am 13.9.1885 (Fontane 1980, S.421).

¹¹⁵ *„Wenn Westermann manirliche Schriftsteller braucht, so brauchen die manirlichen Schriftsteller noch viel mehr Westermann“* (Fontane 1980, S.146).

¹¹⁶ Brief an Hertz am 19. Januar 1886 (Fontane 1972, S.284).

¹¹⁷ Brief an Friedrich Fontane am 3.2.1886 (Fontane 1980, S.453).

gabe von ‚Cécile‘ herauszubringen, wie Emilie Fontane in einem Brief an Mathilde von Rohr beklagte:

„Aber eine neue Kränkung wartete seiner. Hertz, aus unerklärlichen Gründen, lehnte die Arbeit ab, die von Kennern als eine der feinsten meines Mannes angesehen wird, u. – so liegt sie nun ruhig im Kasten. Natürlich ermutigen solche Erlebnisse meinen armen Mann nicht zu neuem Schaffen, u. was er nie ausgesprochen, tut er jetzt: brauchte ich es nicht zu meinem Lebensunterhalt, ich schriebe keine Zeile mehr“ (Fontane 1969a, S.572).

Im April 1887 wurde die Buchausgabe schließlich von Emil Dominik verlegt. *„Es verkehrt sich sehr angenehm mit ihm, Fortfall aller Kleinlichkeit und Sechserwirtschaft. In 14 Tagen oder doch spätestens drei Wochen war das Buch fertig und stand in den Schaufenstern“* (Fontane 1994, S.237).

1.3 Zeitgenössische Kritik und Selbstaussagen Fontanes zum Roman ‚Cécile‘

Fontanes Roman ‚Cécile‘ fand nach seiner Veröffentlichung zunächst wenig Anklang. So schrieb Karl Ringhoffer in der ‚Vossischen Zeitung‘:

„Das Buch hat überhaupt zu drei Vierteln keine Handlung, es liest sich größtenteils wie die Schilderung einer recht hübschen Landpartie in den Harz, während deren sich die gemeinsamen Wanderer den Weg durch angenehme Gespräche verkürzen. (...) Wenn es die Tendenz dieses Romans sein soll, zu zeigen, wie Verschuldungen, auch verzeihliche, nur selten diese Verzeihung finden (...), so hätte das Buch von vornherein anders angelegt werden müssen. Der harmlose Charakter desselben in der Mehrzahl der Kapitel will nicht recht zu der tragischen Schlußkatastrophe passen. Es ist, als folgte auf einen heiteren und nahezu wolkenlosen Sommertag urplötzlich ein vernichtendes Gewitter“ (Fontane 1969a, S.580).

Auch Paul Schlenther, den Fontane persönlich um eine Rezension bat, äußerte sich kritisch bezüglich Céciles Motivation zum Suizid, wenn auch die Charakteristik der Figur „einen Grad von Meisterschaft“ erreicht hat, „der das Sprunghafte und Zufällige der Motivierung nicht nur übersehen lässt, sondern rechtfertigt ... Gerade die Art, wie Fontane andeutet und durchschimmern lässt, war von jeher das Feinste und Geistreichste in seiner Kunstbehandlung“. Die Wahl des Stoffes hingegen befand Schlenther als wenig interessant: „Man könnte den Vorwurf verbraucht nennen, wenn man nicht erführe, wie in diesem einzelnen Falle alles kam. Nicht in der Wahl des Stoffes hat der Dichter seine Originalität bewährt, sondern in der Art, wie er den Stoff ausgestaltet“ (Fontane 1969a, S.577). Fontane bedankte sich bei Schlenther für die Kritik, wenngleich er nicht versäumte einschränkend hinzuzufügen:

„In einem Punkte sind Sie mir, glaube ich, nicht ganz gerecht geworden. ‚Cécile‘ ist doch mehr als eine Alltagsgeschichte, die liebevoll und mit einem gewissen Aufwande von Kunst erzählt ist. Wenigstens will die Geschichte noch etwas mehr sein; sie setzt sich erstens vor, einen Charakter zu zeichnen, der, soweit meine Novellenkenntnis reicht (freilich nicht sehr weit), noch nicht gezeichnet ist, und will zweitens den Satz illustrieren, ‚wer mal >drinsitzt<, gleichviel mit oder ohne Schuld, kommt nicht wieder heraus‘. Also etwas wie Tendenz. Auch das, wenigstens in dieser Gestaltung, ist neu“¹¹⁸.

Gerade diesen Aspekt betont Fontane auch in seiner Inhaltsangabe an Jesco von Puttkammer:

¹¹⁸ Brief an Paul Schlenther am 2.6.1887 (Fontane 1980, S.539).

„Der Grundgedanke des kl. Romans ist der von der unerbittlichen Macht zurückliegender Geschehnisse, die durch reinen Wandel und aufrichtige Buße vor Gott zu sühnen, aber gesellschaftlich nicht zu tilgen sind“¹¹⁹.

Ähnlich wiederholt er diese zentrale Intention seines Werkes in einem Brief an Mathilde von Rohr: *„Sie predigt den Satz: >sitzt man erst mal drin, gleichviel ob durch eigene Schuld oder unglückliche Constellation, so kommt man nicht mehr heraus. Es wird nichts vergessen<“¹²⁰.*

Neben durchaus erfreulichen Rezensionen von Lübke in der ‚Augsburger Allgemeinen‘ und einer anonym erschienenen Kritik von Brahm im ‚Grenzboten‘ – *„Gott, sich so liebevoll, eingängig und nicht bloß wohlwollend, sondern auch fein im Ausdruck behandelt zu sehn, ist eine wahre Herzstärkung“¹²¹* – gab es auch Rezensionen, die den Inhalt auch dieses Romans in moralischer Hinsicht stark kritisierten. Fontane schrieb hierzu an seinen Sohn Theodor:

„Empörend ist die Haltung einiger Zeitungen, deren illegitimer Kinderbestand weit über ein Dutzend hinausgeht (der Chefredakteur immer mit dem Löwenanteil) und sich nun darin gefallen, mir >gute Sitte< beizubringen. Arme Schächer! Aber es finden sich immer Geheimräte, sogar unsubalterne, die solcher Heuchelei zustimmen“ (Fontane 1980, S.559f).

Fontanes Interesse galt gemessen an diesen Aussagen nicht der moralischen Bewertung von Handlungen, sondern der Darstellung der spezifischen Wechselwirkung zwischen gesellschaftlichen Konventionen und individuellen Ansprüchen, die sich gerade bei Verstößen gegen normative Verhaltensmodelle offenbart. Die Frage ist demnach nicht, ob sich Cécile tatsächlich schuldig gemacht hat, sondern die Schilderung eines dramatischen Wechselverhältnisses, das in Aktion und Re-Aktion jene gesellschaftlichen Mechanismen freilegt, die das dargestellte Leben in die Krise treiben (Aust 2000, S.437):

„Wir stecken ja über die Ohren in allerhand konventioneller Lüge und sollen uns schämen über die Heuchelei, die wir treiben, über das falsche Spiel, das wir spielen. Gibt es denn, außer ein paar Nachmittagspredigern, in deren Seelen ich auch nicht hereinkucken mag, gibt es denn noch irgendeinen gebildeten und herzensanständigen Menschen, der sich über eine Schneidermamsell mit einem freien Liebesverhältnis wirklich moralisch entrüstet? Ich kenn keinen und setze hinzu, Gott sei Dank, daß ich keinen kenne. Jedenfalls würde ich ihm aus dem Weg gehen und mich vor ihm als einem gefährlichen Menschen hüten. >Du sollst nicht ehebrechen<, das ist nun bald 4 Jahrtausende alt und wird auch wohl noch älter werden und in Kraft und Ansehn bleiben. Es ist ein Pakt, den ich schließe und den ich schon um deshalb, aber auch aus andern Gründen ehrlich halten muß; tu ich's nicht, so tu ich ein Unrecht, wenn nicht ein >Abkommen< die Sache anderweitig regelt. Der freie Mensch aber, der sich nach dieser Seite hin zu nichts verpflichtet hat, kann tun, was er will, und muß nur die sogenannten >natürlichen Konsequenzen<, die mitunter sehr hart sind, entschlossen und tapfer, auf sich nehmen. Aber diese >natürlichen Konsequenzen<, welcher Art sie sein mögen, haben mit der Moralfrage gar nichts zu schaffen. Im wesentlichen denkt und fühlt alle Welt so, und es wird nicht mehr lange dauern, daß diese Anschauung auch gilt und ein ehrliches Urteil herstellt. Wie haben sich die Dinge seit den >Einmauerungen< und >In-den-Sack-Stecken< geändert, und sie werden sich weiter ändern“¹²².

In einem späten Brief an Colmar Grünhagen gesteht Fontane auch seine persönliche Sympathie für Figuren wie Effi und Cécile:

¹¹⁹ Brief an Jesco von Puttkammer am 20.1.1886 (Fontane 1980, S.451).

¹²⁰ Brief an Mathilde von Rohr am 19.4.1887 (Fontane 1980, S.535).

¹²¹ Brief an Stephany am 16.6.1887 (Fontane 1969a, S.580).

¹²² Brief an Theodor Fontane (Sohn) am 8.9.1887 (Fontane 1980, S.559f).

„Der natürliche Mensch will weder fromm noch keusch noch sittlich sein, lauter Kunstprodukte von einem gewissen, aber immer zweifelhaft bleibenden Wert, weil es an Echtheit und Natürlichkeit fehlt. Dies Natürliche hat es mir seit langem angetan, ich lege nur darauf Gewicht, fühle mich dadurch angezogen und dies ist wohl der Grund, warum meine Frauengestalten alle einen Knax weghaben. Gerade dadurch sind sie mir lieb, ich verliebe mich in sie, nicht um ihrer Tugenden, sondern um ihrer Menschlichkeiten d.h. um ihrer Schwächen und Sünden willen. Sehr viel gilt mir auch die Ehrlichkeit, der man bei den Magdalenen mehr begegnet, als bei den Genoveven. Dies alles, um Cécile und Effi ein wenig zu erklären“ (Fontane 1982, S.487f).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass dem Roman ‚Cécile‘ zunächst kein großer Erfolg bei Kritik und Publikum beschieden war und er daher auch längere Zeit zu den Nebenwerken Fontanes gezählt wurde (Aust 1998, S.107). Die zeitgenössischen Kritiker Schlenther und Ringhoffer beanstandeten zudem eine fehlende Motivierung der Figur zum Suizid. Die Frage, inwiefern diese Kritik gerechtfertigt ist, wird ein zentraler Bestandteil der folgenden Werkanalyse sein. Aus Briefen und Tagebucheinträgen konnten zudem Aussagen Fontanes über sein Werk gewonnen werden. Hiermit können Rückschlüsse über die Intention des Autors gezogen werden. Zentrale Absicht in der Gestaltung ist demzufolge die Darstellung einer ausweglosen Situation.

1.4 Die Erzählstruktur: ‚Cécile‘ als analytische Erzählung

Nach Neuhaus (2004) nimmt ‚Cécile‘ hinsichtlich der Erzählstruktur eine Sonderstellung unter den Werken Fontanes ein. Der Erzählung werden nicht nur analytische Züge zugesprochen, sie kann sogar als Detektivgeschichte angesehen werden (Neuhaus 2004, S.138). Der Begriff der ‚analytischen Erzählung‘ ist zwar in der Literaturwissenschaft kein klar bestimmter Begriff. Als technisches Prinzip kann er jedoch nach Dietrich Weber (1975) als Gegensatz zum synthetischen Erzählen - hinsichtlich Otto Ludwigs grundlegender Begriffsbestimmung - erfasst werden:

„Der Gang der Erzählung muß entweder analytisch oder synthetisch sein. D.h. eine Geschichte liegt entweder in ihren Hauptbedingungen nach vor dem Anfang der Erzählung oder so, dass in dieser selbst nur eigentlich die Lösung vorgeht, oder wir sehen aus dem Gegebenen erst die Verwicklung entstehen und dann sich lösen“ (Weber 1975, S.9).

Um den erzählstrukturellen Aufbau des Romans ‚Cécile‘ darzustellen, soll der analytische Charakter der Erzählung nun anhand drei wesentlicher Aspekte nachvollzogen werden: der **Handlungskonstruktion**, der **Darstellungskonstruktion** und der **Mitteilungskonstruktion**. Die Handlungskonstruktion betrifft hierbei (idealtypischerweise) den Vorgang, dass eine Figur mit geheimnisvollen Umständen konfrontiert wird, sich um Aufklärung bemüht und schließlich das Geheimnis lüftet. Die Darstellungskonstruktion betrifft den Aspekt, dass die Begebenheitsfolge nicht in der ihr zugrundeliegenden Chronologie, sondern in Form zeitlicher Umstellung erzählt wird. Die Mitteilungskonstruktion vollzieht sich nach dem Schema: ein Geheimnis und seine Lösung (Weber 1975, S.12).

In der ersten Szene des Romans befindet sich Cécile im Zug von Berlin nach Thale. „*Wie [...] eine Reconvalescentin*“ wird sie von einem älteren, „*starken Fünfziger*“ (5)¹²³, ihrem Ehemann Oberst von St. Arnaud, in ein Abteil geführt. Dort verharret sie, unschlüssig welchen Platz sie wählen soll, während sich St. Arnaud um letzte Anweisungen an das Dienstpersonal kümmert. „*Gott sei Dank, wir sind allein*“ äußert St. Arnaud, nachdem er die Formalitäten erledigt hat, worauf Cécile entgegnet: „*Um es hoffentlich zu bleiben*“ (6). Am nächsten Halt in Potsdam wird das Paar von einem General Saldern bemerkt, der es höflich grüßt, „*dann aber sofort vermied, abermals in die Nähe desselben zu kommen. Es entging ihr nicht, ebenso wenig dem Obersten*“ (7). Cécile wirkt matt und erschöpft. „*Kein Wort wurde laut, und es schien fast, als ob dies apathische Träumen ihr, der eben erst in der Genesung Begriffenen, am meisten zusa-*ge“ (8). Nach einiger Zeit eröffnet St. Arnaud das erste Gespräch, indem er sie auf das abweisende Verhalten des alten Generals anspricht: „*Wie wenig selbständig doch diese Herren sind*“ (8). Cécile stimmt ihm zwar zu, doch sie will sich scheinbar nicht wirklich mit diesem Thema auseinandersetzen: „*Ich fürchte, daß Du Recht hast. Aber nichts davon; warum uns quälen und peinigen?*“ (8).

Der Erzähler führt den Leser folglich aus einer anonymen Beobachterperspektive ‚in medias res‘ in die Handlung ein. „*Täuschte nicht alles, so lag eine ‚Geschichte‘ zurück, und die schöne Frau (worauf auch der Unterschied der Jahre hindeutete) war unter allerlei Kämpfen und Opfern errungen*“ (8). Im Rahmen der **Mitteilungskonstruktion** stellt der Erzähler damit den Leser vor ein Rätsel. Wer ist diese so apathisch wirkende Frau, warum will sie partout allein bleiben, wie erklärt sich das Verhältnis zu ihrem weitaus älteren Ehemann St. Arnaud, warum werden sie von dem General gemieden und welche „*Geschichte*“ liegt hinter ihnen? Im Rahmen der analytischen Erzählung ist es dem Leser zunächst verwehrt, dieses Rätsel selbst zu lösen. Man weiß lediglich, dass sich hinter der Darstellung der Gegenwartshandlung eine Vorzeithandlung verbirgt, die das gegenwärtige Handeln der Figuren bestimmt, ohne dass der Leser zu diesem Zeitpunkt erahnen kann, worin diese Vorzeithandlung besteht. Der Erzähler gibt dem Leser zunächst auch keine weiteren Informationen und relativiert zudem eigene (eigentlich zuverlässige) Informationen dadurch, dass er häufig einschränkend (scheinbar, als ob, täuschte nicht alles etc.) berichtet¹²⁴. Dieser Vorgang entspricht auch den Spielregeln für die analytische Erzählung, die Alewyn (1974) in Bezug auf den Detektivroman beschreibt:

„Daraus ergibt sich ein Gesetz für den Standort des Lesers. Er darf nicht über die Köpfe der Figuren des Romans vom Autor direkt mit vertraulichen Informationen versorgt werden. [...] Die Voraussetzung für den fragenden Leser ist der verschwiegene Erzähler“ (Alewyn 1974, S.373).

Da der Leser das Rätsel nicht selbst lösen kann, bedarf es einer spezifischen **Darstellungskonstruktion**:

„Nun sind aber für den fragenden Leser die Möglichkeiten beschränkt. Er kann wohl aufmerksam beobachten und daraus seine Schlüsse ziehen, aber er kann nicht selber Nachforschungen anstel-

¹²³ Sämtliche Zitate aus dem Werk ‚Cécile‘ werden aus der Grossen Brandenburger-Ausgabe von 2000 entnommen.

¹²⁴ Figureninformationen sind folglich, selbst wenn sie von einem zuverlässigen Erzähler stammen, nicht immer zuverlässig. Dies bedeutet aber nicht, dass grundsätzlich alle Figureninformationen bezüglich Cécile als perspektivisch und damit als nicht gänzlich zuverlässig zu bezeichnen sind. Es gibt zahlreiche Textstellen, an denen vom Erzähler zuverlässige Informationen gegeben werden.

len. [...] Denn der Leser befindet sich außerhalb der Welt der Erzählung, so wie der Zuschauer im Theater sich außerhalb der Welt der Bühne befindet, ohne eine Möglichkeit einzugreifen. Darum braucht der Leser einen Vertreter innerhalb der Erzählung“ (Alewyn 1974, S.373).

Diesen Vertreter innerhalb der Erzählung oder diese ‚Betrachterfigur‘, wie Dietrich Weber diesen charakteristischen Figurentypus bezeichnete, wird im zweiten Kapitel der Erzählung eingeführt. Es handelt sich um den Zivilingenieur Gordon-Leslie, der vom Balkon des Hotels Zehnpfund *„das distinguirte Paar schon seit langem beobachtet hatte“* (12). Damit beginnt die eigentliche analytische **Handlungskonstruktion**, die den weitesten Verlauf der Erzählung prägen wird und sich in fünf wesentliche Teilschritte auffächert: dem **Wahrnehmungs- und Unbestimmtheitsmoment**, dem **Reflexmoment**, dem **analytischen Moment**, dem **Widerstandsmoment** und dem **Klärungsmoment** (Weber 1975, S.18).

Der **Wahrnehmungs- und Unbestimmtheitsmoment** lässt sich auf eine schlichte Formel reduzieren: ‚Eine Figur steht vor einem Rätsel‘ (Weber 1975, S.18). Gordon erkundigt sich sogleich beim Kellner nach dem Paar, wobei ihm der Name St. Arnaud durchaus bekannt ist. Er versteht aber nicht, warum der Oberst schon außer Dienst ist. Auch verwundert es ihn, warum ein eigentlich gesellschaftlich höher gestelltes Ehepaar wie die St. Arnands nicht an einem mondänen Badeort, sondern in einer bürgerlichen Sommerfrische abgestiegen ist: *„Das ist Baden-Baden [...] oder Brighton oder Biarritz, aber nicht Harz und Hôtel Zehnpfund“* (15). Seine Reflexionen münden schließlich in dem für die analytische Erzählweise so bezeichnenden Satz: *„Dahinter steckt ein Roman“* (15). Gordon nimmt nun innerhalb der Handlung gewissermaßen die Funktion eines Detektivs ein: *„Der Detektiv ist der Sachverwalter des fragenden Lesers innerhalb der Erzählung. Er gehört daher so wenig wie der Leser dem Personenkreis an, in dem das Verbrechen geschehen ist. Er tritt vielmehr von außen herein“* (Alewyn 1974, S.374). Zunächst erscheint der weitgereiste Zivilingenieur Gordon auch als ein zuverlässiges Medium der Beobachtung:

„Gordon kennt nicht nur alle Abkürzungen der Konventionen, der Körpersprache, der Blicke, Gesten, Sprechweisen, ja sogar der phonetischen Idiome, sondern er weiß auch diese Details mit geradezu naturwissenschaftlichen Eifer in ein Koordinatensystem einzufügen und seinem Ziel näher zu kommen“ (Korte 1989, S.108f).

Im späteren Verlauf der Handlung wird diese scheinbar so zuverlässige Beobachtungsinstanz jedoch zunehmend hinterfragt werden. Korte (1989) bezeichnet diesen Vorgang als *„Destruktion des Detektivs“*:

„Seine Vernünftigkeit und die Logik seines Spürsinns hat da ihre Grenze, wo sie in Begehren umschlägt. Die Rekonstruktion der ‚Geschichte‘ verkehrt sich und wird Teil der eigenen ‚Lebensgeschichte‘, da der eben noch so überlegen wirkende Detektiv in den Bann seines Objekts geraten ist“ (Korte 1989, S.113)¹²⁵.

Nachdem Gordon angefangen hat, sich über das rätselhafte Paar zu wundern, beginnt in einem zweiten Schritt der **Reflexmoment** der Handlung. Er beginnt darüber zu rasonieren, wie sich das Ganze nun erklären ließe. Dabei fahndet er nach weiteren Anhaltspunkten über die Bezie-

¹²⁵ Kiefer (2003) ordnet ‚Cécile‘ aus diesem Grund nicht lediglich als einen realistischen Roman, sondern auch als einen Roman über den Realismus ein, da die zentrale Basis jedes realistischen Konzepts, nämlich die Zuverlässigkeit von Wahrnehmung und Beobachtung, in der Figur Gordons thematisiert und zugleich hinterfragt wird (Kiefer 2003, S.180).

hung der beiden. „Sollte vielleicht ... Aber nein, sie kokettiert nicht und auch sein Verhalten gegen sie hält das richtige Maß. Er ist artig und verbindlich, aber nicht zu gesucht artig, als ob 'was zu cachiren sei. Nun, ich will es schon erfahren“ (15). Jede Information gewinnt Bedeutung für ihn und er sammelt Hinweis auf Hinweis¹²⁶. An der table d'hôte bietet sich schließlich für Gordon die Gelegenheit, seine Beobachtungen weiter fortzusetzen. Es gelingt ihm ein Gespräch mit dem Oberst zu beginnen, wobei er erfährt, dass sich das Paar wegen einer Nervenkrankheit Céciles zur Kur im Harz aufhält. Man verabredet sich zu einem Spaziergang, was ihm die Möglichkeit gibt, Cécile weiter näherzukommen. Später trifft man auch noch auf die Malerin Rosa Hexel und verabredet sich unter allerlei Gesprächen zu weiteren Partien. Doch Gordon ist nicht der einzige Beobachter, er wird innerliterarisch zunehmend selbst Objekt der Beobachtung. Zwei Berliner registrieren früh das besondere Engagement, das er Cécile entgegenbringt: „Sie nur, schon der Shawl über'm Arm. Der fackelt nicht lange. Was du thun willst, thue bald. Ich wund're mich nur, daß der Alte ...“ (26). Am nächsten Tag unternehmen die neugewonnenen Bekannten einen Ausflug nach Quedlinburg. Während man im Schloss eine Gemäldegalerie von Fürstenäbtissinnen besichtigt, wobei sich Gordon spöttisch über diese „Magdalenen vor dem Buße-Stadium“ (54) äußert, erleidet Cécile einen Schwächeanfall. „War das alles Zufall? Nein. Es verbarg sich etwas dahinter“ (57).

Es beginnt nun der **analytische Moment** der Handlung. Zurück im Hotel Zehnpfund beginnt Gordon die Situation von Grund auf zu analysieren und wendet sich hierfür brieflich an seine Schwester Klothilde, von der er sich weitere Hintergründe über Cécile erhofft: „Ich stehe vor einem Räthsel, oder doch mindestens vor etwas Unbestimmtem oder Unklarem, das ich aufgeklärt sehen möchte“ (59). Vor allem Céciles „Minimal-Maß“ (60) an Bildung verbunden mit einem Habitus, der auf eine Sozialisation in der „Obersphäre der Gesellschaft“ (61) hinweist, verwundern ihn. „Ueberhaupt voller Gegensätze: Dame von Welt und dann wieder voll Kindersinn“ (61). Auch das Schicksal des Oberst St. Arnaud mutet ihm rätselhaft an. Warum ist dieser ausgezeichnete Soldat schon im Ruhestand und warum verheiratet mit einer Frau wie Cécile, da man sich doch kaum etwas „Unverheiratheteres“ (63) wie ihn vorstellen kann?

Er bittet Klothilde um baldige Antwort, doch diese Antwort wird ihn nicht so schnell erreichen, was dem typischen Element des **Widerstandsmomentes** entspricht. Vorerst bleibt die Betrachtfigur mit all ihren Hypothesen und Vermutungen über die ‚Gegenfigur‘ Cécile allein. Am nächsten Tag unternimmt man wiederum eine Partie, diesmal nach Altenbrak, wo man einen alten Präzeptor besucht. Auf dem Heimweg, der schon in die Abendstunden fällt, zeigt sich St. Arnaud rücksichtslos gegenüber Cécile, die fröstelt und nur schnell nach Hause will, während er sich Zeit lässt, ein Denkmal am Wegesrand zu besichtigen. „St. Arnaud sieht mich frösteln und weiß, dass ich die Minuten zähle. Doch was bedeutet es ihm?“ (121). Gordon erwidert, dass St. Arnaud doch sonst immer so rücksichtsvoll und aufmerksam sei, wobei man aber von der Aufrichtigkeit seiner Aussage nicht unbedingt überzeugt sein muss.

¹²⁶ „Denn alles ist Versteck einer Antwort. [...] Die englische Sprache hat dafür den Terminus technicus *clue*, der mit Indiz oder Spur nur ungenügend übersetzt ist. Clue ist ein Kryptogramm: ein Gegenstand, ein Sachverhalt, ein Vorkommnis, eine Geste, die eine Frage provoziert und zugleich eine Antwort verbirgt. Die Kunst der Detektion besteht darin, clues zu sehen und zu lesen“ (Alewyn 1974, S.377).

„>Ja<, sagte sie langsam und gedehnt. Und eine Welt der Verneinung lag in diesem Ja. Gordon aber nahm ihre lässig herabhängende Hand und hielt und küßte sie, was sie geschehen ließ. Dann ritten Beide schweigend nebeneinander her, bis sich St. Arnaud ihnen wieder gesellte“ (121).

Später im Hotel lässt sich Gordon all die Erlebnisse des Tages noch einmal durch den Kopf gehen. Vor allem der erwiderte Druck ihrer Hand, der allerdings erst in seiner Erinnerung erwähnt wird, beschäftigt ihn stark:

„Was ist es mit dieser Frau? So gesellschaftlich geschult und so naiv! Sie will mir gefallen, und ist doch ohne rechte Gefallsucht. Alles giebt sich mehr aus Gewohnheit, als aus Coquetterie. [...] Und doch eine Wolke! Sie hat eine Geschichte, oder er, oder Beide, und die Vergangenheit wirft nun ihre Schatten“ (125).

Doch noch bleibt das Geheimnis um Cécile ihm und damit auch dem Leser verborgen. *„Es soll dunkel bleiben“ (125)*. Am nächsten Tag erreicht Gordon überraschend ein Telegramm, das ihn nach Bremen abberuft. Er nimmt diese Gelegenheit, trotz widerstreitender Gefühle, dankend an:

„Gott sei Dank, ich bin nun aus der Unruhe heraus und vielleicht aus noch Schlimmerem. Wer sich in Gefahr begiebt, kommt drin um, und mit unserer Festigkeit und unseren guten Vorsätzen ist nicht viel gethan. [...] Mein gutes Glück intervenirt mal wieder und meint es besser mit mir, als ich selbst“ (126).

In aller Kürze verabschiedet er sich von Cécile und St. Arnaud, wobei ihm nicht entgeht, dass Cécile betroffen wirkt. Hiermit endet der Teil der Erzählung, der im Harz spielt. Der Rest der Handlung ereignet sich größtenteils in Berlin. Der Erzähler lässt den Leser zunächst der Betrachtungsfigur Gordon folgen. Was Cécile in der Zwischenzeit erlebt, bleibt unbekannt. Gordon erledigt einige berufliche Angelegenheiten in Bremen, doch stets begleitet ihn die Erinnerung an diese so schöne und rätselhafte Frau. Er schreibt einen Brief an sie, erhält aber keine Antwort. Bei einem Berlinaufenthalt nimmt er schließlich die Gelegenheit wahr, die St. Arnauds zu besuchen. Diese sind allerdings nicht anwesend, sondern halten sich gerade auf ihrem Gut auf. *„Also noch auf dem Gut. Das will sagen auf dem Gute der Frau. Denn Obersten haben keine Güter“ (139)*. Zuvor hatte er bei dem Diner eines Großindustriellen erfahren, dass Cécile angeblich schon einmal verheiratet war, *„sehr hoch hinauf“ (134)*, und dass St. Arnaud wegen einer Duellaffäre seinen Dienst quittieren musste. Aber er misst diesen ‚clues‘ zunächst keine weitere Bedeutung zu. Als er die St. Arnauds nach ihrer Rückkehr besucht, trifft er auf eine scheinbar gesündete Cécile:

„Was bleibt übrig? Ich glaube jetzt klar zu sehen. Sie war sehr schön und sehr verwöhnt, und als der Prinz, auf den mit Sicherheit gerechnet wurde, nicht kommen wollte, nahm sie den Obersten. Und ein Jahr später war sie nervös, und zwei Jahre später war sie melancholisch. Natürlich, ein alter Oberst ist immer zum Melancholischwerden. Aber das ist auch alles. Und schließlich haben wir nichts als eine Frau, die, wie tausend andere, nicht glücklich und auch nicht unglücklich ist“ (151).

Während also der *„Roman seiner Phantasie“ (151)* vor seinen Augen zu verblassen beginnt, weiß der Leser mehr. Er erfährt, dass sein Besuch bei Cécile geradezu einen Schock ausgelöst hat. Nachdem Gordon sich verabschiedet hatte, gesteht sie dem Hofprediger Dörffel ihre Angst:

„Er weiß nichts von der Tragödie, die den Namen St. Arnauds trägt, und weiß noch weniger von dem, was zu dieser Tragödie geführt hat. Aber auf wie lange noch? Er wird sich rasch hier wieder einleben, alte Beziehungen anknüpfen und eines Tages wird er alles wissen. Und an demselben Tage ...“ (147).

In ihrer Aufregung gesteht sie dem Hofprediger Dörffel zudem, dass sie im Harz ein Schreckensvision hatte: „*Und als ich auf sah, sah ich, dass es die niedergehende Sonne war, deren Gluth durch eine drüben am andern Ufer stehende Blutbuche fiel. Und in der Gluth stand Gordon und war wie davon übergossen*“ (148).

Die nächsten vier Wochen der Handlung werden vom Erzähler knapp zusammengefasst. Gordon kommt fast täglich zu Besuch und empfindet das Beisammensein als sehr harmonisch, auch wenn er Cécile nie alleine antrifft. Auch Rosa taucht wieder auf und nimmt an den Treffen teil. Obwohl er immer noch auf den Brief seiner Schwester wartet, scheint er nicht mehr wirklich an dessen Inhalt interessiert zu sein, „*vielmehr gestand er sich, alles in allem nie glücklichere Tage verlebt zu haben*“ (152). Während also die Betrachterfigur Gordon seine Suche nach dem Geheimnis von Cécile weitestgehend aufgegeben hat, erahnt der Leser, dass die „*Tragödie, die den Namen St. Arnauds trägt*“ (147), früher oder später in die Handlung einbrechen wird. Am 4. Oktober wird Gordon schließlich bei den St. Arnauds zum Essen eingeladen, was ihm die Gelegenheit gibt, das gesellschaftlich Umfeld des Ehepaars näher kennen zu lernen. „*Beinah alle waren Frondeurs, Träger einer Opposition quand même, die sich gegen Armee und Ministerium und gelegentlich auch gegen das Hohenzollernthum selbst richtete*“ (154). Gordon vermutet, dass der Umstand, warum sich die Arnauds in einer solchen Gesellschaft bewegen, mit der Duellaffäre Arnauds zusammenhängen muss, wobei es sich dabei nicht um eine durchschnittliche Affäre gehandelt haben dürfte. „*Etwas Besonderes mußte hinzugekommen sein*“ (154).

Als Gordon in sein Hotel zurückkehrt, erreicht ihn nach langer Verzögerung der Brief seiner Schwester Klothilde. Damit gelangt der analytische Erzählstrang zu dem entscheidenden **Klä rungsmoment**, in dem der Betrachterfigur und dem Leser das Geheimnis offenbart wird. Hierbei wird auch die spezifische Darstellungskonstruktion ersichtlich, indem nun die Vorzeithandlung in die Gegenwartshandlung eingebunden wird (Weber 1975, S.36). Die lange Verzögerung des Briefes wird dadurch erklärt, dass der Brief zwei Monate in Liegnitz postlagernd war. Klothilde nimmt nun innerhalb der Erzählung die Funktion der ‚Mittlerfigur‘ ein, die gemeinsam mit der Betrachterfigur Gordon das Geheimnis um Cécile auflöst. Gordon erfährt, dass Cécile erst Maitresse eines Fürsten und später in derselben Beziehung zu seinem Neffen und Erben stand. Nach dem Tod der beiden verlobte sie sich mit St. Arnaud, allerdings wurde von Seiten des Offizierskorps Einspruch gegen die Heirat eingelegt. „*Daraus entstand eine Scene, die mit einem Duell endete*“ (171). St. Arnaud erschoss hierbei den Staboffizier Dzialinski und musste anschließend seinen Dienst quittieren. Gordon ist von dieser Nachricht geschockt: „*Fürstengeliebte, Favoritin in duplo. Erbschaftsstück von Onkel auf Nefte!*“ (174). „*Die Nebel drüben sind fort, aber ich stecke darin*“ (177). All die Hinweise, die er im Laufe der Bekanntschaft gesammelt hatte, ergeben nun für ihn einen Sinn: „*Nun klärt sich alles ... Arme, schöne Frau!*“ (178). Was sich aber zunächst nicht klärt ist, wie Gordon selbst auf die Lüftung des Geheimnisses reagiert. Er schwankt zwischen Entrüstung und Verständnis für Céciles Schicksal. Damit geht der analytische Erzählstrang der Handlung zu Ende. Doch das Besondere an Fontanes Roman zeigt sich dadurch, dass nicht lediglich ein Geheimnis und seine Lösung die Handlung bestimmen, sondern nun im Rahmen der synthetischen Erzählweise dargestellt wird, wie die Figuren mit dem gelüfteten Geheimnis umgehen (Weber 1975, S.29).

Gordon beschließt sich zunächst nichts anmerken zu lassen: *„Ich werde meine Besuche bei den St. Arnauds ruhig fortsetzen und mir gar keinen Plan machen, sondern alles dem Augenblicke überlassen“* (178). Nach einigen Tagen entschließt er sich Cécile wieder zu besuchen. Bei seiner Ankunft trifft er auf den Geheimrat Hedemeyer. Er ist *„auf's Unangenehmste“* von dieser Begegnung berührt, da es ihm nun so erscheint, *„daß Cécile viel Entgegenkommen für ihren geheimrätlichen Tischnachbar gehabt hatte“* (180). Gordon trifft auf eine scheinbar kranke Cécile. Im Laufe des Gesprächs gesteht er ihr offen seine Leidenschaft. Cécile nimmt zwar *„jedes Wort begierig“* entgegen, doch gleichfalls bekommt sie es mit der Angst zu tun, *„denn ihr Herz und ihr Wille befehdeten einander“* (184). Sie weist Gordon zurecht: *„Sie dürfen diese Sprache nicht führen. Um meinetwegen nicht und auch um Ihretwegen nicht“* (184). Deutlich spürt sie die Veränderung in Gordons Ton und bittet ihn um Rücksicht:

„Ich will es, dass diesen Huldigungen eine bestimmte Grenze gegeben werde. Ich habe es geschworen, fragen Sie nicht wann und bei welcher Gelegenheit, und ich will diesen Schwur halten, und wenn ich darüber sterben sollte. Forschen Sie nicht weiter“ (185).

Anschließend schreibt sie Gordon noch einen Brief, in dem sie ihn bittet zu dem früheren Ton ihrer gemeinsamen Gespräche zurückzukehren oder Abschied zu nehmen: *„Aber ich beschwöre Sie: Trennung, oder das Schlimmere bricht herein“* (189). Gordon, der weder Wille noch Kraft verspürt, den unverbindlichen Ton von ehemals einzunehmen, erhält just in diesem Moment ein Telegramm, das ihn nach Bremen beruft. Von dort aus schreibt er Cécile einen Brief, in dem er Abschied von ihr nimmt. Doch kurze Zeit später erhält er die Weisung, abermals nach Berlin zurückzukehren. Abends in der Oper entdeckt er zufällig Cécile in Begleitung des Geheimrats Hedemeyer. *„Gordon litt Höllenqualen“* (194). Es kommt zu einem ersten Eklat, als er zu den beiden in die Loge stößt. Als Cécile und Hedemeyer noch während der Aufführung die Oper verlassen, folgt der aufgebrachte Gordon ihnen nach Hause und es kommt abermals zum Eklat. Als Cécile ihn auffordert sich zu erklären, erwidert er: *„Erklären Cécile! Das Räthsel ist leicht gelöst: ich bin eifersüchtig“* (200). Cécile antwortet ihm, dass er nicht eifersüchtig aus Eifersucht sei, sondern aus Sittenrichterei. Sie erkennt, dass Gordon von ihrer Lebensgeschichte Kenntniss gewonnen haben muss. Obwohl sie nun die Geschichte um das Duell und ihre verlorene Ehre darlegt, kann Gordon ihr nicht verzeihen. Zu sehr fühlt er sich als *„Spielzeug in Weiberhänden, ein Opfer alleralltäglicher List und Laune“* (203), und nicht ohne sie abermals zu beleidigen, verlässt er das Haus. Am nächsten Tag wird Cécile von St. Arnaud zur Rede gestellt, der anschließend beschließt, Gordon zum Duell zu fordern. Man einigt sich auf den folgenden Tag. Am nächsten Morgen erreicht Cécile ein Brief von Gordon, indem er sich bei ihr entschuldigt: *„Ich hätte, statt Zweifel zu hegen und Eifersucht groß zu ziehen, Ihnen vertrauen und der Stimme meines Herzens rückhaltlos gehorchen sollen“* (211). Der Rest der Handlung wird mit Hilfe eines vom Duell und Tod Gordons berichtenden Zeitungsartikels und zweier Briefe, erzählt. Der erste Brief stammt von St. Arnaud, der sich nach Italien abgesetzt hat, um der strafrechtlichen Verfolgung zu entgehen. Er bittet Cécile nachzukommen. Der zweite Brief ist ein Antwortschreiben vom Hofprediger Dörffel, das die Nachricht vom Tod Céciles beinhaltet.

1.5 Zusammenfassung

Innerhalb des Entstehungskontextes des Romans konnte gezeigt werden, dass Fontane den Handlungsverlauf ausgehend von einem realen Ereignis entwarf. Um seinen Anspruch einer realistischen Schilderung zu erfüllen, legte er hohen Wert auf die Recherche zeitlicher und örtlicher Hintergründe. Auch bei der Genese seiner Hauptfigur griff er auf reale Vorbilder zurück, wobei jedoch keine reine Abbildung angestrebt, sondern die Figur gewissermaßen neu geschaffen wurde. Mit der Wahl einer Frau als Hauptfigur entsprach Fontane zwar gewissen Bedürfnissen des Literaturmarktes, dennoch machte es die Thematisierung von Ehebruch und Suizid schwierig, ein Medium zur Veröffentlichung zu finden. Auch die Kritik reagierte überwiegend verhalten auf den Roman und es wurde unter anderem eine geringe Plausibilität der Suizidmotivation der Hauptfigur beanstandet. Fontane hingegen vertrat den Anspruch, innerhalb seines Werkes eine ausweglose Situation der Hauptfigur dargestellt zu haben. Anschließend konnte der Roman innerhalb der analytischen Erzählung verortet und dargestellt werden, wie das Geheimnis und schließlich die Offenbarung der Vergangenheit von Cécile den Handlungsverlauf prägen.

2 Céciles Suizidhandlung: War es überhaupt ein Suizid und wenn ja, wie wurde er vollzogen?

Im Rahmen dieses Kapitels wird zum ersten Mal die Suizidtheorie von Lindner-Braun (1990) auf das literarische Werk ‚Cécile‘ angewendet, konkret das Handlungs- und Ergebnismodell auf den Roman bezogen. In einem ersten Schritt soll abgeklärt werden, inwiefern es sich bei Céciles Tod tatsächlich um einen Suizid handelt bzw. auf welche Weise die Handlung dargestellt wird. Anschließend soll in einem zweiten Schritt die Methodenwahl thematisiert und überprüft werden. Hierbei ist die entscheidende Frage, ob Cécile für ihre Suizidhandlung tatsächlich das attraktivste ihr zur Verfügung stehende Mittel auswählt.

2.1 Analytischer Rahmen: Bestimmung und Verlauf einer Suizidhandlung

Bevor das zu erklärende Phänomen Suizid definiert wird, soll zunächst der Ablauf einer Suizidhandlung dargestellt werden. Innerhalb des Verlaufs einer Suizidhandlung lassen sich zwei wesentliche Handlungsaspekte unterscheiden: der Handlungsbeginn und das Handlungsergebnis. Für den Beginn einer Suizidhandlung ist entscheidend, dass eine Suizidbereitschaft vorhanden ist und ein Mittel zur Verfügung steht, von dem eine Person zumindest annimmt, dass es zur Selbsttötung geeignet ist (subjektiv adäquates Mittelpotential). Das Handlungsergebnis wird anschließend durch den Beginn der Handlung und durch die jeweilige Ausführung bestimmt. Hierbei ist das ‚objektive Mittelpotential‘ entscheidend, d.h. die Frage, ob die angewandte Methode tatsächlich zur Erreichung der angestrebten Selbsttötung geeignet war. Der Handlungsverlauf (siehe Abbildung 3) kann daher folgendermaßen dargestellt werden:

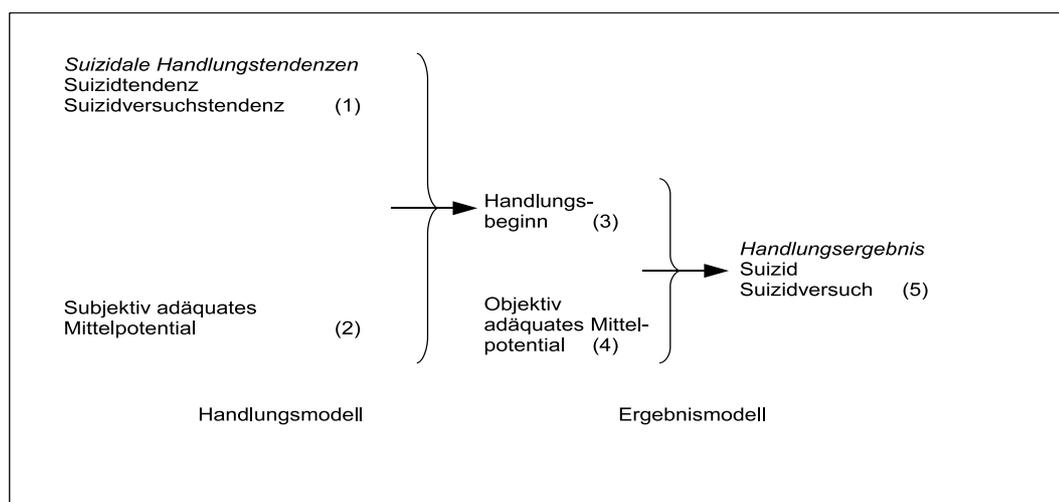


Abbildung 3: Handlungs- und Ergebnismodell (Quelle: Lindner-Braun 1990, S.28).

Für die Bestimmung einer Suizidhandlung ist entscheidend, dieses Phänomen von anderen Formen selbstschädigenden oder gefährlichen Handelns abzugrenzen. Lindner-Braun (1990) definiert daher eine Suizidhandlung folgendermaßen:

„Eine subjektiv intendierte Selbstmord- (Selbstmordversuchs-)handlung liegt dann vor, wenn die handelnde Person zum Zeitpunkt der Ausführung einer aktiven oder passiven Handlung die tödliche (nicht-tödliche) Selbstverletzung als Folge dieser Handlung in einem absehbaren Zeitraum unmittelbar nach Beginn der Handlungsausführung für wahrscheinlich hält. Ein erfolgreicher Selbstmord oder Selbstmordversuch liegt vor, wenn das Handlungsergebnis mit dieser subjektiven Handlungsintention zum Zeitpunkt der Handlungsausführung übereinstimmt“ (Lindner-Braun 1990, S.347).

In der folgenden literarischen Beobachtung soll die Darstellung von Céciles Tod nachvollzogen werden. Hierbei soll zunächst geklärt werden, auf welche Weise der Handlungsverlauf dargestellt wurde und ob es sich tatsächlich um einen Suizid nach der definitorischen Bestimmung handelt.

2.2 Literarische Beobachtung: Céciles Suizid

Wie wird der Tod von Cécile innerhalb der Erzählung dargestellt? Auf eine unmittelbare Darstellung des Ereignisses verzichtet Fontane. Ein letztes Mal lässt er Cécile an dem Morgen auftreten, an dem auch das Duell zwischen St. Arnaud und Gordon stattfinden wird. Nach dem Eklat mit Gordon und der folgenden Aussprache mit St. Arnaud am Vortag ist sie zwar „*verstimmt*“ über die Abwesenheit ihres Ehemannes, aber „*gegenwärtige keinen unmittelbaren Zusammenstoß*“ (210). Vielmehr erklärt sie sich das Ausbleiben St. Arnauds mit dessen Lebensstil: „*Er ist der Mann der Excentricitäten. Was wird vorgekommen sein? Ein Sport, eine Club-Laune, vielleicht ein Wettritt neben dem Eisenbahnzuge her. Und dann Nachtquartier in einer Dorfschenke mit der Devise: >Je schlechter, je besser<*“ (210). Dennoch bleibt sie merklich unruhig, sie bricht eine Buchlektüre ab, versucht erfolglos mit dem Papagei zu plaudern und überlegt Rosa zu besuchen: „*Ich will zu Rosa. Freilich am Ende der Welt. Aber seit Wochen hab' ich ihr einen Besuch versprochen, und ich sehne mich nach einem guten Menschen*“ (210). Bevor sie aber aufbrechen kann, erhält sie einen Brief von Gordon, der sich bei ihr für sein Verhalten entschuldigt:

„*Verzeihung, gnädigste Frau, Verzeihung, liebe Freundin. Ich hatte wohl Unrecht, nein, ich hatte gewiß Unrecht. Aber der Sinn war mir gestört und so kam es wie es kam. Ein berühmter Weiser, ich weiß nicht, alter oder neuer Zeit, soll einmal gesagt haben >wir glaubten und vertrauten nicht genug und das sei der Quell all unsres Unglücks und Elends<. Und ich fühle jetzt, daß er recht hat. Ich hätte, statt Zweifel zu hegen und Eifersucht großzuziehen, Ihnen vertrauen und der Stimme meines Herzens rückhaltslos gehorchen sollen. Daß ich es unterließ, ist meine Schuld. Ich werde Sie nicht wiedersehen, nie, was auch kommen mag. Sehen sie mich allezeit so, wie ich war, ehe die Trübung kam. Immer der Ihre. Wieder ganz der Ihre*“ (211).

Cécile ist geschockt. „*Das Blatt entglitt ihrer Hand und ein heftiges Schluchzen folgte*“ (211). Zu ihrer Bediensteten Marie sagt sie: „*Da. Lies. Das sind seine letzten Worte. [...] Merk' die Minute ... Er ist erschossen ... jetzt*“ (211)¹²⁷.

¹²⁷ Woher Cécile ahnt, dass ein Duell stattfindet und Gordon dabei sterben wird, bleibt im Dunkeln. Eine mögliche Hypothese wäre, dass sie aus dem direkten Schuldeingeständnis Gordons auf die gesell-

Den Rest der Handlung fasst Fontane mittels eines vom Duell und Tod Gordons handelnden Zeitungsberichts und zweier Briefe zusammen. Der erste Brief stammt von St. Arnaud, der sich nach Italien abgesetzt hat und Cécile bittet nachzukommen. Doch dieser Brief wird Cécile nicht mehr erreichen, denn am selben Tag – dem 4. Dezember – stirbt Cécile. Der zweite Brief stellt ein Antwortscheiben des Hofpredigers Dörffel dar, der St. Arnaud vom Ableben seiner Frau unterrichtet. Hinsichtlich der genaueren Umstände von Céciles Tod ist man folglich auf die Ausführungen des Hofpredigers angewiesen. An dieser Stelle stellt sich zunächst die Frage der Zuverlässigkeit dieser Informationen. Grundsätzlich kann man Dörffels Informationen zum Handlungsverlauf als recht zuverlässig einstufen. Es gibt keinen veritablen Grund für ihn etwas kontrafaktisch darzustellen. Allerdings gibt er den Abschiedsbrief Céciles nur teilweise wieder:

„Auf dem Tisch neben ihr lag ihr Gebetbuch, in das sie, zusammengekniff und nach Art eines Le-sezeichens, einen an mich adressirten Brief gelegt hatte. Dieser Brief, das Beichtgeheimniß eines demüthigen Herzens, ist mir unendlich werthvoll, weshalb ich bitte, den Inhalt desselben Ihnen, mein Herr Oberst, nur abschriftlich und nur in seinem sachlichen Theile mittheilen zu dürfen“ (215).

Innerhalb der Werkwelt ist es folglich eine fiktionale Wahrheit, dass der Abschiedsbrief weitere Informationen enthält, die vom Hofprediger nicht offenbart werden. Der Hofprediger begründet die verkürzte Darstellung einerseits dadurch, dass der Brief persönlich an ihn adressiert wurde und die Aussagen Céciles unter das Beichtgeheimnis fallen. Andererseits könnte auch sein persönliches Verhältnis zu St. Arnaud ein Grund dafür sein, spezifische Informationen, z.B. Aussagen Céciles über St. Arnaud oder Gordon, zu verschweigen¹²⁸.

Der Ablauf der Geschehnisse wird durch den Hofprediger folgendermaßen beschrieben:

„Ich bitte, zunächst chronologisch berichten zu dürfen. Ihre Frau Gemahlin war schwer leidend seit dem Tage, wo die Zeitungs-Nachricht eintraf; sie wollte Niemand sehen, folgte widerwillig den Anordnungen des Arztes und sah von den Bekannten nur Fräulein Rosa und mich. Ich sprach täglich vor, in der Regel in den Mittagsstunden. Vorgestern, bei meinem Erscheinen, fand ich die Jungfer in Thränen und erfuhr, die gnädige Frau sei todt“ (214).

Anhand der Aussagen des Hofpredigers kann man als Beginn der akuten suizidären Situation den Erhalt der Zeitungsnachricht bestimmen, die den erahnten Tod Gordons zur Gewißheit macht. Ab diesem Zeitpunkt findet Dörffel zufolge ein Prozess statt, in dem sich Cécile stärker als bisher zurückzieht und Kontakte jenseits zentraler Bezugspersonen vermeidet. Innerhalb dieser relativen Abgeschlossenheit führt sie schließlich eine bewusst intendierte Suizidhandlung aus, was daran ersichtlich wird, dass sie einen Abschiedsbrief verfasst und dem Hofprediger Dörffel darin *„Aufträge“* (214) bezüglich ihres letzten Willens gibt.

schaftlich obligate Ausgleichshandlung des Duells schließt, bzw. dass St. Arnaud bei einem solchen Aufeinandertreffen – wie schon zuvor – erfolgreich sein wird.

¹²⁸ Dies bedeutet die Bewertung der Informationen bezüglich ihres ‚Modus der Bindung‘. Über das persönliche Verhältnis von Dörffel und St. Arnaud gibt es allerdings nur wenige Informationen, da beide Figuren im ganzen Werk nie gemeinsam auftreten. Ein Hinweis, der mit einem eher distanzier-ten Verhältnis in Einklang zu bringen wäre, findet sich in einem von Gordon erwähnten Gespräch: *„Neben Rosa war es der alte Hofprediger, der, wenn man gemeinschaftlich heimging, über diese klei-neren oder größeren Inkorrektheiten Aufklärung gab, meistens vorsichtig und zurückhaltend, aber doch immer deutlich genug, um Gordon einsehen zu lassen, daß er es mit seinem in seinem langem Skriptum an die Schwester im halben Uebermuthe gebrauchten >Jeu-Oberst< richtiger, als er damals annehmen konnte, getroffen habe“ (153).*

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Cécile ihren Tod gemäß der definitorischen Bestimmung durch eine intendierte Handlung herbeigeführt hat. Im nächsten Abschnitt soll nun die Frage der Methodenwahl untersucht werden.

2.3 Analytischer Rahmen: Die Wahl der Suizidmethode

Für den Beginn einer suizidalen Handlung ist neben einer Suizidbereitschaft ein subjektiv adäquates Mittel notwendige Voraussetzung. Die Person muss eine bestimmte Methode auswählen und Kenntnis darüber besitzen, wie sie diese anwenden kann. Die Entscheidung für eine bestimmte Methode ist hierbei davon abhängig, welche Mittel zur Verfügung stehen und wie attraktiv diese Methode in Anbetracht auf bestimmte Anreizklassen, die den Sterbevorgang betreffen, erscheint. Grundsätzlich ist jedoch die Eignung der Methode in Bezug auf die zu realisierende Zielvorstellung, also den angestrebten Suizid oder einen nicht-tödlich endenden Suizidversuch, für die Mittelwahl ausschlaggebend¹²⁹.

Obwohl folglich für die Wahl einer bestimmten Methode die Zielvorstellung des eigenen Todes entscheidend ist, können gewisse Methoden hinsichtlich des antizipierten Sterbevorgangs attraktiver als andere Methoden erscheinen¹³⁰. Gleichfalls kann ein Suizid auch verschoben werden, falls keinerlei attraktive Mittel zur Verfügung stehen. Bezüglich der relativen Attraktivität eines bestimmten Mittels (m_i) gegenüber alternativen Mitteln (m_x) lässt sich daher folgende **Gesetzhypothese** formulieren:

„Ein Mittelpotential zur Ausführung von Suizid- und Suizidversuchshandlungen S_m bzw. S_{mv} ist attraktiver als ein Mittelpotential ($HTm_i > HTm_j$) zur Ausführung der Handlung S_m bzw. S_{mv} , wenn durch den Einsatz des Mittelpotentials m_i mehr Zielvorstellungen mit positivem Anreizwert (A_{e1-n}) größerer Intensität für wahrscheinlich gehalten werden als negative Anreizwerte (A_{m1-n}) geringerer Intensität für weniger wahrscheinlicher gehalten werden im Vergleich zum Mittelpotential (m_j), das relativ mehr und intensivere Anreizwerte durch die Ausführung von Suizid bzw. Suizidversuchshandlungen und/oder weniger positive Anreize mit geringerer Intensität erwarten läßt“ (Lindner-Braun 1990, S.40).

Ziel des folgenden Abschnitts ist die Erklärung (**Explanandum**), warum Cécile eine bestimmte Methode für ihre Suizidhandlung auswählt bzw. warum sie diese gegenüber anderen möglichen Methoden bevorzugt. Hierbei wird angenommen, dass die Suizidmethode, die positivere und wahrscheinlichere Anreize verspricht, schließlich auch angewendet wird. Mittels des deduktiv-nomologischen Modells lässt sich aus der allgemeinen Gesetzhypothese (**Explanans**) der singuläre Satz ableiten:

¹²⁹ Die relative Attraktivität eines Mittelpotentials ist folglich abhängig von der wahrgenommenen Realisierung der Anreize, die beim potentiellen Einsatz des Mittels während des Beginns der suizidalen Handlung antizipiert werden. Dennoch ist es wichtig festzustellen, dass die selbstschädigenden Ziele primär die Mittelwahl beeinflussen und nicht umgekehrt (Lindner-Braun 1990, S.47f).

¹³⁰ Diese Attraktivität einer Methode, die auch als Handlungstendenz beschrieben werden kann, ist erstens abhängig von den Wertintensitäten einer Klasse von Zielvorstellungen, den Anreizen. Diese können positive oder negative Werte annehmen und sind daher auf Erfolg oder die Vermeidung von Misserfolg ausgerichtet. Zweitens ist die Handlungstendenz bezüglich einer Suizidmethode abhängig von den subjektiven Wahrscheinlichkeiten, mit denen positive oder negative Anreize als Folge des Mitteleinsatzes für erreichbar angesehen werden (Lindner-Braun 1990, S.40).

Gesetz: Wenn bei einer Methode (m_i) positive und wahrscheinliche Anreize erwartet werden, dann wird diese Methode (m_i) als attraktiv bewertet.

Singulärer Satz: Cécile erwartet bei einer Methode (m_i) positive und wahrscheinliche Anreize.

Explanandum: Cécile bewertet eine Methode (m_i) als attraktiv für ihre Suizidhandlung.

Im Rahmen der literarischen Beobachtung soll nun überprüft werden, ob Céciles Mittelwahl der oben postulierten Gesetzhypothese entspricht, d.h. ob sie tatsächlich eine attraktive ihr zur Verfügung stehende Methode ausgewählt hat. Ob ein subjektiv adäquates Mittel sich bei der Handlungsausführung tatsächlich zum Suizid eignet, ist eine andere Frage. Der objektive Handlungserfolg einer Suizidhandlung muss nicht immer mit der subjektiven Handlungsintention übereinstimmen. So kann ein Suizidversuch wider Willen tödlich enden oder ein angestrebter Suizid überlebt werden. Gründe hierfür können falsches Wissen über ein Mittel, die falsche Ausführung einer Methode oder auch eine Intervention von außen sein. Entscheidend für das Ergebnis einer Suizidhandlung ist folglich das objektive Mittelpotential.

2.4 Literarische Beobachtung: Céciles Methodenwahl

Welche Methode verwendet nun Cécile? Innerhalb des literarischen Werkes wird die Suizidmethode nicht ausdrücklich erwähnt und stellt somit keine direkte fiktionale Wahrheit dar. Der Hofprediger Dörffel schreibt aber: „*Es war mir nicht zweifelhaft, auf welche Weise sie sich den Tod gegeben*“ (214). Obwohl im Roman nicht ausdrücklich erwähnt, so herrscht in der Sekundärliteratur doch Einvernehmen darüber, dass es sich um das Medikament Digitalis handelt. Diese Annahme stellt folglich eine indirekte fiktionale Wahrheit dar, die durch das Kohärenzprinzip gebildet wurde¹³¹. Weiterhin stimmt diese These mit dem Zustand der Leiche überein. So beschreibt Dörffel den Anblick der toten Cécile folgendermaßen: „*Frau v. St. Arnaud lag auf dem Sopha, ein Batistuch über Kinn und Mund*“ (214). Diese Beschreibung stimmt mit einer Überdosierung des Medikaments überein und schließt zugleich andere Methoden wie z.B. Erhängen oder Erschießen aus. Digitalis ist ein Extrakt aus Fingerhut und wirkt auf einen ungewohnten Magen wie ein Brechmittel, d.h. es ist erst nach einer längeren Zeit der Gewöhnung überhaupt möglich, sich eine Überdosis zu verabreichen. Eine Eigenschaft, die dem gelernten Apotheker Fontane wohl bekannt war (Anderson 2006, S.245).

Warum wählt Cécile gerade diese Methode aus? Durch die Verwendung von Digitalis lassen sich für Cécile mehrere Anreize realisieren, die neben der Zielvorstellung des eigenen Todes auch den Sterbevorgang betreffen. So verfügt sie einerseits schon über das Mittel, sie muss folglich keine weiteren materiellen Aufwendungen treffen. Andererseits hatte sie sich schon zuvor an den Gebrauch von Digitalis gewöhnt, was ihr die Möglichkeit gibt, eine tödliche Dosis zu sich zu nehmen. Weiterhin kann sie die notwendige Dosierung richtig einschätzen, wie sie in

¹³¹ Dies bedeutet, dass Digitalis als Suizidmethode einen kohärenten Zusammenhang mit anderen fiktionalen Wahrheiten darstellt, während bei einer anderen Methode dieser Zusammenhang nicht bestehen würde (siehe II. Kapitel 4). So wurde das Medikament nicht nur zuvor in die Erzählung eingeführt, es wurde auch auf eine mögliche tödliche Wirkung bei Überdosierung hingewiesen.

einem früheren Gespräch mit Gordon darlegt: *„Aber zählen Sie richtig und bedenken Sie, welch‘ ein kostbares Leben auf dem Spiele steht. Es ist Digitalis, Fingerhut. [...] Fünf Tropfen, bitte; nicht mehr“* (182). Zudem gibt ihr diese Methode die Möglichkeit, den Suizid zu Hause, in einer ihr bekannten Umgebung durchzuführen. Ob Digitalis sich auch in Bezug auf die Schmerzvermeidung eignet, ist schwer zu entscheiden, dennoch kann man dieses Mittel wohl zu den passiven und weichen Suizidmethoden rechnen¹³².

Ein weiterer möglicher Anreiz für Cécile ist die symbolische Bedeutung des Fingerhuts, der besonders in ihrer Beziehung zu Gordon eine große Rolle spielt. So wird der Fingerhut beiderseits als Chiffre für den amourösen Gehalt ihrer Beziehung verwendet, wie Nottinger (2003) ausführt:

„[G]erade im Moment ihrer intimsten Annäherung beschwören Gordon und Cécile ihre geheimen Wünsche nach Liebe und Sexualität mittels der roten Blumen – mit der Pflanze, die all ihrer Schönheit ungeachtet im Übermaße [...] ein tödliches Gift sein kann, mit dem sich am Ende Cécile tötet“ (Nottinger 2003, S.158).

Der Fingerhut als Chiffre unterliegt im Laufe der Handlung einer zunehmenden Umdeutung. Im Harz wurde er von Cécile noch als ein positives, lebendiges Element empfunden: *„Entsinnen Sie sich noch der Stunden, als wir von Thale nach Altenbrak hinübereiten? Da stand es in rothen Büscheln um uns her, kurz vor dem Birkenweg, wo sich die Turner gelagert hatten und dann aufsprangen und vor uns präsentierten“* (182). Doch später in Berlin wandelt sich diese Bedeutung, wie sie Gordon gesteht: *„Damals glaubte ich nicht, daß der Fingerhut für mich blüht. Seit gestern aber ist mir auch noch eine Herzkrankheit in aller Form und Feierlichkeit zudiktirt worden, als ob ich des Elends nicht schon genug hätte“* (182). Die Konnotation liegt nun auf dem Tod: *„Es schmeckt nicht viel besser als der Tod ...“* (182). Bezeichnenderweise wurde das Medikament Cécile genau zu dem Zeitpunkt verschrieben, an dem Gordon von ihrer Vergangenheit Kenntnis gewonnen hatte, auch wenn sie selbst davon noch nicht wissen konnte¹³³. Gordon, der sich nun, nachdem er von ihrem Geheimnis erfahren hat, einen zudringlicheren Ton erlaubt, will in dieser Situation nichts von diesen *„dummen Tropfen“* und *„der ganzen Doktorensippe“* (183) wissen:

„Aber was Ihnen fehlt, das ist nicht Luft, das ist Licht, Freiheit, Freude. Sie sind eingeschnürt und eingezwängt, deshalb wird Ihnen das Athmen schwer, deshalb thut Ihnen das Herzen weh, und dies eingezwängte Herz, das heilen sie nicht mit totem Fingerhutkraut. Sie müßten es wieder blühen sehen, roth und lebendig wie damals, als wir über die Felsen ritten und der helle Sonnenschein um uns her lag“ (183).

¹³² Damit stimmt diese Mittelwahl auch mit dem empirischen Befund überein, dass Frauen überwiegend weiche bzw. passive Suizidmethoden verwenden (Lindner-Braun 1990, S.39).

¹³³ „Man mag in diesem Zusammenhang nicht an bloßen Zufall glauben, wenn Cécile gerade unmittelbar, nachdem Gordon die kompromittierenden Informationen erhalten hat, eine Herzkrankheit diagnostiziert bekommt, gegen die sie Digitalis als Medikament einnehmen soll“ (Nottinger 2003, S.158). Dennoch konnte sie in dieser Situation noch nicht wissen, dass Gordon von ihrer Vergangenheit Kenntnis gewonnen hatte. Auffällig war jedoch Gordons dreitägiges Ausbleiben nach dem Diner, während er zuvor beinahe *„täglich“* (152) zu Besuch war. Eine mögliche Hypothese wäre, dass sich entsprechende Vorahnungen auf ihren Gesundheitszustand ausgewirkt haben. Zunächst aber erklärt sie sich Gordons Ausbleiben durch die unangenehme Gesellschaft beim Diner: *„So spät erst. Ich habe Sie früher erwartet, Herr von Gordon ... Hat unser kleines Diner so wenig Gnade vor ihren Augen gefunden?“* (181).

Dass er die Lösung für Céciles gesundheitliche Beschwerden in der Hingabe zu seiner Leidenschaft ausgibt, ist schwer zu übersehen, vor allem da er ausdrücklich die Szene am Denkmal erwähnt (siehe Kapitel 6.4). Und dass seine Leidenschaft, als dessen Chiffre er den roten Fingerhut verwendet, nicht nur platonisch ist, wird von ihm selbst noch einmal bestätigt, als er später, eigentlich im Begriff Cécile und Berlin zu verlassen, kundgibt:

„Hoffnungen, – ideales Wort, das für meine Wünsche, wie sie nun mal sind oder doch waren, nicht recht passen will. Aber müssen denn Hoffnungen immer ideal sein, immer weiß wie die Lilien auf dem Felde? Nein, sie können auch Farbe haben, roth wie der Fingerhut, der oben auf den Bergen stand. Aber weiß oder roth, weg, weg!“ (190).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich das Mittel Digitalis gegenüber anderen möglichen Methoden hinsichtlich mehrerer Aspekte für die intendierte Suizidhandlung eignet. Neben der Verfügbarkeit, der Vertrautheit im Umgang, der Möglichkeit des häuslichen Gebrauchs und dem passiven Charakter der Methode, besitzt das Mittel darüber hinaus eine gewisse persönliche Bedeutung. Es handelt sich dementsprechend um mehrere positive Anreize, die mit hoher Wahrscheinlichkeit auch realisiert werden können. Andere Methoden wären hingegen mit deutlich negativeren Anreizen versehen, beispielsweise antizipierte Schmerzen beim Erhängen oder dem Erschießen mit einer Waffe ihres Ehemanns. Für weitere Suizidmethoden, wie z.B. Ertränken in einem tiefen Gewässer oder Stürzen von einem hohen Gebäude, hätte sie zudem allein das Haus verlassen müssen. Dies hätte sich schon deshalb schwierig gestaltet, weil sie angesichts ihres aktuellen Zustands, der vom Hofprediger als *„schwer leidend“* (181) beschrieben wird, mit der gesteigerten Aufmerksamkeit ihres Umfelds konfrontiert ist. Digitalis stellt folglich eine positiv bewertete und auch die attraktivste ihr zur Verfügung stehende Methode dar. Die erfolgreiche Ausführung ihrer Suizidhandlung zeigt darüber hinaus, dass das subjektive Mittelpotential richtig eingeschätzt wurde und mit dem objektiven Mittelpotential übereinstimmt. Es gelingt ihr folglich, die Dosierung entsprechend zu wählen und die ‚Latenzzeit‘ des Mittels so einzuschätzen, dass weder einer ihrer Bediensteten noch der Hofprediger Dörffel oder Rosa, die sie in ihren letzten Tagen besucht hatten, intervenieren können.

2.5 Zusammenfassung

Gemäß der definitorischen Bestimmung kann der Tod von Cécile als intendierte Suizidhandlung eingeordnet werden. Zudem konnte der singuläre Satz, der aus der Gesetzeshypothese zur Mittelwahl abgeleitet wurde, bestätigt werden. Das Mittel Digitalis stellt in Anbetracht der ihr zur Verfügung stehenden Mittel eine attraktive Methode dar und wird schließlich auch ausgewählt. Der Handlungsverlauf kann nun folgendermaßen bestimmt werden: Nach dem Duell und dem bekanntgewordenen Tod von Gordon befindet sich Cécile in einer akut suizidären Situation. Sie besitzt folglich eine Suizidbereitschaft und verfügt über ein Mittel, von dem sie annimmt, dass es zur Selbsttötung geeignet ist. Sie zieht sich stark zurück, verfasst einen Abschiedsbrief und wendet das Mittel schließlich an. Das Mittel und die Anwendung erweisen sich als geeignet, die Zielvorstellung des eigenen Todes zu erreichen. Während das Vorhandensein einer Suizidbereitschaft in diesem Abschnitt vorausgesetzt wurde, soll diese im nächsten Kapitel analysiert werden.

3 Céciles Suizidneigung: Was waren die Gründe?

In diesem Kapitel soll die Suizidneigung von Cécile untersucht werden. Hierfür wird das Instrumentalitätsmodell aus der Suizidtheorie von Lindner-Braun auf den Erzähltext bezogen. Die Frage, ob eine Person Suizid begehen will, ist buchstäblich eine Entscheidung über Leben und Tod. Daher soll erörtert werden, welche Anreize Cécile einerseits mit einer Suizidhandlung und andererseits mit dem Weiterleben verbunden haben könnte. Zunächst erfolgt hierfür die allgemeine Bestimmung einer suizidalen Handlungstendenz, im Anschluss werden die verschiedenen Anreize diskutiert, die für oder gegen einen Suizid sprechen könnten. Abschließend erfolgt eine Bewertung, ob Cécile tatsächlich eine modellkonforme Suizidneigung besitzt.

3.1 Analytischer Rahmen: Bestimmung und Ausprägung einer Suizidneigung

Im vorherigen Kapitel wurde eine Suizidhandlung durch drei Faktoren erklärt: die suizidale Handlungstendenz und das subjektive Mittelpotential für den Beginn der Handlung und das objektive Mittelpotential für das Ergebnis der Handlung. Im Rahmen dieses Kapitels soll nun die suizidale Handlungstendenz bzw. Suizidbereitschaft analysiert werden. Es interessieren folglich nicht die Anreize, die während der Handlungsausführung eine Rolle spielen, sondern die antizipierten Konsequenzen eines Suizids, also die des eigenen Todes. Innerhalb des hier verwendeten Ansatzes wurde eine Suizidneigung als dominant negative Handlungstendenz definiert. Dies bedeutet, dass sowohl die Handlungstendenz zum Suizid als auch alternative Handlungstendenzen, die das Weiterleben betreffen, negativ ausgeprägt sind. Allerdings ist die Handlungstendenz zum Suizid dominant, da sie weniger negativ ausgeprägt ist als die Handlungsalternativen. Es findet gewissermaßen ein Abstoßungseffekt statt: Das Weiterleben erscheint noch abstoßender als die ebenfalls negativ ausgeprägte Vorstellung des eigenen Todes. Insofern kann man von einem Vermeidungsverhalten sprechen, mit dessen Hilfe man den abschreckenden Konsequenzen des Weiterlebens aus dem Weg gehen will.

Die Determinanten einer suizidalen Handlungstendenz sind einerseits in positive oder negative Wertintensitäten der Anreize und andererseits in subjektive Wahrscheinlichkeiten dieser Anreize zu unterscheiden. Nach Lindner-Braun (1990) lässt sich über die Ausprägung, d.h. die Stärke einer Suizidneigung, folgende **Gesetzhypothese** aufstellen:

„Eine Suizidneigung als dominierend negative Handlungstendenz ist umso wahrscheinlicher

- a) je größer die subjektive Wahrscheinlichkeit für negative Anreize ist, und
- b) je intensiver diese negativen Anreize sind, deren Realisierung in Abhängigkeit alternativer Handlungen erwartet wird, und
- c) je geringer die subjektiven Wahrscheinlichkeiten für aggregierte positive Anreize und ihre Intensitäten, deren Realisierung in Abhängigkeit der alternativen Handlungen erwartet wird, bzw. positive Anreize in Verbindung mit alternativen Handlungen nicht realisiert werden.

Gleichzeitig ist eine Suizidneigung als dominierend negative Handlungstendenz umso wahrscheinlicher,

- a) je weniger negativ die aggregierten negativen Anreize und ihre Wertintensitäten sind, und
- b) je weniger wahrscheinlich die aggregierten negativen Anreize in Abhängigkeit des Handlungserfolgs Selbstmord gehalten werden bzw. je größer die subjektiven Wahrscheinlichkeiten für positive Anreize sind, und

- c) je stärker die Wertintensitäten der positiven Anreize sind, deren Realisierung in Abhängigkeit des Handlungserfolgs Selbstmord (SM) erwartet wird“ (Lindner-Braun 1990, S.58).

Eine Suizidneigung kann folglich unterschiedlich ausgeprägt sein. Es kann sich um eine sehr schwach oder auch sehr stark ausgeprägte Suizidneigung handeln. Um aber feststellen zu können, wann genau eine Suizidbereitschaft vorliegt, bzw. wann diese gegenüber anderen Handlungsalternativen dominiert, gilt folgende Bestimmung:

„Eine Suizidneigung liegt dann vor, wenn die Handlungstendenz negativ ist, aber in geringerem Maße negativ als alternative Handlungstendenzen oder alternative positive Handlungstendenzen, die den Wert Null annehmen oder schwach positiv ausgeprägt sind“¹³⁴.

Ziel der folgenden literarischen Beobachtung ist die Erklärung (**Explanandum**) der Frage, ob Cécile tatsächlich eine Suizidneigung nach der hier verfolgten Gesetzeshypothese (**Explanans**) besitzt bzw. wie stark diese ausgeprägt ist:

Gesetz: Wenn die Handlungstendenz zum Suizid in geringem Maße negativ ist als (insgesamt) alternative Handlungstendenzen, dann besteht eine Suizidneigung.

Singulärer Satz: Cécile Handlungsalternativen zum Suizid sind (insgesamt) negativer ausgeprägt als die Handlungstendenz zum Suizid.

Explanandum: Cécile besitzt eine Suizidneigung.

Nach dem hier postulierten Vermeidungsverhalten unterscheidet sich eine Suizidhandlung von anderen Formen negativen Problemlösens wie Alkohol- oder Drogenkonsum. Ein Suizid stellt keinen Ausweg dar, der etwas – wenn auch nur kurzfristig – Positives verspricht. Dennoch können durchaus auch positive Anreize mit einer Suizidhandlung verbunden werden. Hierbei können ‚egoistische‘ Anreize, wie z.B. Vorstellungen von Aufrechterhaltung der eigenen Würde, oder auch ‚altruistische‘ Anreize, wie z.B. die Entlastung von Angehörigen, eine Rolle spielen. Solche Anreize könnten also eine Suizidneigung verstärken. Insgesamt ist eine Suizidneigung jedoch negativ ausgeprägt. Dieser Umstand ergibt sich aus den negativen Anreizen, die zwangsläufig mit einer Suizidhandlung verbunden werden. An erster Stelle steht hierbei die universelle Furcht vor dem eigenen Tod, die einen starken negativen Anreiz darstellt, der auch hoch wahrscheinlich ist. Weiterhin können informelle und formelle Sanktionen durch Gesellschaftsmitglieder eine Rolle spielen. Und durch die Internalisierung von Suizidnormen, d.h. innerhalb einer Sozialisation wurde Suizid als abweichendes Verhalten erlernt, kann eine Suizidhandlung mit moralischen Kosten verbunden sein. Diese können z.B. religiös geprägt sein oder auch persönlichen Überzeugungen entsprechen.

In der folgenden literarischen Beobachtung soll nun untersucht werden, welche positiven und negativen Anreize Cécile einerseits mit ihrer Suizidhandlung und andererseits mit der Alternative des Weiterlebens verbunden haben könnte. Darüber hinaus wird die Wahrscheinlichkeit dieser Anreize bewertet, d.h. die Frage, wie hoch Cécile die Möglichkeit eingeschätzt

¹³⁴ Nach dieser Definition ist es durchaus möglich, dass noch alternative positive Handlungstendenzen bestehen. Diese besitzen aber entweder keine Wertintensitäten, d.h. sie sind für die jeweilige Person bedeutungslos, oder sie sind lediglich schwach ausgeprägt und können daher die insgesamt negativ besetzte Vorstellung des Weiterlebens nur geringfügig vermindern (Lindner-Braun 1990, S.35).

haben könnte, diese Anreize zu erreichen oder zu vermeiden. Zunächst werden hierfür die Anreize diskutiert, die mit einer Suizidhandlung zusammenhängen, anschließend diejenigen, die das Weiterleben betreffen würden. Abschließend wird die Frage diskutiert, inwiefern der abgeleitete singuläre Satz bestätigt werden kann, d.h. Cécile tatsächlich eine modellkonforme Suizidneigung besitzt.

3.2 Literarische Beobachtung: Die Ausprägung von Céciles Suizidneigung

Eine Person mit einer Suizidneigung befindet sich im Rahmen dieses Erklärungsmodells in einer subjektiv ausweglosen Situation. Diese Grundstruktur eines persönlichen Konflikts entspricht auch dem zentralen Darstellungsanspruch Fontanes für die Erzählung (siehe Kapitel 1.3). Ziel dieser Analyse ist es herauszufinden, ob und wenn warum sich Cécile in einer solch ausweglosen Situation befindet, dass ihr das Weiterleben weniger erstrebenswert als der Tod erscheint. Innerhalb der folgenden Abschnitte wird nun die suizidale Handlungstendenz Céciles untersucht, also die Gründe, die für oder gegen die Ausführung eines Suizids sprechen. Da Fontane den Abschiedsbrief, der Hintergründe für ihre Handlung offenbaren könnte, nur ausschnittsweise mittels des Hofpredigers Dörffel darstellt, überlässt er dem Leser einen großen Interpretationsspielraum. Dieser offene Interpretationsspielraum führte in der Folgezeit zu mannigfachen Deutungen in der Sekundärliteratur. Da eine Handlungstendenz mehrere positive und negative Anreize beinhalten kann, müssen sich verschiedene Interpretationen nicht ausschließen. Entscheidend ist vielmehr die Frage, ob sich Cécile in einer Handlungskonstellation befindet, die insgesamt eine Tendenz in ihr auslöst, den Tod dem Weiterleben vorzuziehen.

3.2.1 Mögliche Anreize für die Suizidhandlung

Die wichtigste negative Konsequenz eines Suizids ist der eigene Tod. Da man davon ausgehen kann, dass dem Menschen eine universelle Furcht vor dem Tod innewohnt, stellt die Vorstellung des eigenen Todes einen starken negativen Anreiz dar. Eine mögliche Hypothese, die diese Todesfurcht relativieren würde, wäre, dass Cécile positive Vorstellungen vom Tod hat, z.B. als ‚Ort der Ruhe und Stille‘. Für ein allgemeines Bedürfnis nach Ruhe und Frieden findet sich im Erzähltext eine Aussage, die Cécile beim Anblick der Villa im Harz äußert: *„Wirkt es nicht, als wohne der Frieden darin, oder was dasselbe sagt: das Glück“* (25). Ausgehend von diesem Bedürfnis nach Ruhe und Einsamkeit deutet Ulrike Haß (1979) den Suizid Céciles als eine Handlung, durch die sie dieses zentrale Verlangen erfüllen kann¹³⁵. Dennoch ist diese Hypothese innerhalb des hier verwendeten realistischen Handlungsmodells abzulehnen, da positive Vorstellungen vom Tod, im Gegensatz zur realen Todesfurcht, nur in der Vorstellung erlebbar sind. Es handelt sich folglich um Anreize, die mit hoher Ungewissheit belastet sind. Des Weiteren lassen sich innerhalb des Erzähltextes keine tatsächlichen Hinweise finden, die auf eine positive Todesvorstellung von Cécile hindeuten. So bezeichnet sie noch kurz vor ihrem Suizid – in

¹³⁵ „Für Cécile ist darum die Gesellschaft ‚alles Erdenkliche, nur kein Trost und keine Freude‘, sie sucht die Einsamkeit. Das Motiv ihres Selbstmordes entspringt dieser Erfahrung; der Tod Gordons im Duell ist letztlich nur noch ein auslösendes Moment“ (Haß 1979, S.94).

einem Gespräch mit Gordon – ihr Leben als „kostbar“ und gewinnt bei Einnahme des Medikaments Digitalis dem Tod auch buchstäblich keinen Geschmack ab: „*Es schmeckt nicht viel besser als der Tod*“ (182). Insgesamt erscheint folglich die Hypothese, dass der Tod einen starken negativen Anreiz für Cécile darstellt, als plausibelste Erklärung. Die Überwindung dieser Furcht stellt die maßgebliche Schwelle dar, die Cécile für den Vollzug ihres Suizids überschreiten muss.

Die antizipierten gesellschaftlichen Reaktionen auf ihre Suizidhandlung könnten einen weiteren negativen Anreiz für Cécile darstellen. Da Suizid innerhalb ihres Kulturkreises als abweichendes Verhalten gilt, stellt sich die Frage, mit welchen formellen und informellen Sanktionen sie zu rechnen hätte. Zunächst ist bezüglich der formellen Sanktionen festzustellen, dass Suizid im deutschen Reichsrecht straffrei war¹³⁶. Des Weiteren gilt, dass solche rechtlichen Sanktionen, selbst wenn sie vorhanden sind, für Suizidenten in der Realität meist nur eine geringe Abschreckung darstellen, da die Wahrscheinlichkeit, diese Sanktionen erleiden zu müssen, als äußerst gering eingeschätzt wird: Sie werden ja nicht mehr erlebt, sofern der Suizid erfolgreich ist¹³⁷. Folglich lässt sich auch für Cécile eine Auswirkung der rechtlichen Situation auf ihre Entscheidung zum Suizid ausschließen. Ähnlich verhält es sich bei den informellen Sanktionen, die sich bspw. über Ablehnung, Spott und Kritik durch andere Gesellschaftsmitglieder äußern können. Diese Sanktionen müssen ebenfalls nicht mehr erlebt werden und stellen somit keine wesentlichen negativen Anreize dar. Neben diesen ‚äußeren Sanktionen‘ können für einen Suizidenten aber auch ‚innere Sanktionen‘ eine Rolle spielen. Da Cécile in einem Kulturkreis sozialisiert wurde, der Suizid als abweichendes Verhalten ansieht, wurde diese Suizidnorm höchstwahrscheinlich internalisiert. In diesem Fall wäre eine Suizidhandlung für Cécile mit persönlichen moralischen Kosten verbunden. Diese können religiös geprägt sein, wie die Angst vor der Hölle oder dem ‚Fegefeuer‘, oder persönlichen Überzeugungen entsprechen, z.B. feige oder ehrlos zu handeln oder Angehörige im Stich zu lassen. Im Fall ‚Cécile‘ lässt sich zunächst die starke Sanktionierung des Suizids innerhalb des Katholizismus hervorheben. Der Suizid als ‚schwere Sünde‘¹³⁸ würde einen starken negativen Anreiz darstellen, insbesondere da sie ihre

¹³⁶ Siehe ‚Meyers Großes Konversations-Lexikon‘ (1909): „Da aber eine Feststellung der Zurechnungsfähigkeit des Selbstmörders regelmäßig nicht möglich ist, so erscheint auch eine Ahndung des Selbstmordes durch unehrliches Begräbnis und eine Bestrafung des Versuchs eines solchen als unstatthaft. Die Straflosigkeit des sei es vollendeten, sei es versuchten Selbstmordes ist heute im kontinentaleuropäischen Recht allgemein anerkannt. Das deutsche Mittelalter und das ihm folgende gemeine Recht hatte dem Selbstmörder schimpfliches Begräbnis angedroht, den versuchten S. willkürlich bestraft und Einziehung des Vermögens ausgesprochen, wenn der Selbstmörder durch den Tod einer mit Einziehung verbundenen Strafe entinnen wollte. Bahnbrechend für die Straflosigkeit des Selbstmordes war das bayrische Strafgesetzbuch von 1813. Doch hält das englische Recht noch heute an der Strafbarkeit des Selbstmordversuchs durch Geld- und Gefängnisstrafe fest. Anstiftung und Beihilfe zum S. müssen als solche straflos bleiben, da der S. selbst keine strafbare Handlung darstellt; sie können aber als selbständige Vergehen (*delicta sui generis*) unter Strafe gestellt werden. Das ist nicht im deutschen Reichsrecht, wohl aber in außerdeutschen Gesetzen (Ungarn, Holland, Italien etc.) geschehen und vielfach auch in der deutschen Literatur empfohlen worden. In der Tat ist Unterschied zwischen der straflosen Beihilfe zum S. (A. reicht dem B. das Giftfläschchen) und der strafbaren Tötung des Verlangenden (A. flößt dem B. das Gift ein) vielfach ein sehr geringer“ (Bd. 18, S.316-317).

¹³⁷ Auch empirisch konnte kein wesentlicher Effekt von Suizidstrafen auf die Suizidrate festgestellt werden (Lindner-Braun 1990, S.75).

¹³⁸ Siehe Mausbach (1953): „Der Selbstmord ist die selbstgewollte, direkte Zerstörung des eigenen Lebens. Nach den [...] dargelegten Grundsätzen ist er objektiv immer schwere Sünde. [...] Ein Selbst-

Konversion zum Protestantismus, der den Suizid in einem weitaus geringerem Maße sanktioniert, kurz vor ihrem Tod widerruft. So schreibt sie in ihrem Abschiedsbrief an den Hofprediger Dörffel:

„Ihre hundertfach erprobte Milde wird nicht Anstoß daran nehmen, daß es ein katholisches Kreuz ist, und auch daran nicht, daß ich, eine Convertitin, meine letzten Gebete an ebendies Kreuz, und aus einem katholischen Herzen heraus gerichtet habe. Jede Kirche hat reiche Gaben und auch der Ihrigen verdank‘ ich viel; die aber, darin ich geboren und groß gezogen wurde, macht uns das Sterben leichter und bettet uns sanfter“ (215).

Wie lässt sich nun diese Aussage verstehen, besonders da man annehmen kann, dass Cécile der Sünden aspekt ihrer Handlung sehr wohl bewusst ist? Innerhalb des verwendeten Erklärungsmodells sind moralische Kosten keine festen Größen. Sie können mittels ‚Rationalisierungen‘ bezüglich ihrer Wertigkeit und Wahrscheinlichkeit vermindert werden. Negative Konsequenzen können so z.B. gelehnet oder auch umgedeutet werden. Es wäre folglich für Cécile möglich gewesen, bei ihrer persönlichen Handlungsbewertung nicht den Sünden aspekt der Kirchenlehre, sondern andere Elemente ihres persönlichen Glaubensverständnisses stärker zu gewichten. Einen diese Hypothese stützenden Hinweis findet man bei einem Gespräch mit der jungen Försterfrau in Altenbrak: *„Aber ich denke, die Gnade rechnet mehr unsere Gutthat an als unsere Schuld“ (108)*. Demzufolge würde sie dem Aspekt der Vergebung eine größere Relevanz zusprechen als dem der Verdammnis. Da zudem Dörffel ihren Abschiedsbrief als *„Beichtgeheimniß eines demüthigen Herzens“ (214)* bezeichnet, könnte man vermuten, dass Cécile auf diese Weise – wenn auch bei einem protestantischen Priester – ein letztes Mal ihre Beichte ablegte und (zumindest teilweise) auf Vergebung der Sündhaftigkeit ihrer Handlung hoffte.

Weitere moralische Kosten für Cécile könnten antizipierte Auswirkungen ihres Suizids auf ihre Angehörigen darstellen. Zwar müssten weder ihr Ehemann noch ihre anderen Familienangehörigen mit rechtlichen Konsequenzen rechnen, dennoch könnte sie im Kontext informeller Sanktionen, wie z.B. gesellschaftlicher Missbilligung und Ablehnung, mit negativen Konsequenzen für ihr Umfeld rechnen. Doch auch hier zeigt sich, dass diese negativen Anreize keine große Wertigkeit besitzen, da sie ebenfalls durch ‚Rationalisierung‘ vermindert oder sogar in positive Anreize umgedeutet werden können. So hätte Cécile z.B. argumentieren können, St. Arnaud mit Hilfe ihres Suizids von einer Last, die das Leben mit einer dauerhaft kränklichen Frau mit *„überzarten Gefühlen“ (213)* bedeutet, zu erlösen. Ähnlich verhält es sich mit den moralischen Kosten, die sie in Bezug auf persönliche Überzeugungen, wie etwa der Furcht als schwach oder als Feigling zu gelten, erleiden würde. Zwar finden sich im Text zahlreiche Hinweise darauf, dass Cécile stets den Eindruck vermeiden will als schwach zu gelten (siehe Kapitel 4.4.2). Dennoch können auch solche Kosten durch Rationalisierung vermindert werden, indem sie z.B. für sich feststellt, dass kein Mensch soviel erleiden musste wie sie. Persönliche Verantwortlichkeit könnte demgemäß gelehnet oder gar in Fremdanschuldigungen umgedeutet werden. Inse-

mord läge nicht vor, wenn die Tötung auf Befehl Gottes geschähe – eine sichere Tatsache dieser Art ist aber nicht nachzuweisen –, oder wenn die staatliche Obrigkeit die Selbsttötung als Strafe eines Verbrechens verhängt (Japan, China). Doch sind Gesetze solcher Art inhuman und verwerflich. [...] Die kirchliche Strafe besteht in der Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses. Es darf erfolgen, wenn die Tat nicht mit freier Überlegung (*deliberato consilio*) vollbracht worden ist, oder wenn der Täter vor dem Tode Zeichen der Reue gegeben hat (CJC 1240). Selbstmordversuch und schwere Selbstverstümmelung machen irregulär“ (Mausbach 1953, S.75f).

samt lässt sich bezüglich möglicher moralischer Kosten somit feststellen, dass diese – innerhalb des hier verwendeten Erklärungsmodells – nur unwesentlich zu der Ausprägung einer Suizidneigung beitragen.

Neben den bisher erörterten negativen Anreizen können auch positive Anreize als Folge einer Suizidhandlung erwartet werden und somit eine Suizidneigung erhöhen. Positive Anreize lassen sich zunächst in ‚egoistische‘ und ‚altruistische‘ Zielvorstellungen unterscheiden. Egoistische Zielvorstellungen betreffen zentrale persönliche Werte wie Unabhängigkeit und Selbstkontrolle. Gerade in der Sekundärliteratur wird Céciles Suizid häufig auf diese Weise gedeutet. Nottinger (2003) beispielsweise sieht die Unabhängigkeit gegenüber Erwartungen ihres Umfelds als zentralen Anreiz für Céciles Suizidhandlung: „Gerade indem sie selbst Hand anlegt, überwindet sie ihre Rollenfixierung, lässt ein einziges Mal die Unmittelbarkeit über die Form, die Spontaneität über die Konventionalität siegen“ (Nottinger 2003, S.159). Nach Daragh Downes ist Cécile gar eine „moderne Märtyrerin“ (Downes 2000, S.574), und auch Hanni Mittelman sieht in dem Verlangen nach Unabhängigkeit die zentrale Ursache für ihren Suizid:

„Obwohl es in diesem Duell um die Befriedigung der Männerehre geht, wird der Makel der Schuld und die Verantwortung letzten Endes an Cécile haften bleiben. Und dagegen, wieder in eine solche Rolle gegen ihren ausdrücklichen Willen von der Gesellschaft gedrängt worden zu sein, und gegen die Missachtung ihres Menschentums, die sich darin ausspricht, scheint sich Cécile durch ihren Freitod zu wehren. Ihr Selbstmord wird damit weniger zu einem Akt fatalistischer Resignation als zu einem Akt der Selbstbehauptung. Dass Cécile kein anderer Weg von der Gesellschaft offengelassen wird, wird zur Anklage gegen eine Gesellschaft, die einer Frau keinen Spielraum der Freiheit lässt“ (Mittelman 1980, S.44).

Neben der Demonstration von persönlicher Freiheit und einer Anklage gegen eine ungerechte Welt lassen sich weitere mögliche positive Anreize deuten. So kann sie durch ihren Suizid ohne gesellschaftliche Konsequenzen zum katholischen Glauben zurückkehren. Zudem kann sie sich nun offen zu dem Teil ihrer Biographie bekennen, der für die Stigmatisierung in der Berliner Gesellschaft verantwortlich war. Diese Hypothese vertritt Cordula Kahrman (1973): „Der Entschluß zu sterben gibt ihr die Freiheit, sich zu ihrer ‚Geschichte‘ zu bekennen und sie gegen den heuchlerischen Tugendstolz der Gesellschaft zu verteidigen, von dem sie sich jetzt zum erstenmal distanzieren kann“ (Kahrman 1973, S.102). Gestützt würde diese Hypothese durch einen ausdrücklichen Wunsch in Céciles Abschiedsbrief:

„Ich wünsche nach Cyrillenort übergeführt und auf dem dortigen Gemeindegelände, zur Linken der fürstlichen Grabkapelle, beigesetzt zu werden. Ich will der Stelle wenigstens nahe sein, wo die ruhen, die in reichem Maße mir das gaben, was die Welt mir verweigerte: Liebe und Freundschaft, und um der Liebe willen auch Achtung“ (215).

Sie kann nun mittels des Suizids dorthin zurückkehren, wo sie zum letzten Mal in ihrem Leben dauerhaft glücklich war. Wie lassen sich diese möglichen Anreize nun innerhalb des hier verwendeten Handlungsmodells bewerten? Alle erörterten positiven Anreize haben gemeinsam, dass sie nur in der Vorstellung konsumiert werden können, da der eigene Tod das Erleben dieser Konsequenzen unmöglich macht. Folglich kann man davon ausgehen, dass diese Anreize – in einem realistischen Handlungsmodell – nur eine geringe Rolle für Céciles Entscheidung gespielt haben.

Zusätzlich zu diesen überwiegend ‚egoistischen‘, d.h. auf persönliche Zielvorstellungen bezogenen Anreizen, lassen sich auch altruistische Anreize für die Bewertung von Céciles Suizid-

handlung ausmachen. Altruistische Anreize für eine Suizidhandlung können grundsätzlich darin bestehen, anderen Personen Vorteile zu verschaffen oder Nachteile von ihnen abzuwenden. So wäre eine mögliche Hypothese, dass Cécile ihre Person als zunehmende Belastung für ihre Umwelt empfunden hat. Diese Auffassung wird von Horst Thomé (1993) vertreten, der Céciles Suizid als Erkenntnis ihrer verhängnisvollen Anziehung interpretiert:

„Die schöne Hysterikerin offenbart endgültig die fatalen Aporien ihrer Kultur. Zur Neutralisierung ihrer Anziehungskraft muß sie aus der Gesellschaft entfernt und in einer wenn auch lieblosen Ehe festgehalten werden. Die notwendige Liebesenttäuschung führt zur Krankheit, die schöne Kranke aber, die in die Geselligkeit zurückkehrt, verfügt über jenen zusätzlichen Reiz, der das prekäre Gleichgewicht der symbolischen Rivalität zerstört. [...] Der Brief des flüchtigen St. Arnaud eröffnet als Zukunftsperspektive wieder nur das internationale Kur- und Hotelleben, bei dem sich die Dreierkonstellation des Romans jederzeit wiederholen kann. Auch in Céciles Selbstmord bringt sich die Schönheit zum Opfer, um dem Leben zu dienen“ (Thomé 1993, S.392).

In diesem Sinne könnte sie ihre Suizidhandlung gewissermaßen als Ehrenritual bewerten, durch das sie eine Schuld am Tod Gordons sühnt. In diesem Fall müsste sie annehmen, dass ein Suizid in ihrer Situation kein abweichendes Verhalten darstellt, sondern von ihrem sozialen Umfeld akzeptiert bzw. sogar gefordert wird. Weitere mögliche altruistische Anreize lassen sich aus ihrem Abschiedsbrief ableiten. So verteilt sie ihre Besitztümer so, dass beinahe ihr gesamtes näheres Umfeld von ihrem Suizid profitiert:

„*Mein Vermögen erhält meine Mutter, mein Gut St. Arnaud. Nach seinem Tode fällt es an die fürstliche Familie zurück. Ueber die Dinge, die mich täglich umgaben, bitt' ich St. Arnaud, Verfügung treffen zu wollen und bestimme meinerseits nur noch, daß die Consol-Uhr und der türkische Shawl an Marie, das Gebetbuch mit den Aquarell-Initialien an Rosa, das Opalkreuz aber, das mir beistehen soll bis zuletzt, an Sie, mein väterlicher Freund, fallen soll*“ (215).

Sie kann also durch ihren Suizid ihre Familie finanziell absichern und trägt darüber hinaus Sorge, dass St. Arnaud weiterhin sein Auskommen hat¹³⁹. Weiterhin sind in diesen Verfügungen auch die Angehörigen der fürstlichen Familie bedacht. Die restlichen Verfügungen sind eher symbolischer Natur, wobei Cécile wohl vor allem dem Hofprediger Dörffel und der Malerin Rosa Dank für ihren Beistand ausdrücken will¹⁴⁰. Wie lassen sich diese Anreize nun innerhalb des hier verwendeten Erklärungsmodells bewerten? Da diese Anreize wiederum nur in der Vorstellung erlebt werden können, kann ihnen ebenfalls nur eine geringe Wertigkeit zugespro-

¹³⁹ Es ist zwar unklar, wie groß ihr Vermögen war, es scheint jedoch recht umfangreich gewesen zu sein, da St. Arnaud, der zu ihrer Lebenszeit das Recht auf die Verwaltung innehatte, im „*Haute-Finance-Club*“ (153) am Spieltisch stets einen Platz fand. Obschon St. Arnaud der Verlust des Vermögens finanziell und emotional treffen mag, kann man nicht von einem Racheakt sprechen, da sich Cécile durch die Überlassung des Gutes in ihren Verfügungen um seine Absicherung kümmerte. Diese Verhaltensweise stimmt mit Erkenntnissen aus Auswertungen realer Abschiedsbriefe von Suizidenten (im Vergleich zu Suizidversuchern) überein: „Dabei zeigt sich, dass Selbstmörder seltener feindliche Äußerungen und Anschuldigungen gegenüber der Umwelt zum Ausdruck brachten, hingegen häufiger neutrale Anweisungen wie testamentarische Verfügungen oder gefühlsneutrale Abschiedsgrüße niederschrieben“ (Lindner-Braun 1990, S.82).

¹⁴⁰ Ob sich hinter dem Schal und der Opaluhr, die Marie erhält, ein versteckter Hinweis auf ihre Beziehung zu Gordon verbirgt, kann nur spekuliert werden. Immerhin taucht der Schal (falls es sich um denselben handelt) beim ersten gemeinsamen Spaziergang mit Gordon auf. Hier trägt Gordon den Schal für Cécile, was auch von den beiden Berlinern bemerkt wird: „*Sieh nur, schon den Shawl über'm Arm*“ (26). Die Konsoluhr taucht hingegen in der Szene auf, in der Cécile den Abschiedsbrief von Gordon erhält. Marie ist in dieser Situation anwesend und Cécile bittet sie zu bleiben: „*Geh, Ma-*

chen werden. Es ist somit davon auszugehen, dass diese Anreize die Suizid tendenz nur in einem geringen Maße verstärken und nicht allein ausschlaggebend sind.

3.2.2 Mögliche Anreize für das Weiterleben

In diesem Abschnitt soll diskutiert werden, welche Anreize Cécile mit der Vorstellung weiterzuleben verbunden haben könnte. Eine Hypothese wäre, dass sie sozusagen ‚lebensmüde‘ war, d.h. keine positiven Anreize mehr mit dem Leben verbinden konnte. Diese Annahme wird z.B. innerliterarisch durch den Hofprediger Dörffel vertreten: *„Der Ausdruck ihrer Züge war der Ausdruck derer, die dieser Zeitlichkeit müde sind“* (214). Im Rahmen des hier verwendeten Erklärungsmodells würde Lebensmüdigkeit allein allerdings nicht zu einer Suizidhandlung führen, da zwar im Hinblick auf alternative Handlungen positive Anreize nicht mehr existieren würden, jedoch auch keine negativen Anreize wahrscheinlich wären. Die Suizid tendenz wäre dann infolge der postulierten universellen Todesfurcht immer noch negativer ausgeprägt als die Alternative des Weiterlebens (Lindner-Braun 1990, S.61). Dementsprechend wäre die Hypothese einer reinen ‚Lebenssattheit‘ als Ursache für Céciles Suizid abzulehnen. Weitere handlungsbestimmende Ursachen müssen hinzugekommen sein.

Einen maßgeblichen negativen Anreiz, der das Weiterleben betrifft, stellt der Schwur dar, den Cécile nach dem ersten Duell geleistet hatte. Innerhalb der Romanhandlung erwähnt sie den Schwur zum ersten Mal in einem Gespräch mit Gordon. Nachdem dieser von ihrer Vergangenheit erfahren hat und sich einen zudringlichen Ton erlaubt, entgegnet Cécile ihm folgendermaßen:

„Und wenn ich auch durch all‘ mein Leben hin in Eitelkeit befangen geblieben bin und der Huldigungen nicht entbehren kann, die meiner Eitelkeit Nahrung geben, so will ich doch, ja, Freund, ich will es, daß diesen Huldigungen eine bestimmte Grenze gegeben werde. Das habe ich geschworen, fragen Sie nicht wann und bei welcher Gelegenheit, und ich will diesen Schwur halten und wenn ich darüber sterben sollte“ (185).

Zunächst ist also festzuhalten, dass dieser Schwur für Cécile nach eigener Aussage eine existenzielle persönliche Relevanz besitzt. Später, kurz nach dem Eklat, erfährt man Grund und Zeitpunkt des Schwures:

„Ich habe nicht den Anspruch, den andre haben. Ich will ihn aber wiederhaben, und als ich, auch ein unvergeßlicher Tag heimlich und voll Entsetzten in das Haus schlich, wo der erschossene Dzialinski lag und mich mit seinen Todtenaugen ansah, als ob er sagen wollte: >Du bist schuld<, da hab‘ ich‘ s mir in meine Seele hineingeschworen, nun, Sie wissen, was. Und ob ich in einer Welt der Eitelkeiten stecke, heut und immerdar, Eines dank‘ ich der neuen Lehre: das Gefühl der Pflicht. Und wo dies Gefühl ist, ist auch eine Kraft“ (202).

Cécile gab sich also den Schwur aus Schuldgefühl gegenüber dem erschossenen Stabsoffizier. Als Zielvorstellung enthält dieser Schwur zudem den Wunsch, ihre gesellschaftliche Stellung als ehrbare Frau wiederzuerlangen (siehe Kapitel 6.1.8). Ob sie nun den Schwur durch den Verlauf der Ereignisse als gehalten oder gebrochen ansieht, lässt sich nicht direkt erschließen. Es lassen sich jedoch im Text Hinweise finden, die zumindest darauf hindeuten, dass sie sich in

rie ... nein, bleib“ (210). Nachdem sie den Brief gelesen hat, zeigt Cécile auf die Konsoluhr und bemerkt: *„Merk die Minute ... Er ist erschossen ... jetzt“* (211).

einer starken persönlichen Konfliktsituation befand. Hierbei spielt die Situation mit Gordon am Denkmal im Harz eine zentrale Rolle (siehe Kapitel 6.4.4). Falls Cécile ihren Schwur als gebrochen ansah, so wäre dadurch ein weiterer positiver Anreiz gegeben, sich das Leben zu nehmen: Sie müsste im Falle des Weiterlebens mit dem Bewusstsein zurechtkommen, ihren Schwur gebrochen zu haben, ohne die selbstvereinbarten Konsequenzen zu tragen. Weiterhin würde die mit dem Schwur verbundene Zielvorstellung, der Anspruch, als ehrbare Frau wieder Anerkennung in der Gesellschaft zu finden, zunehmend unerreichbar erscheinen (siehe Kapitel 5.2). Diese Hypothese wird von Volker Neuhaus (2004) vertreten:

„Cécile hat ihren Kampf um die Ehre der konventionell Ehrlosen verloren und will auch kein zweites Mal einen rein äußerlichen Ehlersatz von St. Arnaud herbeischießen lassen. So fällt sie, wie sie es Gordon gegenüber angekündigt hatte, in dem Kampf, in dem sie nicht siegen konnte“ (Neuhaus 2004, S.149).

Durch die Einlösung ihres Schwures hätte sie folglich einen positiven Anreiz, die Suizidhandlung auszuführen, während ein Unterlassen dieser Konsequenz einen negativen Anreiz für das Weiterleben darstellen würde. Ein zusätzlicher starker negativer Anreiz bezüglich des Weiterlebens bestünde in der nun damit verbundenen Vergeblichkeit ihres Strebens nach der Wiederherstellung ihrer Ehre.

Weitere negative Anreize können aus den Ereignissen um Gordon abgeleitet werden. Es könnte sich z.B. schlicht um ‚Liebeskummer‘ handeln, der ein Weiterleben ohne die geliebte Person als unerträglich erscheinen lässt. Eine maßgebliche Rolle spielt jedoch auch die Frage, wer die Schuld für den Tod Gordons trägt. Ob sich Cécile hierfür die Schuld zuschreibt, ist dem Erzähltext nicht zu entnehmen. Am Morgen nach dem Eklat wird sie von St. Arnaud zur Rede gestellt, der die Frage der Verantwortlichkeit klären will:

„Aber Du kannst das uralte Frau Eva-Spiel, das Spiel der Hinhaltungen und In-Sichtstellungen über das rechte Maß hinaus gespielt haben, gerad‘ unklug und unvorsichtig genug, um mißverstanden zu werden. Liegt es so, so werd‘ ich meine schöne Cécile bitten, in Zukunft etwas vorsichtiger zu sein. Liegt es aber anders, bist Du Dir keines Entgegenkommens bewußt, keines Entgegenkommens, das ihm zu solchem Eklat und Hausfriedensbruch auch nur einen Schimmer von Recht gegeben hätte, so liegt eine Beleidigung vor, die nicht nur Dich trifft, sondern vor allem auch mich“ (205).

Cécile ahnt, dass sie sich aus dieser Situation nicht durch Schweigen oder „halbe Worte“ (205) retten kann und antwortet folgendermaßen: „Was ich zu sagen habe, ist kurz. In Thale waren wir unter Deinen Augen, und kein Wort ist gesprochen worden, das sich nicht gleichzeitig an alle Welt, an dich, an den Emeritus, an Rosa gerichtet hätte“ (205). Lügt sie? Eigentlich nein, ein falsches Wort ist ja tatsächlich nicht gefallen. Dennoch muss sie mit „Verlegenheit“ (205) an den Heimritt von Altenbrak denken. Rückblickend stellt sich für Cécile die Frage, ob sie in diesem Moment das Duell verhindern hätte können, wenn sie die Schuld für den Eklat auf sich genommen hätte¹⁴¹. Allerdings hätte sie ein direktes Schuldeingeständnis vor St. Arnaud in dieser

¹⁴¹ Es ist zu berücksichtigen, dass sie in diesem Gespräch noch unter dem Eindruck von Gordons vortägiger Beleidigung stand, wie Friedrich (1970) ausführte: „Er spricht Cécile die Fähigkeit zur Treue ab, erklärt die Unbeständigkeit zum allein beständigen an ihr und demütigt sie so in unritterlichster Weise. Es gehört zu den raffinierten psychologischen Motivierungen im Roman, daß Gordon so seinen eigenen Untergang herbeiführen hilft: Durch die Schroffheit seiner Absage, die Rigorosität seiner Verurteilung schafft er in Cécile eine seelische Gestimmtheit, die ihr am nächsten Morgen in dem Ge-

Situation möglicherweise auch zu dem Eingeständnis gezwungen, ihren Schwur gebrochen zu haben¹⁴². Cécile befindet sich folglich in einem Entscheidungsdilemma und versucht nun, beiden Seiten gleichermaßen gerecht zu werden, indem sie einerseits die Situation am Denkmal verschweigt und andererseits Gordons Verhalten als entschuldbares „Anfall“ (206) beschreibt (siehe Kapitel 6.2.4). Es bleibt zwar fraglich, ob ein Schuldeingeständnis das Duell verhindern hätte können¹⁴³. Dennoch könnten Schuldgefühle einen maßgeblichen Anreiz für ihre Suizidhandlung darstellen, wie Friedrich (1970) folgert:

„Ihre Tat entspricht also nicht der Verzweigung darüber, ganz allein schon durch ihre sinnverwirrende Ausstrahlung ihrer Person zum Anlaß des tödlich endenden Duells geworden zu sein, sondern der Erkenntnis der eigenen schuldschweren Verstrickung in Gordons Schicksal“ (Friedrich 1970, S.528).

Zugleich könnte aber nicht nur ein persönliches Schuldgefühl, sondern auch die Angst vor einer Schuldzuschreibung von außen eine maßgebliche Rolle gespielt haben. Diese These wird von Hanni Mittelmann vertreten: „Mit Entschiedenheit wehrt sich Cécile dagegen, dass ihr die Gesellschaft wiederum die Schuld am Tode eines Mannes zuschreiben will“ (Mittelmann 1980, S.43). Welche möglichen suizidbestärkenden Anreize lassen sich nun aus dem bisher Dargestellten ableiten? Liebeskummer, persönliche Schuld und die Angst vor einer Verurteilung durch das Umfeld sind allesamt starke negative Anreize bezüglich des Weiterlebens. Zudem sind diese Anreize im Falle eines Weiterlebens als sehr wahrscheinlich anzunehmen und gewinnen dadurch eine starke Relevanz.

Neben diesen negativen Anreizen, die vor allem die Ereignisse unmittelbar vor ihrer Suizidhandlung betreffen, lassen sich für Cécile weitere – bereits seit längerem bestehende – negative Anreize ausmachen. Hierzu zählen das Verharren in einer als unbefriedigend empfundenen Ehe (Kapitel 4.4.3), ihre soziale Isolation (Kapitel 6.1) in einer fremden Gesellschaft (Kapitel 6.3) und der vergebliche Versuch, Anerkennung hinsichtlich ihres Status wiederzugewinnen (Kapitel 6.1.8). Durch mögliche Alternativhandlungen, wie etwa an die Seite ihres Ehemanns zurückzukehren oder sich auf ihr Gut zurückzuziehen, könnte sie zwar einzelne negative Anreize (z.B. Schuldzuschreibungen des Umfelds) vermeiden. Dennoch erscheinen diese Alternativen in anbetracht der damit verbunden Konsequenzen als stark negativ ausgeprägt¹⁴⁴. Zudem könnte sie hierdurch negativen Anreizen wie Liebeskummer, Trauer um Gordon, Schuldgefühlen und dem Bewusstsein keine gesellschaftliche Akzeptanz mehr zu finden, nicht entkommen.

sprach mit St. Arnaud das Schweigen über ihr zumindest mißverständliches Verhalten Gordon gegenüber erleichtert. Ihr Schweigen ist nur vor dem Hintergrund seines rücksichtslosen Sprechens denkbar“ (Friedrich 1970, S.530).

¹⁴² Diese Deutung geht von der Vorannahme aus, dass Cécile ihren Ehemann von dem Schwur unterrichtet hatte.

¹⁴³ So schreibt St. Arnaud in seiner Duellforderung: „*Ueber den Doppel-Besuch [...] bin ich unterrichtet worden, übrigens nicht durch Frau v. St. Arnaud selbst, die vielmehr [...] in einem eben mit mir gehaltenen Gespräche nicht Ihre Anklägerin, sondern Ihre Vertheidigerin gemacht hat. Aber gerade diese Vertheidigung richtet Sie*“ (208).

¹⁴⁴ Mit der Rückkehr an die Seite von St. Arnaud wäre ein weiteres Verharren in einer unbefriedigenden Ehe und ein vorläufiges Leben in Hotels verbunden. Hierbei bestünde die Gefahr, daß sich Situationen wie mit Gordon abermals wiederholen könnten. Ein Rückzug auf ihr Gut verspräche lediglich Schutz vor Anschuldigungen des Umfelds, böte aber keinerlei Entkommen vor eigenen Schuldgefühlen, Trauer und Liebeskummer. Zudem wäre hiermit ein Leben in relativer Einsamkeit verbunden.

3.3 Zusammenfassung

Bewertet man die verschiedenen möglichen Anreize für Tod oder Weiterleben, so ergibt sich, dass sowohl der Suizid als auch die Alternative des Weiterlebens negativ ausgeprägt sind. Der Suizid bietet allerdings die Möglichkeit, noch unangenehmeren Folgen des Weiterlebens aus dem Weg zu gehen. Die negative Handlungstendenz zum Suizid ergibt sich vorwiegend aus der Furcht vor dem Tod. In geringerem Maße wirken auch religiöse und persönliche Einstellungen abschreckend, die aber durch Rationalisierungen vermindert werden können. Suizidbestärkend könnte Cécile mit ihrer Handlung positive Vorstellungen verbinden, wie z.B. die Demonstration eigener Würde oder altruistische Ziele für ihre Angehörigen. Dennoch sind diese Anreize nur als geringfügig ausschlaggebend zu bewerten, da ihre Konsequenzen nicht mehr erlebt werden können. Weil der Suizid somit eine insgesamt negativ bewertete Handlung darstellt, muss der wesentliche Grund für Céciles Suizidhandlung in der abschreckenden Vorstellung des Weiterlebens liegen. Hierfür konnten aus dem Erzähltext zahlreiche mögliche negative Anreize abgeleitet werden: das Bewusstsein ihren Schwur gebrochen zu haben, Liebeskummer, Trauer um Gordon, Schuldgefühle, Angst vor Verurteilungen des Umfelds, das Scheitern des Versuches ihren Ehranspruch wiederherzustellen, das Verharren in einer unglücklichen Ehe und ihre soziale Isolation in einer fremden Gesellschaft. Diese Anreize sind stark persönlich relevant und müssten im Falle des Weiterlebens mit hoher Gewissheit erlebt werden. Gemessen an diesen möglichen Anreizen konnte der abgeleitete singuläre Satz weitestgehend bestätigt werden. Im folgenden Kapitel soll nun der Frage nachgegangen werden, warum die Vorstellung des Weiterlebens für Cécile so negativ besetzt ist.

4 Die Motivationsstruktur: Welche Ursachen bestimmt Cécile für zentrale Ereignisse und welche Ansprüche stellt sie an ihr Leben?

Innerhalb des hier verwendeten Erklärungsmodells entsteht eine Suizid tendenz dadurch, dass ein Weiterleben als unerträglich empfunden wird. Das Leben in seiner Gesamtheit wird folglich durch eine gewisse Ausweglosigkeit geprägt. Empirisch konnten jedoch objektive Not-situationen, wie z.B. Armut oder Krankheit, als Ursache ausgeschlossen werden. Daher erklärt Lindner-Braun (1990) diese Ausweglosigkeit durch eine spezifische subjektive Wahrnehmung, nämlich eine negative Wert-Erwartungs-Haltung eines Individuums. Eine negative Wert-Erwartungs-Haltung kennzeichnet sich durch zwei Faktoren: eine negative Affektbilanz und eine negative generalisierte Erwartungshaltung. Eine negative Affektbilanz kann als eine An-sammlung überwiegend negativer Erfahrungen einer Person beschrieben werden, die in der Folgezeit dazu verleitet, dass diese Person zunehmend nur noch negative Anreize in ihrer Um-welt wahrnimmt oder erlittene Misserfolge stetig nacherlebt. Eine negative generalisierte Er-wartungshaltung bezeichnet den Umstand, dass wahrgenommene negative Anreize als sehr wahrscheinlich wahrgenommen werden. Sie erscheinen als kaum vermeidbar, während positive Anreize als sehr unwahrscheinlich gelten, d.h. kaum erreichbar scheinen.

Ziel dieses Kapitels ist die Untersuchung von Céciles Motivationsstruktur. Um die allgemeine Motivation¹⁴⁵ der Figur zu erfassen, werden die Motive in zwei Komponenten aufgeteilt: das Kausalprinzip und das Moralprinzip. Das Kausalprinzip beschreibt die Ursachensuche für Erfolg und Misserfolg, während das Moralprinzip ein gewisses Niveau der Zielvorstellungen in Vergleich zu den vorhandenen Mitteln einer Person darstellt. Mithilfe dieses analytischen Repertoires soll nun erfasst werden, auf welche Weise Cécile zentrale Ereignisse erklärt und welche Ansprüche sie an ihr Leben stellt.

4.1 Analytischer Rahmen: Kausalattributionen

Eine wesentliche Notwendigkeit für menschliches Verhalten ist die Suche nach den Ursachen von Ereignissen. Diese Suche kann als ein systematisches – wenn auch bisweilen fehlerhaftes – Testen und Verwerfen von Hypothesen angesehen werden. Da soziale Situationen oft mehrdeutig sind, können für objektiv gleiche Ereignisse unterschiedliche Ursachen bestimmt werden. **Kausalattributionen** stellen in diesem Kontext mehr oder weniger dauerhafte Interpretations-

¹⁴⁵ Ein Motiv kann nach Schmalt/Sokolowski (2004) definiert werden als eine Bewertungsvoreingenommenheit, „die einem Reizereignis eine Bedeutung – einen Verlockungs- oder Bedrohungscharakter – verleiht, um dadurch einen Motivationsprozess beginnend bei der Zielbildung einzuleiten. (Die entstehende) ... Motivation umfasst sowohl automatische als auch bewusste Vorgänge, die auf einen Wechsel von vorherrschender zu antizipierter Emotionslage beruhen. Motivation beschreibt die Gesamtheit aller inneren und äußeren Bedingungsfaktoren, die für die Zielgenerierung, Energetisierung, selektive, zielbezogene Informationsverarbeitung und Steuerung (Kontrolle) des Erlebens und Verhaltens verantwortlich sind“ (Heckhausen 2006, S.198).

schemata oder Hypothesen dar, welche von Personen häufig zur kausalen Erklärung von Ereignissen angewendet werden. Als Dimensionen der Kausalattribution werden im Rahmen dieses Ansatzes vorwiegend die Lokalisierung und die Stabilität von Ursachenerklärungen verwendet. Die Dimension Stabilität beschreibt, ob eine Ursache auf stabile oder variable Faktoren zurückgeführt wird. Lokalisierung kennzeichnet die Zuschreibung auf internale oder externale Faktoren.

Stabilität / Lokalisierung	Internal	External
Fix	Fähigkeit	Aufgabenschwierigkeit
Variabel	Anstrengung	Zufall/Glück

Eine weitere mögliche Dimension der Kausalattribution stellt die Kontrollierbarkeit dar. Kontrollierbarkeit fragt danach, ob der Ursachenfaktor nach Auffassung des Handelnden kontrolliert werden konnte oder ob er sich der Kontrolle des Handelnden entzog (Heckhausen 2006, S.358). Die jeweilige Ursachenbestimmung hat für den Handelnden unterschiedliche kognitive und affektive Konsequenzen. Die kognitiven Konsequenzen einer Ursachenbestimmung sind Erwartungen bezüglich zukünftiger Erfolge bzw. Misserfolge und stellen damit die Ausprägung der Wahrscheinlichkeiten dar, mit der Anreize erwartet werden. Es wird hierbei angenommen, dass stabile Ursachenerklärungen die allgemeine Erwartungshaltung einer Person in höherem Maße beeinflussen als variable Ursachenerklärungen. Für die kognitiven Wirkungen von Kausalattributionen gilt daher folgende **Gesetzeshypothese**:

„Stabile Kausalattributionen - z.B. Fähigkeit bzw. Aufgabenschwierigkeit - beeinflussen nachfolgende generalisierte Erwartungen stärker als variable Kausalattributionen, z.B. Anstrengung bzw. Zufall“ (Lindner-Braun 1990, S.132).

Die affektiven Konsequenzen einer Ursachenerklärung äußern sich in Gefühlen wie Zuversicht oder Hoffnungslosigkeit. Die Stärke der jeweiligen Affekte ist abhängig von der jeweiligen Ursachenbestimmung. So wird ein Erfolg (Misserfolg), der auf die eigene Fähigkeit zurückbezogen wird, höhere positive (negative) Affekte auslösen, als wenn er durch Glück oder Zufall erklärt werden würde. Für die affektiven Wirkungen von Kausalattributionen gilt daher folgende

Gesetzeshypothese:

„Bei der Attribuierung von Misserfolg bzw. Erfolg auf internale Faktoren - z.B. Fähigkeit bzw. Anstrengung - werden stärkere und anhaltendere negative bzw. positive Affekte ausgelöst als bei der Attribuierung von Misserfolg bzw. Erfolg auf externale Faktoren, z.B. Zufall bzw. Aufgabenschwierigkeit. Es besteht eine Tendenz zur stärkeren Affektwirkung bei stabilen und internalen Kausalattributionen (Fähigkeit) im Vergleich zu variablen und internalen Kausalattributionen (Anstrengung)“ (Lindner-Braun 1990, S.136).

Suizidenten kennzeichnen sich nach Lindner-Braun durch ein ganz bestimmtes Ursachenerklärungsmuster. Es handelt sich um spezifische asymmetrische Kausalattributionen: Misserfolg wird überwiegend durch stabile und internale Faktoren erklärt, Erfolg überwiegend durch variable und externale Faktoren. Diese asymmetrischen – und eigentlich logisch inkonsistenten – Ursachenerklärungen verursachen negative kognitive und affektive Konsequenzen. Diese werden besonders dann wirksam, wenn eine Person temporär überwiegend Misserfolge erlebt.

Die kognitiven Konsequenzen bedingen eine zunehmend pessimistische Perspektive, d.h. eine ‚negative generalisierte Erwartungshaltung‘, die die Misserfolgswahrscheinlichkeit von Handlungsalternativen zum Suizid begünstigt. Infolge der affektiven Konsequenzen werden zudem stetig negative Affekte angesammelt. Dies gilt selbst bei einer ausgeglichenen Erfolgs- und Misserfolgsrate, da positive Erfahrungen – infolge der ungünstigeren Zuschreibung – negative Erfahrungen nicht mehr ausgleichen können. Daraus resultiert eine ‚negative Affektbilanz‘, die die Wahrnehmung negativer Anreize begünstigt. Eine Person, die ein solches Erklärungsmuster dauerhaft verwendet, gerät zunehmend in einen Prozess negativer Selbstregulierung. Das verfügbare Verhaltensrepertoire wird kontinuierlich reduziert und Perspektiven der Aussichtslosigkeit werden verstärkt, da zunehmend nur noch negative Anreize kognostiziert werden und positive Anreize als zunehmend unwahrscheinlich empfunden werden. Als **Gesetzeshypothese** für eine solche asymmetrische Kausalattribution gilt daher:

„Wenn Misserfolg häufig auf stabile und/oder internale Ursachenfaktoren und Erfolg häufig auf variable und/oder externale Ursachenfaktoren zurückgeführt wird, dann bilden sich stärkere negative Erwartungen und ausgeprägtere negative Affektbilanzen als bei der Attribuierung von Misserfolg auf variable und/oder externale Ursachenfaktoren und von Erfolg auf stabile und/oder internale Ursachenfaktoren“ (Lindner-Braun 1990, S.138).

Ziel der folgenden literarischen Beobachtung ist die Erklärung (**Explanandum**), warum Cécile bezüglich des Weiterlebens eine negative Wert-Erwartungs-Haltung besitzt. Dies soll durch die allgemeine Gesetzeshypothese für asymmetrische Kausalattributionen (**Explanans**) erklärt werden:

Gesetz: Wenn Misserfolg häufig durch stabile und/oder internale Ursachenfaktoren erklärt wird und Erfolg häufig durch variable und/oder externale Ursachenfaktoren erklärt wird, dann entwickelt eine Person eine negative Wert-Erwartungs-Haltung.

Singulärer Satz: Cécile erklärt Misserfolge häufig durch stabile und/oder internale Faktoren und Erfolge häufig durch variable und/oder externale Faktoren.

Explanandum: Cécile entwickelt eine negative Wert-Erwartungs-Haltung.

Konkret soll in der folgenden literarischen Beobachtung untersucht werden, auf welche Weise Cécile zentrale Erfolgs- und Misserfolgserlebnisse in ihrem Leben deutet und inwiefern diese Deutungen mit einer asymmetrischen Kausalattribution übereinstimmen.

4.2 Literarische Beobachtung: Céciles Ursachenerklärungen

Ein wesentliches Misserfolgserlebnis in Céciles Biographie stellt der Duelltod des Staboffiziers Dzialinski dar. Aus ihrem Geständnis gegenüber Gordon erfährt man, dass sie nach dem Duell in das Haus schlich, wo man den erschossenen Offizier aufgebahrt hatte. Im Angesicht seiner ‚*Todtenaugen*‘ (202) assoziiert sie, dass der Tote ihr die Schuld für dieses Ereignis zuschreibt: ‚*als ob er sagen wollte: >Du bist schuld<*‘ (202). Zunächst kann man also feststellen, dass Cécile in diesem Falle eine internale Ursachenzuschreibung wählt, also ihre Person als Auslöser für die Geschehnisse ansieht. Es wäre in dieser Situation für sie durchaus auch möglich, andere Ursachen zu bestimmen. So hätte sie die Ereignisse beispielsweise als Resultat einer un-

menschlichen Duellkultur, bedingt durch das rigide Ehrverständnis von St. Arnaud, oder auch einfach als tragisches Unglück interpretieren können. Dadurch aber, dass sie anstatt solcher externaler Ursachen ihre eigene Person als maßgeblichen Auslöser ansieht, trifft sie der Schrecken der Situation umso härter. Folglich werden stärkere und anhaltendere negative Affekte gebildet. Diese negativen Affekte beschreibt Cécile mit dem vorherrschenden Gefühl der Schuld, das sie seit diesem Tage begleitet. So klagt sie gegenüber Gordon: *„Ich habe genug Schuld genug gesehen“* (185). Schuldgefühle jedoch entstehen attributionstheoretisch nur dann, wenn man negative Ereignisse auf durch die eigene Person kontrollierbare Ursachen zurückführt (Heckhausen 2006, S.385). Es kann daher angenommen werden, dass Cécile zumindest subjektiv die Überzeugung hatte, der Tod des Staboffiziers wäre durch ein mögliches eigenes alternatives Handeln zu verhindern gewesen. Damit verbunden ist die Annahme, dass sie ihre mangelhafte Integration in ihr neues Umfeld selbst zu verschulden hat. Aus dieser Ursachenerklärung leitet Cécile nun eine maßgebliche Verhaltenskonsequenz für ihr weiteres Leben ab: Sie gibt sich den Schwur, womit sie diese persönliche Schuld tilgen und zugleich eine Rehabilitation in ihrem Umfeld erreichen will (siehe Kapitel 6.1.8).

Weitere negative Erfahrungen hinsichtlich ihrer Integration in die Berliner Gesellschaft macht Cécile infolge ihres Bildungsdefizits. Es lassen sich zahlreiche Belege im Erzähltext auffinden, dass ihre Bildung nicht den Ansprüchen ihres Umfelds entspricht. So kennt sie beispielsweise den Namen der zeitgenössischen Malerin Rosa Bonheur nicht (29) und auch der Name Klopstock scheint ihr nicht viel zu sagen (46).

„[Sie] that freundliche, wohlgemeinte Fragen, die reizend gewesen wären, wenn sich nicht, bei mancher überraschender Kenntniß im Einzelnen, im Ganzen genommen, eine noch verwunderlichere Summe von Nicht-Wissen darin ausgesprochen hätte“ (28).

Dabei ist ihr sehr wohl bewusst, dass diese Bildungselemente in ihrem Umfeld eine große Rolle spielen. So äußert sie gegenüber Gordon: *„Ich hab’ es wohl bemerkt. Alle Preußen sind so conventionell in Bildungssachen“* (88). Zunächst externalisiert sie folglich die Ursache für ihr Bildungsdefizit. Zugleich wird sie jedoch von ihrem Ehemann aufgefordert, sich mehr um solches Wissen zu kümmern, wobei St. Arnaud hiermit weniger ein persönliches Bildungsideal als vielmehr die Forderungen der gesellschaftlichen Repräsentation verbindet:

„Meinem persönlichen Geschmacke nach brauchen Damen überhaupt nichts zu wissen. Und jedenfalls lieber zu wenig als zu viel. Aber die Welt ist nun mal wie sie ist, auch in diesem Stück, und verlangt, daß man dies und jenes wenigstens dem Namen nach kenne“ (39).

Wie verortet Cécile nun das ihr zugesprochene Bildungsdefizit und die Möglichkeit, daran etwas zu ändern? In einem Gespräch zu Gordon bekennt sie: *„Sie wissen am besten, daß ich nichts weiß. Und nun bin zu alt zum Lernen. Nicht wahr, viel zu alt?“* (155). Diese Aussage weist darauf hin, dass Cécile für ihr Bildungsdefizit eine internale und stabile Ursache annimmt, wodurch eine Veränderung außerhalb ihrer eigenen Kontrollmöglichkeit liegt. Ähnlich verhält es sich in ihrem Vergleich mit der künstlerischen Tätigkeit von Rosa Hexel. Während Rosa durch ihre Beschäftigung mit der Malerei die Möglichkeit hat, intrinsische Anreize jenseits ihres Umfelds wahrzunehmen, bleibt Cécile diese Möglichkeit subjektiv verschlossen. So erfährt man durch den Erzähler, dass Cécile sich beim Betrachten von Rosas Bildern selbst die Fähigkeit abspricht, ähnliches zu vollbringen, obwohl sie durchaus Interesse für künstlerische Tätigkeiten

zu besitzen scheint: „*Cécile war entzückt, verklagte sich ihrer argen Talentlosigkeit halber, unter der sie zeitlebens gelitten*“ (28).

Wie werden nun positive Erfahrungen durch Cécile gedeutet? Innerhalb der Gegenwarts-handlung können die Erlebnisse im Harz und damit insbesondere die Begegnung mit Gordon als positive Erfahrungen bestimmt werden. In einem Gespräch mit St. Arnaud erklärt sie, warum sie sich hier so wohl fühlt:

„Ach, Pierre, wir hätten uns statt der großen Stadt einen stillen Platz suchen sollen, da wär' uns manch Bitteres erspart geblieben. Einen stillen Platz, oder lieber gleich ein paar, um mit ihnen wechseln zu können. Wie leicht und gefällig macht sich hier das Leben. Und warum? Weil sich be-ständig neue Beziehungen und Anknüpfungen bieten. Das ist noch der Vorzug des Reiselebens, daß man den Augenblick walten und überhaupt alles gelten läßt, was einem gefällt“ (65).

Die Ursache der schönen Erlebnisse wird folglich durch Cécile externalisiert, d.h. sie sind im Wesentlichen durch einen Wechsel des Umfelds bedingt. Auch ihr anfänglich noch so gutes Verhältnis zu Gordon sieht sie lediglich durch äußere Umstände verursacht, wie sie dem Hof-prediger Dörffel gesteht:

„Die mir jetzt zurückliegenden glücklichen Tage, welchem Umstande verdank' ich sie? Doch nur dem, daß er, den Ihre Güte mir zum Freunde geben möchte, sieben Jahre lang draußen in der Welt war und ein Fremder in seiner Heimath geworden ist. Er weiß nichts von der Tragödie, die den Namen St. Arnaud trägt und weiß noch weniger von dem, was zu dieser Tragödie geführt hat“ (147).

Dadurch, dass sie Gordons Zuneigung allein durch seine Unkenntnis erklärt, nimmt sie sich auch die Möglichkeit, diesen selbst über ihre Vergangenheit aufzuklären (siehe Kapitel 6.1.6). Sie müsste aufgrund ihrer Auffassung damit rechnen, dass Gordon sie unmittelbar zurückweisen würde. Andere Kontakte, die sie z.B. in ihrem Berliner Umfeld wahrnehmen kann, werden von ihr ebenfalls als wenig stabil und dauerhaft wahrgenommen: „*Nun denn, die Gesellschaft hat mich in ihren Bann gethan, ich seh' es und fühl' es, und so leb' ich denn von der Gnade derer, die meinem Hause die Ehre anthun. Und jeden Tag kann diese Gnade zurückgezogen werden*“ (202). Unabhängig davon, wie gerechtfertigt diese Einschätzungen von Cécile sind (siehe Kapitel 6.1) – sie haben zur Folge, dass positive Erfahrungen sich kaum verbessernd auf ihre Affektbilanz auswirken können. Positive Erlebnisse erscheinen äußerlich verursacht und somit der eigenen Kontrolle und Gestaltung entzogen. Zudem kann Cécile aufgrund dieser Ursachenbestimmung nur eine geringe Erwartungshaltung dahingehend entwickeln, in Zukunft solch positive Erlebnisse zu erreichen.

4.3 Analytischer Rahmen: Anspruchsniveaupräferenzen

Neben dem Kausalprinzip wurde das Moralprinzip als zweite Komponente der Motive bestimmt. Das Moralprinzip entspricht den Anspruchsniveaupräferenzen. Sie beschreiben die Vorliebe für Zielvorstellungen, die gemessen an den eigenen Möglichkeiten, diesen entweder entsprechen können oder davon abweichen. Das Anspruchsniveau kann daher folgendermaßen definiert werden:

„Unter Anspruchsniveau [...] wird im folgendem die Präferenzen für eine Klasse von Anreizen verstanden, die durch den Schwierigkeitsgrad bzw. die Wahrscheinlichkeit für die Realisierung dieser Aufgabe bzw. Anreizklasse charakterisiert werden“ (Lindner-Braun 1990, S.185).

Ein unrealistisches bzw. abweichendes Anspruchsniveau kennzeichnet sich durch zu hohe oder zu niedrige Zielvorstellungen. Eine maßgebliche Konsequenz eines unrealistischen Anspruchsniveaus ist die Zielerreichungsdiskrepanz. So ist bei zu hohen Anspruchsniveaupräferenzen Misserfolg vorprogrammiert, da Ziele verfolgt werden, die eigentlich über den eigenen Möglichkeiten liegen. Verbunden mit einer ungünstigen Kausalattribution verstärkt sich somit die generelle Wert-Erwartungs-Haltung. Hinzu kommt, dass die Lösung schwieriger und die Lösung leichter Aufgaben unterschiedliche Affekte auslösen. Der Ärger über eine schwierige, aber misslungene Aufgabe begünstigt die Ansammlung negativer Affekte, während die Freude über eine leichte, aber gelöste Aufgabe durch deren Trivialität gemindert wird. Zugleich ist bei dem Scheitern an einer sehr leichten Aufgabe mit umso stärkeren negativen Affekten zu rechnen. Sowohl zu hohe als auch zu niedrige Anspruchsniveaupräferenzen bedingen daher längerfristig eine progressive Verstärkung negativer Handlungstendenzen. Als generelle **Gesetzeshypothese** für unrealistische Anspruchsniveaupräferenzen gilt daher:

„Bei hohen bzw. niedrigen Anspruchsniveaupräferenzen bilden sich wahrscheinlicher eine negative oder weniger günstige Affektbilanz und generalisierte negative bzw. nur wenig ausgeprägte generalisierte positive Erwartungen als bei Präferenzen für ein mittleres Anspruchsniveau. Die Induzierung einer negativen Wert-Erwartungs-Bilanz wird gleichfalls nach diesen ungünstigen oder zu schwach ausgeprägten affektiven und kognitiven Selektionsinstanzen beeinflusst“ (Lindner-Braun 1990, S.206).

Ziel der folgenden Analyse ist die Erklärung (**Explanandum**), warum Cécile bezüglich des Weiterlebens eine negative Wert-Erwartungs-Haltung besitzt. Dies soll durch die allgemeine Gesetzeshypothese für unrealistische Anspruchsniveaupräferenzen (**Explanans**) erklärt werden:

Gesetz: Wenn bei einer Person zu hohe bzw. zu niedrige Anspruchsniveaupräferenzen vorhanden sind, dann bildet sich eine negative Wert-Erwartungs-Haltung aus.

Singulärer Satz: Cécile hat zu hohe oder zu niedrige Anspruchsniveaupräferenzen.

Explanandum: Cécile entwickelt eine negative Wert-Erwartungs-Haltung.

Innerhalb der literarischen Beobachtung soll nun untersucht werden, ob Cécile zu hoher oder zu niedrige Ansprüche hat, bezogen auf die Mittel und Möglichkeiten, die ihr zur Verfügung stehen.

4.4 Literarische Beobachtung: Céciles Anspruchshaltung

Die Analyse von Céciles Anspruchsniveaupräferenz konzentriert sich innerhalb der folgenden literarischen Beobachtung auf die drei zentralen Bereiche Leistung, Macht und Affiliation.

4.4.1 Céciles Zielvorstellungen hinsichtlich Leistung

Welche Zielvorstellungen hat Cécile in Bezug auf leistungsorientierte Anreize¹⁴⁶? Zunächst ist allgemein festzuhalten, dass es Cécile im zeitgenössischen Kontext weitestgehend verwehrt war, berufliche Aktivitäten auszuüben (siehe Kapitel 6.3.8). Dennoch hätte sie sehr wohl die Möglichkeit gehabt, anderweitige Aktivitäten zu entfalten, z.B. sich wie Rosa der Malerei zu widmen oder Ausflüge wahrzunehmen. Sie zeigt sich jedoch – vor allem am Anfang der Gegenwartshandlung – äußerst ablehnend gegenüber jeglichen Aktivitäten. So klagt sie beim Anblick der Roßtrappe: „*Müssen wir hinauf?*“ (12) oder sagt zu Gordon: „*Sie sind zweifellos ein Bergsteiger, also enragiert für große Partien, während ich vorhabe, mir noch auf Wochen hin an unserem Balkon und der Parkwiese genügen zu lassen*“ (22). Und selbst wenn sie sich auf einen Ausflug einlässt, drängt sie auf möglichst wenig Aktion: „*Jetzt aber das Programm, Herr von Gordon. Versteht sich, nicht zu lang, nicht zu viel!*“ (41). Auch der Erzähler beschreibt Céciles Verhalten als überwiegend passiv und in sich gekehrt: „*Cécile selbst brach einige von den Blüthenzweigen ab und sah dann abwechselnd auf Berg und Wiese, ganz einer träumerischen Stimmung hingegeben, in der sie sich augenscheinlich ungern gestört fühlte*“ (11). Zudem bekundet er einen „*Mattigkeitsausdruck ihrer Züge*“ (7) und vermutet, dass ein „*apathisches Träumen ihr [...] am meisten zusage*“ (8). Abgesehen davon, dass sie infolge ihrer Kränklichkeit wohl in ihren Kräften eingeschränkt ist¹⁴⁷, zeugen die folgenden Ereignisse doch von einer ausreichenden Verfassung für viele Aktivitäten. Auch in Bezug auf ihr Bildungsniveau zeigt sie nur einen sehr geringen Antrieb. Im Gegensatz zu Rosa, die, „*nach Art aller Berlinerinnen, am Lerntrieb litt und nie genug hören oder sehen konnte*“ (41), wird sie vom Erzähler als lediglich an persönlichen Themen interessierte Person beschrieben:

„*Sie nickte zustimmend und abgesspannt, wie fast immer, wenn irgend etwas, das nicht direkt mit ihrer Person oder ihren Neigungen zusammenhing, eingehender besprochen wurde. Sie wechselte deshalb rasch den Gesprächsgegenstand*“ (39f).

Trotz negativer Reaktionen ihres Umfelds entwickelt sie keine größeren Anstrengungen diesem Makel abzuwehren. So kann sie nicht als gänzlich bildungsfern beschrieben werden, nach Gordons Einschätzung spricht sie „*gut französisch (recht gut) und versteht ein Weniges von Musik*“ (60), d.h. es läge durchaus in ihrer Möglichkeit, sich in entsprechenden kommunikativen Situa-

¹⁴⁶ Ein Leistungsmotiv kann allgemein definiert werden als „Bestreben, die eigene Tüchtigkeit in all jenen Tätigkeiten zu steigern oder möglichst hoch zu halten, in denen man einen Gütemaßstab für verbindlich hält und deren Ausführung deshalb gelingen oder misslingen kann“ (Heckhausen 2006, S.129).

¹⁴⁷ So gibt der Erzähler nach dem Ausflug auf die Roßtrappe die Information: „[...] *nichtdestoweniger rächte sich, als sie wieder auf ihrem Zimmer war, das Maaß von Ueberanstrengung, und ihren Hut bei Seite werfend, streckte sie sich auf eine Chaise longue, nicht schlaf-, aber ruhebedürftig*“ (38).

tionen einigermaßen erfolgreich zu behaupten. Allerdings fehlen ihr – vor allem aufgrund mangelnden Interesses – die entsprechenden Wissensbestände, um an bildungsaffinen Konversationen ihres Umfelds teilnehmen zu können. In solchen Situationen wendet sie sich zumeist ab oder versucht das Gesprächsthema zu wechseln. Als Beispiel kann hierfür die gemeinsame Betrachtung der Kunstmappe von Rosa Hexel herangezogen werden: „>Gewiß<, sagte Cécile, von Herzen froh, daß endlich ein Wort gefallen war, das sie der unheilvollen Mappe sammt daran anknüpfenden kunstästhetischen oder gar erdbeschreiblichen Betrachtungen entzog“ (33). Insgesamt stimmen diese Beobachtungen mit der Hypothese überein, dass Cécile bezüglich leistungsbezogenen Aktivitäten ein eher zu geringes Anspruchsniveau hinsichtlich ihrer vorhandenen Möglichkeiten besitzt und zumeist darauf bedacht ist, damit verbundene Situationen zu meiden.

4.4.2 Céciles Zielvorstellungen hinsichtlich Macht

Welche Zielvorstellungen vertritt Cécile bezüglich macht- bzw. statusbasierten Anreizen¹⁴⁸? Positive machtbezogene Anreize werden mit einem Gefühl der Stärke verbunden und beinhalten das Bestreben andere zu beeinflussen, während negative Anreize Furcht vor Schwachheit und Demütigung auslösen. Um Macht ausüben zu können oder dem Einfluss anderer Einhalt zu gebieten, bedarf ein Individuum bestimmter Machtquellen oder Ressourcen, die sich bspw. anhand gewisser Statusmerkmale festmachen lassen¹⁴⁹. Im Folgenden soll nun diskutiert werden, welche Ansprüche Cécile bezüglich solcher Anreize vertritt bzw. welche Ressourcen ihr für die Erreichung oder Vermeidung solcher Anreize zur Verfügung stehen. Grundsätzlich lässt sich für Cécile eine überwiegend negative Wahrnehmung ihres Status in der Gesellschaft feststellen. So klagt sie gegenüber Gordon: „*Ich habe nicht den Anspruch, den andere haben. Ich will ihn aber wieder haben*“ (202). Aus dieser Aussage lässt sich ableiten, dass sie mit ihrer Stellung in der Rangordnung der Gesellschaft unzufrieden ist, d.h. sie leidet unter der fehlenden Wertschätzung ihres Umfelds. Verbunden hiermit ist die Wahrnehmung überwiegend negativer Anreize, die Furcht vor Spott, Demütigung und Dominierung durch andere auslösen. Als Beleg hierfür kann eine Aussage Céciles herangezogen werden: „*[E]s ist soviel Spott um mich her, Spott, den ich nicht mag und den ich oft nicht einmal verstehe*“ (185). Die Ursache für diese fehlende Wertschätzung sieht sie in ihrer Vergangenheit und in den auf das erste Duell (202) folgenden Ereignissen, für die sie sich letztendlich selbst die Schuld zuschreibt. Der Auslöser der Duellforderung war eine Mitteilung Dzialinskis, der St. Arnaud – seitens des Offizierskorps – darauf hinwies, dass eine Verlobung mit Cécile „*nicht wohl angänglich sei*“ (171). Folglich wurde Cécile, bedingt durch ihre ehemalige Stellung als Maitresse am Fürstenhof, die normative Berechtigung abgesprochen, einen Mann wie St. Arnaud zu heiraten (siehe Kapitel 6.2.5). Nach dem Duell gibt sich Cécile den Schwur, von nun an dem „*Gefühl der Pflicht*“ (202) zu leben.

¹⁴⁸ Macht bedeutet nach Max Weber „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“ (zitiert nach Heckhausen 2006, S.213).

¹⁴⁹ French und Raven (1974) entwickelten eine Taxonomie von sechs Machtquellen: Belohnungsmacht, Zwangs- oder Bestrafungsmacht, Legitimierte Macht, Vorbildmacht, Expertenmacht und Informationsmacht (Heckhausen 2006, S.213).

Welche konkreten Pflichten – jenseits von Reue und Buße für den Tod von Dzialinski – mit dem Schwur verbunden sind, wird jedoch nicht explizit erwähnt. Cécile äußert lediglich gegenüber Gordon: „*[I]ch will es, daß diesen Huldigungen eine bestimmte Grenze gegeben werde*“ (185). Man kann aber aus dieser Aussage die indirekte fiktionale Wahrheit ableiten, dass Cécile sich durch den Schwur verpflichtet hat, sich von ihrer ehemaligen Rolle als Maitresse zu distanzieren und von nun an die Rolle einer ehrbaren Frau zu leben – also genau den Anspruch zu erfüllen, der ihr zuvor abgesprochen wurde. Da sie mit dieser Zielvorstellung des Schwurs die (Wieder-)Anerkennung als ehrbare Frau durch ihr neues Umfeld verbindet, lässt sich schlussfolgern, dass sie zumindest anfänglich daran glaubte, dies durch ihr eigenes Verhalten bewerkstelligen zu können. Wie realistisch ist es nun für Cécile, gemessen an ihren Möglichkeiten, diesen Status zurückzuerhalten? Zunächst ist festzustellen, dass sich Cécile nun in einem Umfeld befindet, in dem die Stellung einer (ehemaligen) Maitresse anders als im Milieu des Fürstenhofes negativ sanktioniert wird. Dennoch hält sie den hohen Anspruch auf eine ähnliche Anerkennung wie am Fürstenhof aufrecht. Hierbei zeigt sich, dass bei unrealistischen Anspruchsniveaupräferenzen das Problem weniger darin besteht, permanent mehr zu wollen, sondern relativ unflexibel auf neue Situationen zu reagieren. Trotz eines geringeren Mittelpotentials, d.h. geringeren soziostrukturellen Möglichkeiten, Anerkennung zu finden, wird ein hoher Anspruch weiterhin aufrechterhalten. Eine realistische Strategie für Cécile wäre es gewesen, sich infolge erfahrener Misserfolge bezüglich ihrer hohen Zielvorstellung leichteren Aufgaben zuzuwenden. Sie hätte in diesem Falle akzeptieren müssen, dass eine vollständige Anerkennung ihrer Person und Vita innerhalb des Berliner Milieus nicht möglich ist, und sich damit begnügen können, Anerkennung von einzelnen relevanten Personen zu bekommen. Eine solche partikuläre Anerkennung liegt durchaus innerhalb ihrer Möglichkeiten, wie beispielsweise ihre Beziehungen zu dem Hofprediger Dörffel und der Malerin Rosa Hexel aufzeigen. Dadurch aber, dass Cécile bis zuletzt den Anspruch auf allgemeine gesellschaftliche Anerkennung verfolgt, hat sie mit bestimmten negativen Konsequenzen zu rechnen. Einerseits mit Misserfolgserlebnissen bezüglich ihrer Zielvorstellung, andererseits mit negativen Anreizen, die sich aus wahrgenommenen Demütigungen und Herabsetzungen ihrer Person durch ihr Umfeld ergeben.

Welche Ressourcen stehen Cécile zur Verfügung, solche Demütigungen abzuwehren? Als maßgeblichen Schutz vor direkten Herabwürdigungen ihrer Person kann man ihren Status als Ehefrau von St. Arnaud bestimmen. So entgegnet sie Gordon, als dieser sich ihr nach dem Eklat in der Oper erneut ungebührlich nähert: „*Und so hören Sie denn, ich bin nicht schutzlos. Ich beschwöre Sie, zwingen Sie mich nicht, diesen Schutz anzurufen, es wäre Ihr und mein Verderben*“ (200). Allerdings bietet ihr die Ehe weder Schutz vor indirekten Herabwürdigungen¹⁵⁰ noch ermöglicht sie ihr die Integration in die Berliner Gesellschaftskreise, wie z.B. Lübke (1985) ausführte:

„Der Empfindlichkeit der Cécile, die aus gesellschaftlich disqualifizierender Vergangenheit in die Ordnung einer standesgemäßen Ehe gefunden hat, sollte die Ordnung der Ehe und des Standes ein

¹⁵⁰ So z.B. bei der Begegnung mit dem General Saldern (7). Zwar wird sie in dieser Situation nicht direkt beleidigt, es wird ihr allerdings deutlich signalisiert, dass man den näheren Umgang mit ihr meidet.

zuverlässiger Schutz sein. Aber sie erweist sich als hohle Form, die die menschliche Unbarmherzigkeit eher provoziert als abwehrt“ (Lübbe 1985, S.379).

Der Status als Ehefrau gewährt ihr somit nur einen unzureichenden Schutz. In diesem Zusammenhang könnte man ihr soziales Verhalten als Strategie interpretieren, Herabwürdigungen ihres Umfelds zu minimieren. Über weite Strecken der Handlung wird ihr Verhalten vom Erzähler als äußerst demütig und bisweilen sogar unterwürfig beschrieben. Dieses Verhalten wird auch von anderen Figuren so wahrgenommen. Gordon beschreibt sie in seinem Brief an Klothilde als „*bescheiden bis zur Demuth*“ (61), und der Hofprediger Dörffel bestätigt ihr, dass sie „*vor Tausenden, in Ihrem Herzen demüthig*“ (147) sei. Gleichzeitig finden sich innerhalb der geschilderten Handlung nur wenige Situationen, in denen Cécile dominant agiert. So bricht sie etwas brüsk ein Gespräch über Bilder ab (55) und fordert später „*mit einer ihr sonst nicht eigenen Bestimmtheit*“ (118) für den Heimritt von Altenbrak Pferde anstatt Esel. Dennoch offenbart die Reaktion von St. Arnaud, der „*einigermaßen überrascht von dieser Bestimmtheit*“ (118) ist, wie selten Cécile solche Verhaltensweisen an den Tag legt. Insgesamt bietet jedoch auch ihr demütiges Verhalten keinen dauerhaften Schutz vor Herabsetzungen, wie sie in ihrem letzten Gespräch mit Gordon feststellt¹⁵¹: „*Ich habe Sie verwöhnt und mein Herz vor Ihnen ausgeschüttet, ich habe mich angeklagt und erniedrigt, aber anstatt mich hochherzig aufzurichten, scheinen Sie zu fordern, dass ich immer kleiner vor Ihrer Größe werde*“ (200).

Die Wahrnehmung weiterer negativer machtbasierter Anreize lässt sich hinsichtlich ihres Status als ‚nervenranke Frau‘ ableiten. So ist sie stets getroffen, wenn sich St. Arnaud in der Öffentlichkeit über ihren vermeintlichen Krankheitszustand¹⁵² äußert: „*Du bittest Herr von Gordon um seinen Beistand und verscheuchst ihn im selben Augenblick aus unserer Nähe. Denn was ist lästiger, als Rücksichten auf eine kranke Frau zu nehmen*“ (22). Oder später: „*Der schönen Frau blasses Gesicht wurde roth, und Gordon sah deutlich, daß es sie peinlich berührte, den Schwächezustand ihres Körpers mit solchem Lokal-Detail behandelt zu sehen. [...] Aber sich bezwingend, sagte sie: >Nur nicht getragen werden, Pierre; das ist für Sterbende [...]<*“

¹⁵¹ Hiervor wurde sie schon zuvor vom Hofprediger Dörffel gewarnt: „*In unserer Demuth vor Gott können wir nie zu weit gehen, aber in unserer Demuth vor den Menschen können wir mehr thun als nöthig. Und Sie thun es. Es ist freilich ein schöner Zug und ein sicheres Kennzeichen edlerer Naturen, Andere besser zu glauben als sich selbst, aber wenn wir diesem Zuge zu sehr nachhängen, so verfallen wir in Irrthümer und schaffen, weit über uns selbst hinaus, allerlei Schädigungen und Nachteile*“ (147).

¹⁵² Im Rahmen dieser Arbeit wird Céciles Krankheitszustand nicht als pathologisch aufgefasst, sondern eher als psychosomatische Leiden (siehe auch Hanni Mittelmann (1980)). Eine pathologische Figur widerspräche zudem Fontanes Darstellungsanspruch (siehe II.4.4). Siehe zur Krankheitsthematik auch Müller-Seidel (1975): „Daß verschiedene Deutungen möglich sind, ist erzählerische Absicht; und weil die Krankheit Céciles ärztlich nicht diagnostiziert und definiert wird, kann den Vermutungen, Kombinationen und Zusammenhängen Tür und Tor geöffnet werden. Ein solcher Zusammenhang ist mit der Zuordnung zu den gesellschaftlichen Verhältnissen der Zeit gegeben, die am Zustandekommen von Krankheiten beteiligt sind, und daß Fontane bestimmte Krankheitserscheinungen als Zeitsymptome aufzufassen geneigt war, ist keine Frage. [...] [D]ie somit offene Frage nach dem kausalen Erklärungsgrund läßt es zu, daß der nachdenkende Leser zwischen der Kränklichkeit einer individuellen Person und der Gesellschaftlichkeit der Verhältnisse Beziehungen herstellt. Daß es bestimmte Existenzen – nervöse Frauen – zu Hunderten und Tausenden gibt, wie Fontane schreibt, macht offenkundig, daß es sich nicht mehr nur um individuelle Fälle handelt“ (Müller-Seidel 1975, S.187f).

(36)¹⁵³. In solchen Situationen versucht sie den Eindruck von Schwäche zu widerlegen, was vom Erzähler bestätigt wird: „Aber die schöne Frau, die regelmäßig andern Sinnes war, wenn St. Arnaud auf ihr Ruhebedürfnis oder gar auf ihre Schwächezustände hinwies, widersprach auch diesmal“ (77). Auch gegenüber Gordon lehnt sie Gespräche über ihre Krankheit ab: „Nichts ist langweiliger als Krankheitsgeschichten, wenn nicht Zwei zusammenkommen, die sich unter einander überbieten“ (181). Und als Gordon sie später in Kontrast zur „Amazonen“ Baronin Snatterlöw stellen will, klagt sie: „Und Schwäche. Sprechen Sie's nur aus. Und nun elend und krank dazu!“ (183). Dennoch kann sie aus ihrer Krankheit einen gewissen Sekundärgewinn ziehen, wie Hanni Mittelman darlegt:

„Einerseits möchte sie, was nur natürlich für eine junge Frau ist, gesund und kraftvoll sein, und sie wird missmutig, wenn St. Arnaud ihr diesen Anspruch durch seine übertriebene Fürsorglichkeit verwehrt. Andererseits scheint sie zu fühlen, dass gerade ihre Hinfalligkeit und Kränklichkeit ihr so etwas wie Macht über die Männer eingibt, indem diese sie zur Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme zwingen“ (Mittelman 1980, S.40).

So kann sie mit Verweis auf ihren wechselhaften Gesundheitszustand z.B. das Besuchsprogramm bestimmen¹⁵⁴ oder Gespräche abbrechen, die sie langweilen bzw. ermüden¹⁵⁵. Nicht zuletzt versucht sie Gordon durch Hinweis auf ihre Krankheit vor weiteren Zudringlichkeiten abzuhalten: „O nicht so, lieber Freund. Sehen Sie die rothen Flecke hier? Ich fühle wenigstens, wie sie brennen. Glauben Sie mir, ich bin wirklich krank“ (184)¹⁵⁶.

¹⁵³ Siehe hierzu Weber (1996): „St. Arnaud stellt Cécile vor fremden Leuten mit ihrer Krankheit bloß. Der Autor läßt ihn zu diesem Zwecke sich eines Diskurses bedienen, der zu jener Zeit den Männern vorbehalten war, der Wissenschaftssprache nämlich. Mittels deren klassifiziert und definiert nun St. Arnaud wie Gordon Céciles Leiden und sucht so, wie die Medizin des 19. Jahrhunderts, dieses in organischen Ursachen zu lokalisieren. Daß er in der Öffentlichkeit Körperteile seiner Frau nennt, gilt der Zeit gemäß nicht nur als unanständig, sondern muß als Übergriff auf deren Integrität bewertet werden. [...] Immerhin entschuldigt sich Gordon, als er das Wort ‚Leibgericht‘ vor Cécile ausspricht“ (Weber 1996, S.77).

¹⁵⁴ „Das geschah denn auch, und nachdem man, ebenso wie Brühl, auch noch das Rathaus ohne lange Bedenken gestrichen hatte, kam man überein, sich an Schloß und Kirche genügen zu lassen. Beide, so versicherte Gordon, lägen dicht neben einander und der Weg dahin, wenn man am Außenrande der Stadt bleibe, werde der gnädigen Frau nicht allzu beschwerlich fallen“ (44). Und später: „Ja, sie war durch den Besuch der prächtig kühlen Kirche so gekräftigt und erfrischt worden, daß man auf ihren Vorschlag das Programm überschritt und guten Muthes die schon aufgegebenen Partie nach dem Rathhause machte“ (55). Darüber hinaus könnte man annehmen, dass sie St. Arnaud durch ihren Gesundheitszustand zu gewissen Kuraufenthalten überreden kann, was ihr die Möglichkeit gibt, die ‚kränkende‘ Berliner Gesellschaft zumindest zeitweise zu verlassen.

¹⁵⁵ Dieses Verhalten lässt sich z.B. bei einem Gespräch mit Eginhard beobachten: „Aber während sie diese Worte sprach, hielt sie sich an einer Banklehne und St. Arnaud sah deutlich, daß sie todtmüde war, gleichviel ob vom Weg oder von der Unterhaltung“ (81).

¹⁵⁶ Anders interpretiert Thomé diese Situation: „Ihr Hinweis auf die Krankheit, die sie angeblich weniger geeignet für den Empfang von Komplimenten macht, bricht den erotischen Diskurs nur scheinbar ab. Sie bekommt damit Gelegenheit, die Vergangenheit heraufzubeschwören, und erinnert selbst an den Altenbraker Ausflug und den >Fingerhut<, der nun als >Digitalis< auf dem Tischchen steht. Gordon will denn auch sogleich auf das provozierende Thema eingehen, Cécile biegt dies scheinbar ab, indem sie den Gegenstand wechselt und zur Baronin übergeht. Aber dies ist nur eine Folie, vor der ihre Weiblichkeit um so verführerischer erscheint, so daß der begonnene erotische Diskurs lediglich mit anderen Mitteln weitergeführt wird. Wieder biegt Cécile mit dem Hinweis auf Krankheit und Schwäche ab, gibt damit Gordon aber nur endgültig das Stichwort, auf das hin er ihre >Krankheit< deutet und das einschlägige Heilmittel vorschlägt“ (Thomé 1993, S.374).

Alles in allem stimmen die bisherigen Beobachtungen mit der Hypothese eines überwiegend zu hohen Anspruchsniveau Céciles bezogen auf machtbasierte Anreize überein. Ursache ist die unrealistische Zielvorstellung hinsichtlich ihres Status in der Gesellschaft, d.h. sie strebt ein eigentlich zu hohes Ziel an, indem sie eine Form der Wertschätzung des Umfelds wiedererlangen will, für das sie eigentlich keine entsprechenden Ressourcen besitzt (siehe Kapitel 6). Ihr Status als Ehefrau und ihr demütiges Verhalten erweisen sich für die Erreichung dieses Ziels als unzureichend. Hinsichtlich ihrer Bestimmung als ‚kranke Frau‘ lässt sich Furcht vor Schwäche ableiten, wobei sie ihre Kränklichkeit aber auch dazu nutzen kann, Rücksicht von ihrem Umfeld zu erhalten. Insofern wird ihre Kränklichkeit auch von außen positiv bestärkt.

4.4.3 Céciles Zielvorstellungen hinsichtlich Affiliation

Welche Zielvorstellungen bezüglich affiliativer Anreize lassen sich für Cécile beobachten? Affiliative Anreize beziehen sich allgemein auf soziale Interaktionen und beschreiben in ihrer positiven Ausprägung die Hoffnung auf Anschluss, in ihrer negativen Ausprägung die Furcht vor Zurückweisung¹⁵⁷. Das Bedürfnis nach sozialem Anschluss kann als der zentrale Anspruch für Cécile beschrieben werden. In ihrem Abschiedsbrief spricht sie ausdrücklich von „*Liebe, Freundschaft, und um der Liebe willen auch Achtung*“ (215), also positiven affiliativen Anreizen, die sie in ihrem gegenwärtigen Umfeld nicht mehr wiederzufinden glaubt. Am Anfang der Gegenwartshandlung äußert Cécile den Wunsch allein zu bleiben (9) und soziale Anlässe, wie die table d’hôte, möglichst zu meiden¹⁵⁸. Folglich sieht Cécile in gesellschaftlichen Anlässen vorwiegend eine Bedrohung, wie sie auch dem Hofprediger Dörffel gesteht: „*Im Gegenteil, nicht einsam genug. Was sich Gesellschaft nennt, ist mir alles Erdenkliche, nur kein Trost und keine Freude*“ (146). Aus dieser Aussage lässt sich ableiten, dass soziale Interaktionen für Cécile gegenwärtig äußerst unbefriedigend verlaufen, d.h. es werden überwiegend negative Anreize kognostiziert. Furcht vor Zurückweisung ist der vorherrschende Zug. Gleichzeitig wird ihr jedoch allgemein ein sehr hohes Bedürfnis nach Gesellschaft zugeschrieben, wie z.B. von ihrem Ehemann: „*Warum immer allein? Und gerade du. Du brauchst Menschen*“ (9). Diese Meinung vertritt auch der Hofprediger Dörffel: „*Denn es bleibt bei meinem alten Satze, Sie verbringen Ihr Leben einsamer, als sie sollten*“ (146). Wie stark sie in ihrem Wohlbefinden von

¹⁵⁷ „Furcht vor Zurückweisung gemahnt dabei zur Vorsicht und Sensibilität im Umgang mit Fremden, wohingegen Hoffnung auf Anschluss das auf andere Zugehen und ihnen Näherkommen forciert. Erst bei deutlicher Dominanz einer der beiden Motivkomponenten wird dieser durch beide antagonistische Komponenten wirkende Gegenregulationsmechanismus von Nähe und Distanz oder Unbekümmertheit und Vorsicht in der Interaktion mit anderen Menschen destabilisiert. Dabei bewirkt die Dominanz einer starken Hoffnungskomponente eine eher distanzlose, ungebremste Vertraulichkeit Fremden gegenüber, wogegen in diesen Situationen die Dominanz einer ausgeprägten Furchtkomponente einen ängstlich-abwartenden ausweichenden und evtl. distanziert-formellen Umgangsstil bewirkt“ (Heckhausen 2006, S.198).

¹⁵⁸ Als sie dann doch am ersten Abend an der table d’hôte erscheint, wird ihr vom Erzähler ein deutlich distanzierteres Verhalten zugeschrieben, das sich erst später durch das Gespräch mit Gordon ändert. „*Seit dem Ragoût fin en coquille, von dem sie zwei Bröckchen gekostet und zwei andere auf der Gabelspitze gelassen hatte, hatte sie bei jedem neu präsentirten Gange gedankt und lehnte sich jetzt mit verschränkten Armen in den Stuhl zurück, nur dann und wann nach der Saaluhr blickend, auf deren Zifferblatt der Zeiger langsam vorrückte*“ (21).

sozialer Aufmerksamkeit abhängig ist, erkennt man am Anfang der Gegenwartshandlung, als die eben noch so apathisch wirkende Cécile von Gordon „mit besonderer Devotion“ (12) begrüßt wird. Schlagartig „wie belebt und erheitert“ (12) ändert sich ihre Stimmung. Ihre Schönheit (siehe Kapitel 6.3.8), die sie bewusst einzusetzen weiß, gilt ihr als wesentliches Mittel solchen Zuspruch zu erhalten:

„Cécile, die sich inzwischen umgekleidet, trug, halb vorsichts-, halb eitelkeitshalber, ein mit Pelz besetztes Jaquet, das ihr vortrefflich stand und mit dazu beitrug, sie zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu machen. Nichts davon entging ihr, und ihre wohlige Stimmung wuchs“ (124).

Und als Rosa sie als „der Perlen schönste Perle“ bezeichnet, ist sie „sichtlich bewegt durch diese Huldigung einer heiteren und liebenswürdigen Natur“ (116). Dieses hohe Bedürfnis nach sozialer Aufmerksamkeit und Huldigungen wird durch Cécile selbst bestätigt: „Und wenn ich auch durch all' mein Leben hin in Eitelkeit befangen geblieben bin und der Huldigungen nicht entbehren kann“ (185). Gordon wiederum schreibt in seinem Brief an Klothilde, „daß sie ganz daran gewöhnt ist, Huldigungen entgegenzunehmen. Alles erinnert an einen >kleinen Hof<“ (62).

Allgemein lässt sich für Cécile somit ein hoher Anspruch nach sozialer Zuwendung beobachten, gleichzeitig werden mit sozialen Situationen überwiegend negative Anreize verbunden. Im Folgenden soll nun näher auf die zwei wesentlichen Beziehungen von Cécile in der Gegenwartshandlung eingegangen werden, nämlich die zu Gordon und die zu ihrem Ehemann. Hierbei soll untersucht werden, welche Ansprüche sie an die jeweilige Beziehung stellt, welche Mittel sie für die Verwirklichung dieser Ziele besitzt und wie das Ergebnis letztendlich mit ihren Ansprüchen übereinstimmt.

Welches Verhältnis will Cécile zu Gordon einnehmen? Sucht sie Freundschaft oder gar ein Liebesverhältnis? Obwohl im Erzähltext keine expliziten Aussagen hierzu enthalten sind, lassen sich für die Hypothese, dass sie in ihrer Beziehung von Gordon mehr als gewöhnliche Zuwendung erwartet, zahlreiche Hinweise finden. So bemerkt z.B. ihr Ehemann St. Arnaud: „Ah Cécile, [...] wie du dich verräthst! Ich glaube gar, Du verlangst, er soll, als ob er noch in Indien wäre, den Säulenheiligen spielen und zehn Jahre lang nichts als Deinen Namen sprechen“ (40). Auch Gordon vermutet: „Was sie von mir erwartet, sind Umwerbungen, Dienste, Huldigungen“ (131). Des Weiteren erhält man vom Erzähler Informationen darüber, wie Cécile in Situationen reagiert, in denen sie diesen Anspruch durch Gordon nicht erfüllt sieht – beispielsweise als Gordon auf dem Weg nach Altenbrak über die Beziehung zu seiner Mutter und Schwester spricht:

„Cécile schwieg, Sie war klug genug, um die Herzlichkeit solcher Sprache zu verstehen und zu würdigen, aber doch andererseits auch verwöhnte Frau genug, um sich durch ein so betontes Hervorkehren verwandtschaftlicher Empfindungen und zwar in diesem Augenblick und an ihrer Seite wenig geschmeichelt zu fühlen“ (94).

Oder als Gordon später, beim Anblick der vorausgegangenen Gruppe um St. Arnaud, vorschlägt aufzuschließen:

„Cécile sah ihn bei diesen Worten verwundert an, aber mit einer Verwunderung, in die sich etwas von Empfindlichkeit mischte. Das war doch naiver als naïv. Er genoß den Vorzug ihrer Gesellschaft und schien nichtsdestoweniger hocheifrig über die Möglichkeit, im nächsten Augenblicke wieder in Nähe des Emeritus oder gar an der Seite des Privatgelehrten sein zu können“ (99).

Je stärker und intimer jedoch ihre gemeinsame Bekanntschaft wird, desto stärkere Angst vor Zurückweisung entwickelt Cécile: „[...] er wird eines Tages alles wissen, und an demselben Tage wird auch der heitere Traum, den ich träumen soll, zerronnen sein“ (148). Nach eigener Auffassung verfügt sie folglich nicht über die Mittel, um diese Art der Anerkennung von Gordon dauerhaft bekommen zu können. Zugleich ist sie nicht bereit ihren Anspruch einzuschränken, bspw. dadurch, dass sie ihm ihre Vergangenheit selbst offenbart, um vielleicht eine (wenn auch) geringere Form der Zuneigung zu erhalten¹⁵⁹. So zeigt sie in ihrem Verhalten gegenüber Gordon einerseits immer wieder das Aufsuchen seiner Nähe, geht aber andererseits auch immer wieder auf Distanz¹⁶⁰. Ein Umstand, der in der Sekundärliteratur zu unterschiedlichsten Deutungen führte – mal wird Cécile als Verführerin, mal als Opfer von Gordons Leidenschaft dargestellt¹⁶¹. Deutlich wird dabei, dass Céciles Anspruch auf Huldigungen vonseiten Gordons in einem starken Konflikt zu den Verhaltensverpflichtungen ihres Schwurs steht. Dies wird in der Beschreibung von Céciles Innenleben durch den Erzähler bestätigt, als Gordon sich – kurz nachdem er von Céciles Vergangenheit erfahren hat – zum ersten Mal explizit als Liebhaber empfiehlt:

„Sie sog jedes Wort begierig ein, aber in ihrem Auge, darin es von Glück und Freude leuchtete, lag doch zugleich auch ein Ausdruck ängstlicher Sorge. Denn ihr Herz und ihr Wille befahdeten einander, und je gewissenhafter und ehrlicher das war, was sie wollte, je mehr erschrak sie vor Allem, was diesen ihren Willen wieder in's Schwanken bringen konnte. Sie hatte sich gegen sich selbst zu vertheidigen“ (183f).

Es lässt sich somit festhalten, dass Cécile einerseits ein hohes Bedürfnis nach Zuwendung vonseiten Gordons besitzt, andererseits hohe Furcht davor zeigt, von ihm zurückgewiesen zu werden. Zwar kann sie diese positive Wertschätzung durch ihn vor allem durch ihre Schönheit erreichen, aber ihr Bedürfnis nach solchen Huldigungen steht zugleich in starkem Konflikt zu den aus dem Schwur abgeleiteten Verhaltensverpflichtungen. Dieser Konflikt von Ansprüchen wirkt sich letztendlich fatal aus. Als der Eklat eintritt, beleidigt Gordon sie und spricht ihr

¹⁵⁹ Die Diskussion der Frage, warum Cécile Gordon ihre Vergangenheit nicht schon zuvor offenbarte, erfolgt in Kapitel 6.1.6.

¹⁶⁰ Dieses Verhalten lässt sich als Annäherungs-Vermeidungskonflikt beschreiben, bei dem die beiden Komponenten (Hoffnung auf Anschluss und Furcht vor Zurückweisung) gleich stark angeregt sind: „Im Umgang mit Fremden zeigt sich folgender Zusammenhang: Zunächst wird die Hoffnungskomponente angeregt und aufgrund der Anschlussmotivation kommt es zu einer ersten Kontaktaufnahme. Im Prozess des Kennenlernens kommt man natürlich der anderen Person näher. Je näher man sich kommt und je sympathischer einem die andere Person wird, umso schmerzhafter wäre natürlich die angenommene Enttäuschung in Folge einer Ablehnung. Jetzt wird die Furcht vor Zurückweisung angeregt, und diese Furchtmotivation drängt sich immer stärker in das Erleben und Verhalten. Die Sensitivität für entsprechende Signale steigt – bis zum maximalen Konflikt von Aufsuchen und Meiden. Wenn die Furcht dominant wird, wird wieder auf größere Distanz gegangen. In der nun entstehenden größeren ‚sicheren‘ Distanz sinkt die Furchtmotivation und die Anschlussmotivation wird wieder dominant, und der Kreislauf beginnt von neuem“ (Heckhausen 2006, S.200).

¹⁶¹ So vertritt etwa Blasberg (2001) die Ansicht, dass Cécile eine Verführerin ist: „Meine These ist, dass sich Gordon damit zum Erfüllungsgehilfen von Cécile macht, die, keinesfalls nur Opfer, sondern geradezu Dramaturgin ‚männlicher‘ Blicke, während des gesamten Erzählverlaufs am Fantasma einer weiblichen Unschuldsexistenz arbeitet“ (Blasberg 2001, S.125). Böschstein (1996) bezeichnet Cécile als „Hexe wider Willen“ (Böschstein 1996, S.45). Anders interpretiert bspw. Herman Lübbe (1985): „Gordon erfährt die Geschichte. Jetzt sollte sich Gordon bewähren und in um so rücksichtsvollerer Herzlichkeit Cécile seine Zuneigung beweisen. Er sollte begreifen, daß sie zur Erneuerung

zudem die Aufrichtigkeit ihres Wandels zu einer ‚ehrvollen Frau‘ ab: *„Wir bleiben unser Natur getreu, das ist unsre einzige Treue ... Sie gehören dem Augenblick an und wechseln mit ihm. Und wer den Augenblick hat ...“* (203). In dieser Situation muss Cécile feststellen, dass sie gegenüber Gordon an beiden Zielvorstellungen gescheitert ist. Weder konnte sie die Verehrung und Zuneigung Gordons bewahren, noch wird sie von ihm als rehabilitierte ‚ehrenhafte‘ Frau anerkannt.

Welche Zielvorstellungen hat nun Cécile bezüglich ihrer Ehe? Eine mit den folgenden Beobachtungen übereinstimmende Hypothese wäre, dass Cécile – neben einem persönlichen Schutzbedürfnis und Hoffnung auf Anschluss in der Berliner Gesellschaft – ebenfalls hohe Bedürfnisse nach Zuwendung und Verehrung vonseiten St. Arnauds hat. So erwähnt Rosa gegenüber Gordon eine Aussage von Cécile:

„Die Aermste hat ihr Herz erst neulich drüber zu mir ausgeschüttet. >Er hält<, sagte sie, >viertelstundenlang meine Hand und erschöpft sich in Schönheiten gegen mich und gleich danach geht er ohne Gruß und Abschied von mir und hat auf drei Tage vergessen, daß er eine Frau hat<“ (168).

Zwar finden sich in der Gegenwartshandlung Situationen, in denen sie solche Zuwendungen durchaus erhält. So z.B. bei einem Spaziergang – *„Der Oberst nahm Céciles Hand, und die schöne Frau lehnte sich müd‘ und auf Augenblicke wie glücklich an seine Schulter“* (84) – oder bei dem Besuch in Quedlinburg, als Cécile einen Schwächeanfall erleidet. *„Und sie nahm seine Hand und drückte sie wie dankbar, während es vor Erregung um ihre Lippen zuckte“* (54). Dennoch kann man annehmen, dass diese Zuwendungen gemessen an Céciles Anspruch unzureichend sind oder kaum Relevanz für sie besitzen: *„Es schien, dßs ihr die Worte wohlthaten, im Uebrigen aber doch wenig bedeuteten“* (9). Zudem sind die vom Erzähler gegebenen Informationen über Céciles Gefühlsreaktionen stets relativiert. Weitere Zielvorstellungen hinsichtlich ihrer Ehe lassen sich aus dem Gespräch mit der jungen Försterfrau in Altenbrak ableiten. Als die Försterfrau die Frage bejaht, ob sie einen guten Mann hätte, antwortet Cécile folgendermaßen:

„Aber wenn er auch anders wäre, Sie werden ihn schon bekehren und für seine Seele sorgen, und er wird das Himmelreich haben, wie Sie selbst, dessen bin ich sicher. In einer guten Ehe muß sich alles ausgleichen und balanciren, und der eine hilft dem andern heraus“ (107).

Angenommen Cécile bezöge diese Aussage auch auf ihre eigene Ehe, so könnte man hieraus den Anspruch ableiten, dass sie ebenfalls bemüht ist, auf das Wesen von St. Arnaud moderierend einzuwirken, bzw. ihn sogar zu *„bekehren“*. Gemessen an den notwendigen Elementen einer ‚guten Ehe‘, Harmonie und gegenseitiger Hilfe, wäre Cécile demgemäß spätestens am Ende der Handlung an diesen Ansprüchen gescheitert. So kann sie St. Arnaud trotz innigster Bitte – *„Pierre, versprich mir eins. [...] Dich nicht zu Gewaltsamkeiten fortreißen zu lassen“* (207) – nicht dazu bewegen, von einem Duell mit Gordon abzulassen. Weder wird ihr die Möglichkeit gegeben zu intervenieren, noch nimmt St. Arnaud Rücksicht darauf, welche Folgen dieses Duell für Cécile hätte.

und Festigung ihrer Selbstachtung nichts nötiger braucht als Beweise menschlich-taktvoller Zuneigung. Aber Gordon versagt“ (Lübbe 1985, S.384).

4.5 Zusammenfassung

Innerhalb dieses Kapitels sollte die Motivationsstruktur der Figur Cécile und insbesondere die negative Bewertung der Handlungsalternativen zum Suizid untersucht werden. Hierfür wurde die Entstehung einer negativen Wert-Erwartungs-Haltung durch zwei Faktoren erklärt: eine asymmetrische Kausalattribution und ein unrealistisches Anspruchsniveau. Die Hypothese einer asymmetrischen Kausalattribution konnte im Rahmen der gewählten Beispiele bestätigt werden, da Cécile für negative Ereignisse zumeist internale und stabile Ursachen bestimmt, während sie für positive Ereignisse zumeist externale und variable Ursachen annimmt. Auch ein unrealistisches Anspruchsniveau konnte in der literarischen Beobachtung nachvollzogen werden, wobei Cécile in Bezug auf Leistung ein eher zu geringes Anspruchsniveau besitzt, während sie in Bezug auf Macht und Affiliation ein eher zu hohes Anspruchsniveau besitzt. Aus diesen Beobachtungen lässt sich ableiten, dass sie infolge der negativen kognitiven und affektiven Konsequenzen innerhalb einer negativen Wert-Erwartungs-Haltung zunehmend nur noch negative Anreize wahrnimmt bzw. diese auch als sehr wahrscheinlich ansieht. Positive Anreize werden hingegen kaum noch wahrgenommen oder nur als sehr unwahrscheinlich bewertet. Infolge dieser subjektiven Wahrnehmung werden Handlungsalternativen zum Suizid zunehmend reduziert. Da Ursachenerklärungen und Anspruchsniveaupräferenzen aber auch durch gewisse Umweltfaktoren geprägt werden, soll im nächsten Kapitel untersucht werden, wie sich situative Randbedingungen auf diese Faktoren auswirken.

5 Situative Randbedingungen: Wie wurde Céciles Motivationsstruktur durch die Umwelt geprägt?

Ziel dieses Kapitels ist die Analyse der Genese der Motivationsstruktur der Figur Cécile. Im letzten Kapitel wurden negative Wert-Erwartungs-Haltungen, die für Suizidenten typisch sind, anhand asymmetrischer Kausalattributionen und unrealistischer Anspruchsniveaupräferenzen erklärt. Die Ausprägung dieser spezifischen Muster der Ursachenbestimmung und Zielvorstellungen ist allerdings von gewissen situativen Randbedingungen abhängig. So übt die Informationsstruktur einer Situation Einfluss auf die Ursachenbestimmung von Handlungsergebnissen aus. Anspruchsniveaupräferenzen werden hingegen vom Handlungsspielraum geprägt, der einem Individuum zur Verfügung steht. Spezifische Kausalattributionen und Anspruchsniveaupräferenzen wiederum sind langfristig erlernte Muster und somit auch Resultat einer bestimmten Sozialisation des Individuums. Im Folgenden soll nun untersucht werden, inwiefern diese situativen Randbedingungen zur Genese der Motivationsstruktur der Figur Cécile beigetragen haben.

5.1 Analytischer Rahmen: Die Informationsstruktur

Kausalattributionen wurden als relativ dauerhafte Interpretationsmuster von Personen beschrieben. Obwohl in zahlreichen Situationen verschiedene Deutungen von Handlungsergebnissen möglich sind, ist die Bestimmung von Ursachen nicht unabhängig von gewissen Informationen, die eine Person in einer bestimmten Situation erhält. So ist besonders der soziale Vergleich mit Erfahrungen anderer Personen oder eigenen Erfahrungen geeignet, die Ursachenbestimmung zu strukturieren. Demzufolge können solche Informationen ungünstige Zuschreibungen beeinträchtigen, sofern sie diesen widersprechen. Der soziale Vergleich mit Erfahrungen anderer Personen stellt hierbei eine sogenannte **Konsensinformation** dar, der mit eigenen Erfahrungen aus der Vergangenheit eine **Konsistenzinformation**. **Entitätsinformationen** bezeichnen den Handlungsinhalt und lassen sich dahingehend unterscheiden, ob es sich um einen sehr bekannten oder vollkommen neuen Handlungsinhalt handelt. Widersprechen nun solche Konsens-, Konsistenz- oder Entitätsinformationen den erlernten asymmetrischen Kausalattributionen, können diese Dispositionen außer Kraft gesetzt oder zumindest abgemildert werden. Das Vorhandensein solcher Informationen ist jedoch davon abhängig, in welchem sozialen Umfeld sich eine Person aufhält. So ist eine wesentliche Voraussetzung für den sozialen Vergleich die Existenz wahrnehmbarer Kommunikationsstrukturen oder Kontaktchancen¹⁶². Dies bedeutet, dass Menschen besonders gefährdet sind, die entweder sozial isoliert sind

¹⁶² Solche dominanten sozialen Umweltbedingungen können auch kollektive Ereignisse wie Krieg oder massive Arbeitslosigkeit sein. Wenn z.B. in einem Betrieb alle Arbeiter entlassen werden, kann die daraus resultierende Arbeitslosigkeit weniger auf eine persönliche Fehlleistung (internale Ursache) und eher auf die äußere Situation (externale Ursache) zurückgeführt werden. Wenn sich in Kriegszeiten nicht mehr, sondern weniger Menschen das Leben nehmen, lässt sich dies zunächst damit erklären, dass die Handlungen aller Gesellschaftsmitglieder ähnlicher werden und damit die soziale Vergleich-

oder sich in einer sozialen Umgebung aufhalten, die nur eine geringe Menge entlastender Informationen bereitstellt¹⁶³. Aus diesem Grund erschwert auch rascher sozialer Wandel einen Vergleich und Austausch mit den Erfahrungen anderer und erhöht somit die Suizidgefahr. Zudem wird in einer sich ständig ändernden Umwelt die Orientierung an vergangenen eigenen Erfahrungen unterbunden: Konsenserfahrungen sind nicht verfügbar, Konsistenzinformationen gehen verloren (Lindner-Braun 1999, S.53).

In der folgenden literarischen Beobachtung soll untersucht werden, inwiefern Cécile entlastende Informationen bereitstehen. Als **Gesetzhypothese** für die Wirkung der Informationsstruktur einer sozialen Umgebung auf die Kausalattribution gilt nach Lindner-Braun:

„Das Auftreten asymmetrischer Kausalattribution nach Misserfolg in Form von stabiler und interner Kausalattribution wird beeinträchtigt durch inkompatible Informationen, das sind hohe Besonderheit des zu erklärenden Ereignisses, hoher Konsens zwischen Personen und geringe Konsistenz des zu erklärenden Ereignisses (eigene Handlung) über die Zeit. Umgekehrt wird das Auftreten asymmetrischer Kausalattributionen in Form stabiler und interner Kausalfaktoren begünstigt durch geringe Besonderheit, geringen Konsens und hohe Konsistenz“ (Lindner-Braun 1990, S.146).

Ziel der folgenden Analyse ist die Erklärung (**Explanandum**), warum Cécile bezüglich ihres Ursachenerklärungsmusters eine asymmetrische Kausalattribution aufweist. Dies soll durch die allgemeine Gesetzhypothese hinsichtlich der Informationsstruktur (**Explanans**) erklärt werden:

Gesetz: Wenn die Informationsstruktur wenige inkompatible Informationen bereitstellt, d.h. Informationen die geringe Besonderheit, geringen Konsens und hohe Konsistenz aufweisen, dann wird das Auftreten einer asymmetrischer Kausalattribution begünstigt.

Singulärer Satz: Cécile erhält aus ihrer Umgebung kaum inkompatible Informationen.

Explanandum: Céciles asymmetrische Kausalattribution wird begünstigt.

Die folgende literarische Beobachtung soll Aufschluss geben, welche möglichen entlastenden Informationen für Cécile erhältlich sind. Hierfür konzentriert sich diese Arbeit im Wesentlichen auf Konsens- und Konsistenzinformationen.

barkeit und Transparenz der ausgeführten Handlungen steigt. Externale Ursachenerklärungen für negative Erfahrungen des Einzelnen werden in solchen Ausnahmesituationen stärker als internale. Leid wird nicht mehr als selbstverschuldet angesehen, sondern äußeren – und damit selbstentlastenden – Umständen zugeschrieben (Lindner-Braun 1999, S.9).

¹⁶³ Dieser Aspekt lässt sich empirisch an der Suizidgefährdung gewisser Berufsgruppen nachvollziehen. Zu den Risikoberufen zählen freie professionelle Berufe (Schriftsteller, Journalisten, Ärzte) und Tätigkeiten im Dienstleistungsbereich (Köche, Kellner, Polizisten), während Tätigkeiten im technischen und handwerklichen Bereich vergleichsweise geringe Gefährdungsgrade aufweisen. Da Journalisten, Rechtsanwälte oder Ärzte häufig freiberuflich tätig sind, ist der tägliche Kontakt zu Kollegen eingeschränkt, ebenso wie in arbeitsteilig organisierten Unternehmen infolge der Spezialisierung ein Vergleich mit Arbeitsresultaten anderer erschwert ist. In solchen Fällen sind entlastende Konsensinformationen nur sehr schwer zugänglich. Hinzu kommt, dass sich das Arbeitsergebnis in komplexen Dienstleistungen zumeist nicht eindeutig und sofort bewerten lässt, d.h. Konsistenzinformationen aus früherer Erfahrung sind nur schwer abrufbar oder zugänglich (Lindner-Braun 1999, S.9).

5.2 Literarische Beobachtung: Céciles Vergleichsinformationen

Innerhalb dieses Abschnitts soll die Arbeitshypothese, dass Cécile kaum entlastende Vergleichsinformationen bereitstehen, untersucht werden. Besonders hilfreich für Cécile wären Konsensinformationen bezüglich Frauen, die ein ähnliches Schicksal wie sie erleiden müssen. Hieraus könnte sie ableiten, dass nicht nur sie allein mit derartigen Schwierigkeiten konfrontiert ist und somit externale Ursachen für ihr Schicksal bestimmen, was gleichfalls einer ungünstigen negativen Selbstzuschreibung für erlittene Misserfolge vorbeugen würde. Zunächst lässt sich in diesem Kontext feststellen, dass Cécile solche Konsensinformationen kaum zur Verfügung stehen. So findet sich innerhalb des Erzähltextes kein Hinweis darauf, dass sie Beziehungen zu anderen ehemaligen Maitressen oder zu Frauen mit einem ähnlichen Ehrenmakel besitzt. Dennoch lassen sich sehr wohl Hinweise darauf finden, dass Cécile bemüht ist, solche Vergleichsinformationen zu erhalten. In der ersten Szene, kurz nachdem sie von General Saldern begrüßt, aber offensichtlich gemieden wurde, sagt sie zu St. Arnaud: „*Erzähl mir etwas Hübsches, etwas von Glück und Freude. Gibt es nicht eine Geschichte: Die Reise nach dem Glück? Oder ist es blos ein Märchen?*“ (8). Als St. Arnaud erwidert „*Es wird wohl ein Märchen sein*“ (8) nickt sie „*schmerzlich*“ und St. Arnaud bemerkt, dass „*ihr Auge sich trübte*“ (8). ‚Die Reise ins Glück‘ ist der Titel einer Novelle (1864) von Paul Heyse, deren Hauptfigur Lena in ihrer Biographie gewisse Ähnlichkeiten zu Cécile aufweist. Auch bei Lena handelt es sich um eine Frau, die ihren Ehranspruch in den Augen der Gesellschaft verloren hat. Als ihr Liebhaber, der Sohn einer wohlhabenden Familie, bei der Lena als Bedienstete angestellt ist, infolge eines Unglücks stirbt, wird ihr die Schuld zugeschrieben. Wie Cécile kann sie sich nicht vergeben. Und ähnlich wie bei Cécile interveniert das Umfeld gegen eine spätere Eheschließung, obschon in diesem Fall der Mann – im Gegensatz zu St. Arnaud – von einer Heirat Abstand nimmt. Die Geschichte endet aber damit, dass Lena nach langer Leidenszeit in der Begegnung mit einem Reisenden ihr neues Glück findet. Dieser verzeiht ihr ihre Vergangenheit und rettet sie, als sie sich aus Schuldgefühl in der Donau ertränken will. Insofern könnte es sich bei dieser Novelle um eine wichtige Vergleichsinformation für Cécile handeln, da sie aus dem Schicksal der Lena ableiten könnte, wie leicht auch andere Frauen vom Bann der Gesellschaft geächtet werden. Zugleich enthält diese Geschichte eine positive Zukunftsvorstellung in Form des Reisenden, der das Glück zurück in ihr Leben bringt. Diesbezüglich könnte auch die darauf folgende Begegnung mit Gordon für Cécile mit einer besonderen Hoffnung verbunden gewesen sein¹⁶⁴. Als St. Arnaud diese Geschichte als Märchen bezeichnet und somit in den Bereich des Irrealen verweist, ist Cécile schwer getroffen, da eine so notwendige Vergleichsinformation samt der damit verbundenen Hoffnung entwertet wird.

Eine Schlüsselrolle in Bezug auf Vergleichsinformationen spielt das Quedlinburgkapitel, denn hier wird Cécile auf mannigfache Weise mit ihrer Biographie und auch mit vergleichbaren Frauenschicksalen konfrontiert. Die Reisegruppe bestehend aus St. Arnaud, Cécile, Gordon und Rosa besucht das Schloss, wo ehemals Äbtissinnen residierten. „*Ja, meine gnädigste Frau,*

¹⁶⁴ Im Gegensatz zu Cécile klärt Lena den Reisenden über ihre Vergangenheit auf. Der positive Ausgang der Geschichte könnte daher für Cécile auch am Ende eine negative Konsensinformation dargestellt

wirklich residirt, das heißt mit Hofstaat und Krone. Denn die *Quedlinburger Aebtissinnen* waren nicht gewöhnliche Kloster-Aebtissinnen, sondern Fürst-Aebatissinnen“, versichert der Kastellan (48). Das Schloss erweist sich aber schließlich als „wahre Musterniete“ – das Interieur ist längst versetzt – und so bleibt dem Kastellan nur die Möglichkeit, Geschichtsvorträge über das „Verschwundene“ zu halten (48). Eine der letzten verbliebenen Sehenswürdigkeiten ist eine Galerie der Fürstenäbtissinnen, in deren Zentrum ein Gemälde von Aurora von Königsmark steht:

„Und vor das Porträt dieser traten jetzt alle mit ganz ersichtlicher Neugier, ja Cécile – die vor kaum Jahresfrist einen historischen Roman, dessen Heldin die Gräfin war, mit besonderer Theilnahme gelesen hatte – war so hingenommen von dem Bilde, daß sie von der Unechtheit desselben nichts hören und alle dafür beigebrachten Beweisführungen nicht gelten lassen wollte.“ (53).

Warum besitzt das Bild der Gräfin eine so starke persönliche Relevanz für Cécile? Interpretiert man diese Situation hinsichtlich der Auswirkung von Vergleichsinformationen, so bietet das Leben von Aurora von Königsmark für Cécile eine bedeutsame Folie. Auch Aurora war eine außergewöhnliche Schönheit und „Fürstengeliebte, Favoritin in duplo“ (174), zunächst von Georg I. von Hannover und anschließend von August I. von Sachsen. Anders als Cécile konnte sie jedoch ihre gesellschaftliche Reputation zurückgewinnen, indem sie als Pröpstin in das Quedlinburger Stift aufgenommen wurde. Insofern stellt das Schicksal von Aurora¹⁶⁵ zunächst eine negative Konsensinformation dar, wie Friedrich (1970) darlegt: „Daß sie ihren >Fall< vorausbedachte, sich die Stelle einer Fürstenäbtissin in Quedlinburg sicherte und damit nach einem gewagten Leben den Rückweg in die Respektabilität fand, muß Cécile beneidenswert dünken“ (Friedrich 1970, S.539). Andererseits kann der Vergleich mit Aurora auch als eine positive „Wunschvorstellung“ (Friedrich 1970, S.539) interpretiert werden, die Cécile zu dieser Zeit möglicherweise noch erreichbar schien. Als Gordon sich nun spöttisch über das Bild äußert, erleidet Cécile einen Zusammenbruch: „Cécile schwieg, und ließ sich, wie gelähmt, in einen in einer tiefen Fensternische stehenden Sessel nieder“ (54). Wie lässt sich dieser Zusammenbruch in Reaktion auf Gordons Bemerkungen erklären? Als Gordon in seinen Bemühungen, Cécile von der Unechtheit des Aurora-Gemäldes zu überzeugen, scheitert, führt er folgendes aus: „Und am Ende, wer will an Bildern Aechtheit oder Unächtheit beweisen? Aber zweierlei gilt auch ohne Beweis“ (53). Erstens behauptet er, dass es nichts „Todteres“ gäbe als eine solche „Galerie beturbanter Prinzessinnen“ (53). Damit verweist er die Welt der Fürstenäbtissinnen in die Vergangenheit und spricht ihr eine Funktion und Berechtigung in der Gegenwart ab. Zweitens bezeichnet er die Gemälde als „Häßlichkeitsgalerie“ (53), die „schon in ihrer Entstehungsgeschichte [...] meistens beleidigend und ein Verstoß gegen Geschmack und gute Sitte“ (54) ist. Hierdurch spricht er diesem Milieu jegliche Moral ab. Wie Müller-Seidel (1975) zu diesem Aspekt ausführt, bewegt sich Gordon mit dieser Feststellung durchaus im allgemeinem bürgerlichen Konsens seiner Zeit:

„In solchem Ton kann gesprochen werden, weil all diese Fürstenäbtissinnen und Gräfinnen etwas Gleiches, etwas Gleichmachendes an sich haben. Meistens sind die für solche Galerien verant-

haben, da es Lena im Gegensatz zu Cécile geschafft hat, ihre Beziehung zu dem Reisenden zu bewahren und ihr Glück zu finden.

¹⁶⁵ Zur möglichen Auroralektüre von Cécile siehe Blod-Reigl (2001).

wortlichen Mäzene, - Fürsten oder sonstige Stifter - ältliche Herren, die mit ihren Magdalenen paradieren“ (Müller-Seidel 1975, S.190).

Darüber hinaus kritisiert Gordon aber auch die Art der gesellschaftlichen Rehabilitation dieser Frauen: *„Denn Gräfinnen werden sie schließlich alle, wenn sie nicht vorziehen, heiliggesprochen zu werden“* (54). Für Frauen mit einer solchen Vergangenheit bestanden damals vorwiegend zwei institutionalisierte Wege, gesellschaftliche Akzeptanz zu erreichen. Entweder sie wurden offiziell in das jeweilige Fürstentum aufgenommen, d.h. sie heirateten einen Fürsten oder ein Mitglied des Hofes, oder sie konnten sich durch religiöse Hingabe und Buße rehabilitieren. Der erste Weg, für den Gordon als Beispiel die zeitgenössisch sehr berühmte und berühmte *„Lola Montez“*¹⁶⁶ nennt, ist für Cécile verschlossen. Das Fürstengeschlecht Welfen-Echingen ist weitestgehend ausgestorben¹⁶⁷, obendrein gelten die Welfen zu diesem Zeitpunkt in Deutschland als Reichsfeinde (siehe Kapitel 6.3.6). Der Weg der religiösen Rehabilitation durch das Amt einer Äbtissin wiederum ist an gewisse Institutionen gebunden. Und bei dem Besuch im leeren Schloß in Quedlinburg erhält Cécile zahlreiche Informationen, dass diese Institutionen mehr und mehr der Vergangenheit angehören. Entsprechend interpretiert auch Grawe (2002) diese Szene:

„Die Bedeutung dieser immer wieder erwähnten Leere ist klar: Die Welt der Fürstenäbtissinnen und der Fürstengeliebten wie Cécile ist untergegangen. Geblieben ist nur eine süffisante Art, darüber zu reden, die für Cécile eine ständige Verlegenheit bedeutet“ (Grawe 2002, S.279).

Zudem spricht Gordon diesen Frauen durch die Titulierung als *„Magdalenen vor dem Buße-Stadium“* (54) die Aufrichtigkeit eines solchen persönlichen Wandels generell ab. Buße erscheint demnach lediglich als soziale Anpassungsstrategie. Insgesamt erhält Cécile somit in dieser Situation überwiegend negative Vergleichsinformationen: Anders als sie konnte die Gräfin Aurora ihre gesellschaftliche Anerkennung zurückgewinnen. Ihrer ehemaligen Lebenswelt wird vonseiten Gordons jede Berechtigung abgesprochen und für Frauen mit einer solchen Biographie die Möglichkeit eines aufrichtigen Wandels hinterfragt. Als sich Céciles Zustand wenig später gebessert hat und sie sich eigentlich in guter Laune dem gesellschaftlichen Treiben hingibt, zeigt sich, wie stark sie von dieser Situation getroffen wurde:

„Nur als die Malerin auf die Bilder der Aebtissinnen zurückkam und bei der Gelegenheit bemerkte, dass auch noch im Rathhaussaale [...] ein Bild der schönen Aurora sei, >besser und jedenfalls echter als das im Schloß<, brach Cécile rasch ab und sagte verstimmt und in beinahe heftigem Tone: >Bilder und immer wieder Bilder. Wozu? Wir hatten mehr als genug davon<“ (55).

Eine weitere mögliche Vergleichsinformation für Cécile ist die Geschichte des Regensteiners. Sie erfährt von dessen Gefangenschaft durch die Erzählung von Gordon:

„Aber der wirkliche Regensteiner (der übrigens kein Asthmatikus gewesen sein kann) ließ sich's, trotz Stickigkeit und Enge, nicht anfechten und steckte 20 Monate lang in dem Loch, ohne mehr Luft als die, die durch die spärlichen Ritzen eindrang. Und nur dann und wann kamen die

¹⁶⁶ Lola Montez gelang es nach nicht einmal einjähriger Beziehung zu König Ludwig I. zur Gräfin von Landsfeld - ein im Übrigen nicht existenter Ort - ernannt zu werden. Dennoch konnte auch diese Ernennung nicht ihren gesellschaftlichen Stand festigen. Sie wurde infolge der Unruhen von 1848 aus München vertrieben (Rauh 1992, S.127ff).

¹⁶⁷ Im Testament verfügt Cécile zwar, dass das Gut nach St. Arnauds Tod an die fürstliche Familie zurückfällt, dennoch findet sich im Erzähltext kein Hinweis darauf, dass eine von ihren signifikanten Bezugspersonen noch lebt.

Quedlinburger und wohl auch die Quedlinburgerinnen und sahen hinein und grinsten ihn an“ (42).

Nach der Besichtigung des Schlosses und der Kirche in Quedlinburg wird das Programm auf „ihren“ (55) Vorschlag hin ausgeweitet und die ehemalige Zelle des Regensteiners besucht. Anschließend befindet sie sich in guter Laune und spricht wiederholt vom Regensteiner (55). Auch im späteren Verlauf der Handlung wird der Regensteiner von Cécile thematisiert. Warum interessiert sich Cécile so für dessen Schicksal? Einer Hypothese von Grawe zufolge kann Cécile ihr Leben mit dem des Regensteiners vergleichen:

„Und so enthüllt sich auch die Geschichte vom Regensteiner als eine Spiegelung von Céciles Schicksal, denn im Gegensatz zur gängigen Auffassung wird für den gefangenen Ritter Partei genommen [...]. So wie er von der Bevölkerung „mit ihren Sonnenschirmen“ gepickt wurde, ist auch Cécile ständiger Neugier und Zudringlichkeiten in der bürgerlichen Welt ausgesetzt, wird auch sie ständig gepickt. Sogar der Sonnenschirm ist nicht zufällig. Mit ihm hat ihrerseits am Anfang des Romans Cécile die Siegessäule zu picken versucht“ (Grawe 2002, S.280).

Insofern würde es sich um eine entlastende Konsensinformation handeln, da Cécile aus diesem Beispiel ableiten könnte, dass auch andere Menschen unter gesellschaftlicher Missachtung zu leiden hatten. Zugleich ließe sich aus der Geschichte eine spezifische Verhaltensstrategie ableiten, nämlich solche Anfeindungen der Umwelt tapfer auszusitzen. Als Cécile im späteren Verlauf der Handlung von Gordons durchaus wechselhafter Biographie erfährt, bezeichnet sie diese jedoch als „trivial“ (67). Auf St. Arnauds Frage, was nach ihrer Meinung nicht trivial wäre, antwortet Cécile: „Nun beispielsweise den Regensteiner. Der ist doch um vieles romantischer“ (67). Im Rahmen der hier verfolgten Interpretation könnte man daraus ableiten, dass Cécile ähnliche Konsensinformationen bei Gordon vermisst. So könnte die Erfahrung von „Verirrungen“ – „geographische oder moralische“ (67) – Gordon nach Céciles Auffassung die Möglichkeit geben, ihr Schicksal nachvollziehen zu können.

Ein weiterer möglicher Vergleich für Cécile wäre die Malerin Rosa Hexel. Auch Rosa verstößt gegen gewisse gesellschaftliche Verhaltensmodelle. Sie ist alleinstehend und zudem Tiermalerin, was auf gesellschaftliche Missbilligung und Spott stößt, wie Rosa selbst bekennt:

„Eine Dame soll Blumenmalerin sein, aber nicht Tiermalerin. So fordert es die Welt, der Anstand, die Sitte. Tiermalerin ist an der Grenze des Unerlaubten. Es gibt da so viele intrikate Dinge. Glauben Sie mir, Tiere malen aus Beruf oder Neigung ist ein Schicksal. Und wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Denn zum Ueberfluß heiße ich auch noch Rosa, was in meinem speciellen Falle nicht mehr und nicht weniger eine Kalamität ist“ (29).

Doch anders als Cécile reagiert sie auf Spott nicht mit negativen Affekten, wie sie gegenüber Gordon äußert: „>Thut es auch nicht<, lachte jetzt das Fräulein, das eigentlich stolz auf den Spitznamen war, den man ihr gegeben hatte. >Man kommt darüber hin. Und Spielverderberei gehört ohnehin nicht zu meinen Tugenden<“ (29). Darüber hinaus unterscheidet sich Rosa stark in ihrem Verhalten. Es wird ihr eine ungewöhnliche „Unbefangenheit“ (27) und ein munteres Wesen (48) zugeschrieben. Und in Gesprächen – vorzugsweise mit Gordon – agiert sie durchaus spitzzüngig und selbstbewusst. Auch wenn sich Cécile zuletzt sehr positiv über Rosa äußert, anfangs stößt das Verhalten der Malerin anfangs bei ihr auf eine gewisse Ablehnung, wie sie gegenüber ihrem Ehemann bekennt:

„Fräulein Rosa scheint übrigens ein gutes Kind und dabei heiter. Vielleicht ein wenig mit Absicht. Denn die Männer lieben Heiterkeit, und Herr von Gordon wird alles, nur keine Ausnahme sein. Es schien mir vielmehr, als ob er sich für das plauderhafte Fräulein interessire“ (40)¹⁶⁸.

„Gewiß, ich finde das Fräulein sehr unterhaltlich, aber doch etwas emancipirt oder, wenn dies nicht das richtige Wort ist, etwas zu sicher und selbstbewußt. Künstlerin, sagst Du. Gut. Aber was heißt Künstlerin? Sie schlägt gelegentlich einen Weisheits- und Ueberlegenheitston an, als ob sie Gordons Großtante wäre“ (64).

Ein Vergleich mit Rosa fällt für Cécile zunächst ungünstig aus. Rosa kann sich trotz einer gesellschaftlichen Randstellung selbstbewusst in ihrer Umwelt behaupten¹⁶⁹. Der Beruf als Künstlerin gibt ihr hierbei einen gewissen Schutz, da ihr durch diesen gesellschaftlich größere Freiräume eingeräumt werden. Zudem kann sie durch ihr Bildungswissen einen gewissen standesunabhängigen Status behaupten. In einer weiteren Szene zeigt sich ebenfalls, wie ungünstig sich der Vergleich mit Rosa auswirkt. So bemerkt Gordon gegenüber Rosa: *„Manchen glücklich es, überall ein Idyll zu finden; und wenn er's nicht findet, so schafft er's sich. Ich glaube, Sie gehören zu diesen Glücklichen“ (101)*. Rosa antwortet folgendermaßen:

„>Ich glaub' es beinah selbst, muß aber jedes persönliche Verdienst in der Sache von mir abweisen. Der Himmel legt einem nicht mehr auf, als man tragen kann. Und ich habe durchaus keine Schultern für das Tragische<. Cécile schien von diesem scherzhaft hingeworfenen Worte mehr berührt, als sich erwarten ließ. Jedenfalls brach sie rasch ab“ (101).

Warum ist Cécile von dieser Aussage so berührt? Zunächst schließt Rosa Anstrengung bzw. eigene Leistung als Ursache für ihr Glück aus. Sie bestimmt eine externale Instanz als Erklärung für das Glück (Himmel), macht aber das Erreichen dieses Glücks von einer individuellen und stabilen Persönlichkeitseigenschaft abhängig. Bezöge nun Cécile diese Aussage auf sich, so müsste sie feststellen, dass sie infolge ihrer Misserfolge scheinbar *„Schultern für das Tragische“* besitzt und es daher auch außerhalb ihrer Kontrolle liegt, Glück zu finden.

Welche Informationen erhält Cécile im Vergleich zu früheren Erfahrungen? Entlastend könnten sich Informationen auswirken, die eine geringe Konsistenz aufweisen, d.h. ein Misserfolg zeigt sich bei einer verfolgten Handlung zum ersten Mal und nicht wiederholt. Zunächst ist bezüglich Céciles Biographie festzustellen, dass sie einem starken sozialen Wandel ausgesetzt ist. Sie musste sie sich in ihrem Leben mehrfach an eine neue soziale Umgebung anpassen (siehe Kapitel 5.6). Hiermit ist ein Verlust an Vergleichen mit früheren Erfahrungen verbunden, da Handlungen in verschiedenen sozialen Umgebungen unterschiedlich bewertet werden. So wurde sie z.B. am Fürstenhof für ihre Rolle der Maitresse positiv sanktioniert, während sie dafür in der Berliner Gesellschaft abgewertet wird. Obendrein zeigt sich hinsichtlich ihres Vorhabens gesellschaftliche Anerkennung wiederzufinden ein wiederholter Misserfolg, die Ereignisse weisen zudem eine hohe Konsistenz auf. Zweimal wird ihr die Ehre abgesprochen, zweimal folgt

¹⁶⁸ Hinsichtlich des Modus der Bindung der Information (Gordon hat Interesse an Rosa) lässt sich diese Aussage allerdings als unzuverlässig bezeichnen, da der Erzähler auf St. Arnauds Erwiderung, Gordon interessiere sich doch vielmehr für sie, offenbart: *„>Glaubst Du?< sagte Cécile, deren Züge sich plötzlich belebten, denn sie hatte nun gehört, was sie hören wollte“ (40).*

¹⁶⁹ Siehe auch Kahrman (1973): *„Sie ist, im Gegensatz zu Cécile, geradezu gekennzeichnet durch fehlende Gesellschaftsbezogenheit und bleibt in ihrer gesellschaftlichen Position vollkommen undefiniert: Über ihr Herkommen und ihre Lebensbedingungen wird kein Wort verloren“ (Kahrman 1973, S.93).*

darauf ein Duell mit St. Arnaud und zweimal stirbt deswegen ein Mensch. Beim ersten Duell nahm sie die Schuld auf sich und machte es sich durch den Schwur zur Aufgabe, diese Schuld zu tilgen und wohl auch zu verhindern, dass so etwas jemals wieder passieren kann. Gleichzeitig verfolgt sie damit das Ziel, ihre gesellschaftliche Achtung wiederherzustellen. Hierdurch unterstellt sie aber, dieses Ziel aus eigener Anstrengung erreichen zu können. Da sich nun die Geschichte mit Gordon gewissermaßen wiederholt, erscheint es höchst plausibel, dass sie annimmt, dass ihre Umwelt ihr nun wohl niemals verzeihen wird, egal wie viel Anstrengung und Opfer sie hierfür aufbringt. Der Modus einer internal variablen Kausalattribution (Anstrengung) würde sich demgemäß zu einer internal stabilen Kausalattribution verschlechtern, d.h. sie muss feststellen, dass es nicht mehr in ihrer Fähigkeit liegt dieses Vorhaben zu erreichen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Cécile kaum entlastende Informationen erhält. Dies ist im Wesentlichen bedingt durch ihren Aufenthalt in einem Umfeld, in dem sie kaum Kontakte zu Personen besitzt, die mit ähnlichen Schwierigkeiten konfrontiert sind. Vergleichsinformationen werden entweder von ihrem Umfeld abgewertet oder fallen für Cécile überwiegend negativ aus. Darüber hinaus weisen die zwei wesentlichen Misserfolge in ihrem Leben, die Duelltode des Stabsoffiziers und Gordons, eine hohe Konsistenz auf und bestärken daher eine negative Selbstzuschreibung.

5.3 Analytischer Rahmen: Der Handlungsspielraum

Während die Informationsstruktur einer sozialen Umgebung die Ursachenzuschreibungen prägt, werden die Anspruchsniveaupräferenzen durch den Handlungsspielraum beeinflusst. Der Handlungsspielraum kennzeichnet allgemein die Freiräume in einer Gesellschaft, die einem Individuum zur Verfügung stehen. Hierzu zählen z.B. freie Partner-, Ausbildungs- oder Berufswahl. Bei einem hohen Handlungsspielraum wird der Einzelne in seinen Zielsetzungen nicht durch äußeren Zwang an der Wahl unterschiedlich schwieriger Aufgaben gehindert. Beim äußeren Zwang handelt es sich um negative und wahrscheinliche Sanktionen vieler Gesellschaftsmitglieder (Lindner-Braun 1990, S.196). Unter dem Handlungsspielraum eines Individuums kann folglich die objektive Möglichkeit der Auswahl unterschiedlich schwieriger Zielvorstellungen sowie die tatsächliche Inanspruchnahme dieser Wahlmöglichkeiten verstanden werden. (Lindner-Braun 1990, S.246). Nach Lindner-Braun verhindert ein geringer Handlungsspielraum unrealistische Anspruchsniveaupräferenzen, d.h. je größer ein Handlungsspielraum für eine Person ausgeprägt ist, desto höhere Zielvorstellungen kann eine Person entwickeln. Dadurch erhöht sich aber auch die Gefahr, auf mehreren Gebieten gleichzeitig zu scheitern. Allerdings kann diese Annahme nur als hinreichende Bedingung angesehen werden, da selbst bei gleichen Wahlmöglichkeiten unterschiedliche Präferenzen für Zielvorstellungen möglich sind (Lindner-Braun 1990, S.246). Aus diesem Grund kann bezüglich des Handlungsspielraums und seiner Auswirkungen auf Anspruchsniveaupräferenzen keine Gesetzesbeziehung formuliert werden. In der folgenden literarischen Beobachtung soll untersucht werden, welche Handlungsspielräume Cécile bei maßgeblichen Entscheidungen in ihrem Leben zur Verfügung standen und wie sich diese auf ihre Zielvorstellungen ausgewirkt haben könnten.

5.4 Literarische Beobachtung: Céciles Handlungsspielraum

Ziel dieses Abschnitts ist die Analyse der Frage, welcher Handlungsspielraum Cécile bei maßgeblichen Entscheidungen in ihrem Leben zur Verfügung stand. Zunächst kann man feststellen, dass der allgemeine zeitgenössische Kontext nur sehr geringe Handlungsspielräume für Cécile bereithält. Sowohl der Zugang zu Bildungsinstitutionen als auch Möglichkeiten der freien Berufswahl waren Frauen weitestgehend verwehrt (siehe Kapitel 6.3.7). In Hinsicht auf Informationen über Céciles Vergangenheit ist man neben Céciles eigenen Aussagen vor allem auf die Ausführungen von Eva Lewinski angewiesen, die Gordon mitsamt dem Brief seiner Schwester Klothilde erhält. Wie zuverlässig sind diese Informationen einzustufen? Einerseits handelt es sich um eine relativ zuverlässige Quelle, da Eva Lewinski *„ihre Kinderjahre mit Cécile verlebt hat“* (173). Andererseits lässt sich aus dem Brief auch ableiten, dass sie ein nicht sonderlich positives Verhältnis zu der Familie von Cécile hatte. So spottet sie: *„Oft mußten wir lachen über den Grad von Nichtbildung, worin Mutter und Töchter wetteiferten“* (175). Deshalb müssen die gegebenen Informationen unter einem gewissen Vorbehalt betrachtet werden, vor allem was die normative Bewertung angeht.

Die erste maßgebliche Entscheidung in Céciles Leben war die Berufung als Maitresse an den Fürstenhof Welfen-Echingen. Welchen Einfluss hatte Cécile bei dieser Entscheidung? Als plausibelste Hypothese gilt in diesem Fall, dass sie kaum einen eigenen Einfluss ausüben konnte. Zum einen war sie zu diesem Zeitpunkt gerade einmal siebzehn Jahre alt. Zum anderen wurden die Verhandlungen laut Klothilde von ihrer Mutter geführt und gestalteten sich als wenig schwierig (172). Zudem wird von Eva Lewinski erwähnt, dass die Mutter *„wohl von Anfang an ihre Pläne mit ihr hatte“* (175) und der Haushalt der Zachas auch verschuldet war. Demgemäß kann man davon ausgehen, dass Cécile in Bezug auf diese Entscheidung nur ein sehr geringer Handlungsspielraum zur Verfügung stand.

Die zweite maßgebliche Entscheidung in ihrem Leben war die Frage ihrer Zukunft nach dem Tod des alten Fürsten. Klothilde schreibt zu diesem Aspekt:

„Nicht viel später schied auch der Fürst selbst aus der Zeitlichkeit und hinterließ dem schönen Thee-Fräulein ein oberschlesisches Gut, zugleich mit der Bestimmung, daß es ihr frei stehen solle, Schloß Cyrillenort noch ein Jahr lang zu bewohnen. Es lag dem schönen Fräulein aber fern, aus diesem ihr bewilligten >Wittwenjahr< irgendwelchen Nutzen ziehen oder sich überhaupt un bequem machen zu wollen, und erst als Prinz Bernhard, der Neffe, zugleich Erbe des verstorbenen Fürsten, auch seinerseits den Wunsch äußerte, >daß sie Schloß Cyrillenort nicht verlassen möge<, gab sie diesem Wunsche nach und blieb“ (172).

Gemessen an dieser Aussage stand Cécile zu diesem Zeitpunkt tatsächlich ein größerer Handlungsspielraum zur Verfügung. So besaß sie durch die Erbschaft des alten Fürsten ein Gut und war deshalb in materieller Hinsicht nicht mehr gänzlich auf einen Verbleib in der Fürstenfamilie angewiesen. Dennoch entscheidet sie sich für den Verbleib am Fürstenhof. Hierdurch legitimiert sie aber auch in gewisser Weise ihre erstmalige Berufung als Maitresse, bei der sie noch keinen wesentlichen Einfluß hatte. Gerade dieser Aspekt macht es für Cécile in der Folgezeit zunehmend schwierig, sich von ihrer Laufbahn zu distanzieren. So ist Gordon von dieser Nachricht geradezu geschockt: *„[...] aber dieser Schlag ging doch über das Erwartete hinaus. Fürstengeliebte, Favoritin in duplo. Erbschaftsstück von Onkel und Neffe“* (174). Auch für Cécile stellt sich rückblickend die Frage, ob sie sich zu diesem Zeitpunkt nicht von ihrer Laufbahn als Mait-

resse verabschieden hätte sollen, bzw. ob sich die damit verbundenen Erwartungen tatsächlich erfüllt hatten.

Die nächste maßgebliche Entscheidung betrifft ihre Situation nach dem Tod von Prinz Bernhard. So schreibt Klothilde:

„Denn wenn der alte Fürst alt gewesen war, so war der junge krank. Er starb schon das Jahr darauf, und man erwartete nunmehr allgemein, daß die schöne Cécile dem von ihr protegierten Kammerherrn von Schluckmann (der nach Ableben des alten Fürsten, als Hofmarschall in die Dienste des jungen eingetreten war), die Hand zum Bunde, zum Ehebunde reichen würde. Dieser Schritt unterblieb aber, aus Gründen, die nur gemuthmaßt werden“ (173).

Warum die Ehe mit dem Hofmarschall unterblieb, dafür finden sich im Erzähltext keine Hinweise. So könnte Cécile die Heirat verweigert haben. Es wäre auch möglich, dass ihre Mutter intervenierte oder andere Gründe sie von einer Heirat Abstand nehmen ließen. Andererseits könnte auch der Hofmarschall eine Heirat verweigert haben. Diese Hypothese vertritt Manfred Durzak (2004):

„Die Unumkehrbarkeit ihrer Situation ist für Cécile erreicht, als sie sich von dem Erben des verstorbenen Fürsten, dem kränklichen Prinzen Bernhard, wie ein Erbstück übernehmen läßt und nach dessen Tod die vorgesehene Verehelichung mit dem von ihr protegierten Kammerherrn, der vermutlich durch ihre Initiative zum Hofmarschall aufgestiegen, aus offensichtlichen Gründen platzt: Jener, dem Fontane wie so häufig einen sprechenden Namen, von Schluckmann, gegeben hat, ist nicht bereit, alles zu schlucken und das Feigenblatt zu spielen, das Céciles Vergangenheit kaschiert“ (Durzak 2004, S.129).

Auch wenn eine abschließende Bewertung dieser Hypothese nicht möglich ist, so erscheint sie dennoch durchaus möglich, da sich für Cécile eigentlich zahlreiche Vorteile aus der Ehe mit dem Hofmarschall ergeben hätten. So wäre ihre Vergangenheit nicht nur im Nachhinein gewissermaßen legitimiert worden, sie hätte zudem in ihrer heimatlichen Umgebung und im weiteren Umfeld der fürstlichen Familie verbleiben können.

Die nächste maßgebliche Entscheidung in ihrem Leben betrifft die Heirat mit St. Arnaud und die damit verbundenen Konsequenzen um das Duell mit dem Staboffizier. Für dessen Tod hat sich Cécile letztendlich selbst die Schuld zugeschrieben, was darauf hinweist, dass sie die Ursache des Duells – die Heirat mit St. Arnaud – als zumindest teilweise durch sich kontrollierbar wahrnahm. Auch wenn sich aus dem Erzähltext nicht endgültig erschließen lässt, wie groß der Handlungsspielraum für Cécile bei dieser Entscheidung war, so kann man dennoch annehmen, dass je größer sie den Handlungsspielraum für diese Entscheidung verortet hatte, desto größere Erwartungen auch mit der Heirat verbunden waren. Welche möglichen Motive könnte Cécile nun für die Heirat gehabt haben? Hierfür lassen sich unterschiedliche Hypothesen bilden, wobei eine abschließende Bewertung nicht möglich ist. So wäre es z.B. möglich – wenn man von einer reinen Liebesheirat absieht –, dass Cécile durch die Heirat Status und Prestige gewinnen wollte. Zugleich könnte sie auch von ihrer Mutter gedrängt worden sein, denn die Heirat mit dem damals noch erfolgreichen *„Oberst und Regimentscommandeur“* (171) in Oberschlesien ermöglichte immerhin Zugang zur ‚guten Gesellschaft‘ des Kaiserreiches. Hierdurch würde sich für Céciles Familie bzw. ihre Schwestern auch eine potentielle Heiratsplattform in Berlin ergeben. Auf diese Annahme deutet ein Besuch ihrer Schwester Kathinka hin: *„Sie war um mehrere Jahre jünger und ebenfalls sehr schön, aber ganz oberflächlich und augenscheinlich mehr nach Verhältnissen als nach Huldigungen ausblickend“* (152). Obwohl Cécile dieser

Besuch unangenehm ist, was wohl auch mit der Anwesenheit Gordon zusammenhängt, kann sie ihn nicht verhindern: *„Der Besuch hatte nur wenig über eine Woche gedauert und war Niemanden zu rechter Befriedigung gewesen“* (152). Ein anderes mögliches Motiv für die Heirat wäre, dass Cécile zu diesem Zeitpunkt etwas benötigte, was St. Arnaud ihr geben konnte, nämlich Schutz. Wenn man Durzaks Hypothese folgt, dass der Hofmarschall die Heirat mit Cécile ausschlug, könnte man den Beginn ihrer Stigmatisierung mit dem Tod des jungen Fürsten bestimmen. Ab diesem Zeitpunkt hätte sie demgemäß keinen Schutz mehr durch die fürstliche Familie genossen und wäre gewissen Abwertungen ihres Umfelds weitestgehend hilflos ausgesetzt gewesen. Diese Annahme wird durch die Aussage Klothildes gestützt, dass Cécile bereits nach ihrer Rückkehr vom Fürstenhof *„still und zurückgezogen“* (173) lebte. So hätte sie in einer Verbindung zu St. Arnaud eine gewisse Sicherheit vor öffentlichen Herabwürdigungen suchen können. Dieser Aspekt ihrer Beziehung wird auch von Gordon thematisiert: *„Aber es sind immer nur Momente, wo sie Halt sucht und diesen Halt in ihm zu finden glaubt. Also, wenn du willst, eine Neigung mehr aus Schutzbedürfnis als aus Liebe“* (60). Cécile selbst sagt, als sich Gordon ihr nach dem Eklat in der Oper zum wiederholten Male ungebührlich nähert: *„Und so hören Sie denn, ich bin nicht schutzlos. Ich beschwöre Sie, zwingen sie mich nicht diesen Schutz anzurufen, es wäre Ihr und mein Verderben“* (200). Je nachdem, wie frei sie in ihrer Entscheidung St. Arnaud zu heiraten letztendlich war, desto höhere Erwartungen waren wahrscheinlich auch mit der Heirat verbunden. In der Retrospektive würde daher auch die Enttäuschung über das Misslingen der mit der Ehe verbundenen Ziele umso größer ausfallen¹⁷⁰.

In dem folgenden Lebensabschnitt an der Seite St. Arnauds kann man davon ausgehen, dass die wesentlichen Entscheidungen von Arnaud getroffen wurden und ihr Handlungsspielraum daher eher gering ausfiel. So fiel die Verwaltung des Vermögens in seine Befugnis, und auch die Wahl der Wohnstätte in Berlin ist eher an seinen Bedürfnissen ausgerichtet. So klagt Cécile: *„Ach, Pierre, wir hätten uns statt der großen Stadt einen stillen Platz suchen sollen, da wär' uns manch Bitteres erspart geblieben“* (65). Weiterhin kann man annehmen, dass auch er bestimmt, in welchem Umfeld Cécile sich aufhält und sie so an die Gesellschaft von Personen wie die Baronin Snatterlöw, den General Rossow und den Geheimrat Hedemeyer gebunden ist. Einzig der Hofprediger Dörffel und später die Malerin Rosa Hexel sowie Gordon scheinen primär ihre Bekanntschaften zu sein. Insgesamt zeigt sich folglich, dass Céciles Handlungsspielraum in der Ehe relativ klein ist, also ein unrealistisches Anspruchsniveau eher verhindern müsste. Dennoch kann man zumindest in ihrem Handlungsspielraum im Verhältnis zu Gordon eine interessante Beobachtung machen. St. Arnaud lässt ihr hier eigentlich mehr Raum als er müsste bzw. als es damals gesellschaftlich angebracht schien. Schon kurz nach der ersten Begegnung von Cécile und Gordon fällt den beiden Berlinern die Annäherung der beiden in der Gegenwart St. Arnauds auf: *„Ich wund're mich nur, dass der Alte ...“* (26). Auch zeigt St. Arnaud deutlich, dass ihm das Interesse Gordons an seiner Frau keinesfalls entgangen ist.

¹⁷⁰ Eine weitere Frage, die in diesem Kontext nicht geklärt werden kann, ist, ob Cécile vorab von dem Einspruch des Stabsoffiziers gegen die Heirat sowie der anschließenden Duellforderung unterrichtet war und daher Möglichkeiten zur Intervention hatte, z.B. gegebenenfalls selbst von einer Heirat Abstand zu nehmen. Da St. Arnaud Cécile bezüglich des zweiten Duells nicht unterrichtet, erscheint es wahrscheinlich, dass er dies auch beim ersten Duell unterlassen hat.

„Nein, es schien mir umgekehrt, als ob er sich für die Dame interessire, die wenig sprach und viel schwieg“ (40) bekundet er gegenüber Cécile. Anstatt den Kontakt jedoch zu unterbinden, bestärkt er geradezu das Verhältnis der beiden, indem er ihr Gordon ausdrücklich empfiehlt:

„Man findet nicht jeden Tag einen perfekten Cavalier, der die Tugenden unserer militairischen Erziehung mit weltmännischem Blick vereinigt. Du weißt, wen ich meine. Welche Fülle von Wissen, und dabei absolut unrenommistisch. Er hat einen entzückenden Ton; es klingt immer, als ob er sich genire, viel erlebt zu haben“ (65).

Des Weiteren nimmt er keinen Anstoß an den Liebesbriefen, die Gordon Cécile „beinah jeden Morgen“ (153) sendet, sondern verspottet sie lediglich als „Mondscheinpoesie“ (153) und wundert sich, „wozu der Mensch alles Zeit habe“ (153). Am Ende der Handlung, nach dem Duell mit Gordon, offenbart er zudem: „Daß Du mit ein paar Herzfasern an ihm hingst, weiß ich und war mir recht – eine junge Frau braucht dergleichen“ (213). Einerseits gesteht er Cécile somit einen relativ großen Handlungsspielraum für ihre Beziehung zu Gordon ein, wenngleich er ihr dabei eine rigide Grenze setzt, wie er in ihrem Gespräch über den Eklat mit Gordon bekundet:

„Im Uebrigen, ich gestatte mir das vorläufig anzunehmen, kann nichts vorgekommen sein, was das Licht des Tages oder meine Mitwisserschaft zu scheuen hätte. Denn man fordert mich nicht heraus, Niemand, am wenigsten meine Frau, die, soviel ich weiß, eine Vorstellung davon hat, daß ich nicht der Mann der Unentschiedenheiten und Aengstlichkeiten bin“ (205).

Insgesamt lässt sich feststellen, dass Cécile in ihrer Ehe über einen relativ geringen Handlungsspielraum verfügt. In der Bekanntschaft zu Gordon zeigt sich jedoch, dass ihr St. Arnaud in diesem Fall einen relativ großen Handlungsspielraum überlässt. Ein Grund der mit dafür verantwortlich ist, dass Cécile im Folgenden zunehmend unrealistische Ansprüche gegenüber Gordon entwickelt. Anstatt ein sich anbahnendes Liebesverhältnis von Anfang an zu unterbinden, fördert St. Arnaud dieses Verhältnis geradezu. Sein Image gibt ihm hierbei die trügerische Sicherheit, dass nie etwas passieren könnte, was seine Ehre verletzen könnte (siehe Kapitel 6.2.4).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Cécile anfangs ein sehr geringer Handlungsspielraum zur Verfügung stand. Später scheint sie dagegen durchaus die Möglichkeit gehabt zu haben, sich von dieser Laufbahn zu distanzieren. Sie wählt jedoch den Verbleib am Fürstenhof, der allerdings bald mit dem Tod des jungen Fürsten endet. Eine Heirat mit dem Hofmarschall unterbleibt, wobei ungewiss ist, wie groß ihre Wahlmöglichkeit in dieser Situation tatsächlich war. Wie groß ihr Handlungsspielraum bei der Entscheidung für die Heirat St. Arnauds war, kann ebenfalls nicht abschließend geklärt werden. Je größere Entscheidungsgewalt sie aber in dieser Situation hatte, desto größer wirkt sich auch die Enttäuschung über damit verbundene und letztlich verfehlt Zielvorstellungen aus. In ihrer Beziehung zu Gordon konnte zudem beobachtet werden, dass ihr hier ein relativ großer Handlungsspielraum zur Verfügung stand. Dieser ist mitverantwortlich für ihre unrealistischen Ansprüche gegenüber dieser Beziehung.

5.5 Analytischer Rahmen: Der Sozialisationsprozess

Ziel dieses Abschnitts ist die Untersuchung der Sozialisation der Figur Cécile. Unter Sozialisation wird der Prozess verstanden, durch den ein Individuum in eine soziale Gruppe eingegliedert wird. Hierfür ist es notwendig, dass ein Individuum die sozialen Normen einer Gruppe und die diesbezüglich mit bestimmten Rollen verbundenen Erwartungen erlernt. Wenn dieser Aneignungsprozess soweit geht, dass die vermittelten Verhaltensstandards zu ‚eigenen‘ werden, spricht man von Internalisierung derselben (Fuchs-Heinritz 1995, S.615). Als Voraussetzung für die Wirksamkeit von Sozialisationseffekten gilt, dass einerseits relevante Anreizkontingenzen im Verhalten der Interaktionspartner zum Ausdruck kommen müssen und andererseits die Interaktionspartner affektive und kognitive Glaubwürdigkeit besitzen. Gerade innerhalb von Familien sind diese Voraussetzungen zumeist erfüllt¹⁷¹:

„Aufgrund der zahlreichen sozialen Kontakte unter den Familienangehörigen und der zu vermutenden wichtigen Anreize, die durch die Interaktionen eine lange Zeit hinweg ausgetauscht werden, ist zu vermuten, dass die gemeinsamen und intensiven Erfahrungen zu ähnlichen Erwartungen (geringe Wahrscheinlichkeitsdiskrepanz zwischen den Interaktionspartnern und daher hohe kognitive Glaubwürdigkeit) und auch ähnlichen Zielvorstellungen (geringe Anreizwertdiskrepanz und daher hohe affektive Glaubwürdigkeit) geführt haben“ (Lindner-Braun 1990, S.300).

Hinsichtlich der Effekte der Sozialisation lässt sich zwischen primärer und sekundärer Sozialisation unterscheiden. Die primäre Sozialisation kennzeichnet die langfristigen Lernerfahrungen eines Individuums und betrifft daher die Ausprägung der Motivationsstruktur, d.h. die Kausalattributionen und die Anspruchsniveaupräferenzen. Die sekundäre Sozialisation bezeichnet spätere Lernerfahrungen und ist daher nicht so dauerhaft¹⁷². Im Folgenden soll nun analysiert werden, welche Sozialisationseffekte man aus Céciles Biographie ableiten kann und wie sich diese auf ihre Motivationsstruktur ausgewirkt haben könnten.

5.6 Literarische Beobachtung: Céciles Sozialisation

Um Rückschlüsse auf die Sozialisationserfahrungen Céciles zu gewinnen, ist man auf die Aussagen von Eva Lewinski und Klothilde angewiesen. Erstere erzählt über Céciles Jugendzeit:

„Nun, wir waren Nachbarn, und solange der alte Zacha lebte, der übrigens nicht alt war, ein mittlerer Vierziger, ging es hoch her. Er war Betriebsdirector bei den Hohenlohes, verstand nichts und tat nichts (was noch ein Glück war), gab aber die besten Frühstücke. Cavalier, schöner Mann und Anekdotenerzähler, war er allgemein beliebt, freilich noch mehr verschuldet, trotzdem er ein hohes Gehalt hatte. Plötzlich starb er, was man so sterben nennt; die Verlegenheiten waren zu groß geworden. Das >Wie< seines Todes wurde vertuscht“ (174f).

Aus dieser Aussage lässt ableiten, dass bereits ihr Vater Suizid begangen hat, wobei ein unrealistisches Anspruchsniveau hinsichtlich seines Lebensstils eine große Rolle gespielt haben wird. In dieser Hinsicht stellt der Vater ein gewisses Rollenvorbild bezüglich Céciles Suizid-

¹⁷¹ Eine Ausnahme ist z.B. ein Erziehungsstil mit inkonsistenter Kontrolle und Feindseligkeit (Lindner-Braun 1990, S.300).

¹⁷² Von der sekundären Sozialisation werden daher die situationsabhängigen Handlungsdeterminanten beeinflusst, wie die Mittelattraktivität, die Suizid tendenz, die Tendenz zu Handlungsalternativen und situationsspezifische Informationen (Lindner-Braun 1990, S.231)

handlung dar, da er sich durch seinen Suizid erfolgreich unangenehmen Folgen des Weiterlebens entzog¹⁷³. Aber auch nach dem Tod des Vaters lebt Céciles Familie weiterhin über ihren Verhältnissen: *„Alle Quartal kam ihre Pension. Dann gaben sie Festlichkeiten und schafften neue Rüschen und Bänder an [...]. War dann das Geld verthan, was keine Woche dauerte, so hatten sie zwölf Wochen lange nichts“* (175f). Dieses Verhalten führte in der Folgezeit dazu, dass bisherige Unterstützer sich zunehmend von Familie abwandten. *„Die junge Herzogin auf dem Schloß Rauden, die sich für die schöne Wittwe mit ihren drei Kindern interessirte, gab und half. Aber die Wirthschaft war zu toll, und so zog sie zuletzt ihre Hand von den Zachas ab“* (175). Der Mutter von Cécile wird nicht nur in materieller Hinsicht, sondern auch in sozialer Hinsicht ein unrealistisches Anspruchsniveau zugeschrieben:

„Sie hatte ganz verschrobene Ideen und war abwechselnd unendlich hoch und unendlich niedrig. Sie sprach mit der Herzogin auf einem Gleichheitsfuß, am liebsten aber unterhielt sie sich mit einer alten Waschfrau, die in unserem Hause wohnte“ (175f).

Nach dem Tod ihres Mannes zelebriert sie sich laut Lewinski als Trauerwitwe, indem sie permanent schwarz trägt: *„Vielleicht auch, weil sie gehört hatte, dass Königin-Wittwen die Trauer nie ablegen“* (175)¹⁷⁴. Hinsichtlich der Erziehung ihrer Kinder äußert Lewinski:

„An Erziehung war nicht zu denken. Frau von Zacha lachte, wenn sie hörte, daß ihre Töchter doch etwas lernen müßten. Sie selbst hatte sich dessen entschlagen und sich trotzdem sehr wohl gefühlt, bis zum Hinscheiden ihres Mannes gewiß und nachher kaum minder. Es stand fest für sie, daß eine junge schöne Dame nur dazu da sei, zu gefallen, und zu diesem Zwecke sei wenig wissen besser als viel. Und so lernten sie nichts“ (175).

Gemäß dieser Aussage wurde Cécile hauptsächlich dahingehend erzogen, extrinsische Anreize wahrzunehmen, d.h. vorwiegend Bewunderung und Gefallen zu finden anstatt durch eigene Leistungen Erfolgserlebnisse zu erreichen. Gleichzeitig zelebrierte man einen Kult um das Aristokratische, versinnbildlicht in den aus Rosinen und Mandeln hergestellten Pilzen, in deren Mitte der *„Roi Champignon“* (176) thronte. Von Cécile selbst wird diese Zeit jedoch überwiegend positiv empfunden:

„Ueber Land fahren und an einer Waldecke sitzen, zuzusehen, wie das Korn geschnitten wird und die Kinder Mohnblüten pflücken, oder auch wohl selber hingehen und einen Kranz flechten und dabei mit kleinen Leuten von kleinen Dingen reden, einer Geis, die verloren ging, oder von einem Sohn, der wiederkam, das ist meine Welt, und ich bin glücklich gewesen, solange ich darin leben konnte“ (185).

Dieses idyllische Vergangenheitsbild prägt in der Gegenwartshandlung weiterhin ihre zenrale Sehnsucht, wie Cécile gegenüber Gordon bekennt: *„Aber jetzt, jetzt sehne ich mich wieder*

¹⁷³ Empirisch zeigt sich, dass Personen mit Selbstmordfällen in der Familie selbst eine erhöhte Suizidgefahr besitzen. Zwar kann man nicht von einer direkten Beeinflussung eines solchen Ereignisses auf die jeweils aktuelle Suizid tendenz ausgehen, da sich der Suizid zumeist vor langer Zeit ereignete und auch nicht klar ist, inwiefern dies bewusst erlebt wurde. Dennoch kann dieses Ereignis im Sinne der Lernerfahrung einer negativen Problemlösung eine bereits negative Wert-Erwartungs-Haltung verstärken. „Innerhalb eines dauerhaften Interaktionsgefüges, wie es z.B. für die Familie typisch ist, [kann] vermutet werden, dass nicht unbedingt über suizidale Handlungen, sondern über die stellvertretend, aber wiederholt stellvertretend erfahrene Vergeblichkeit bei der Verfolgung von Handlungsalternativen zum Selbstmord eine negative Wert-Erwartungs-Bilanz gelernt wird. Eine negative Problemlösung ergibt sich dann, wenn gleichzeitig die relativen Vorteile suizidaler Handlungen [...] gelernt werden“ (Lindner-Braun 1990, S.304f).

zurück [...] nach Stille, nach Idyll und Frieden“ (185). Ihr Elternhaus verlässt sie, als sie als Maitresse an den Fürstenhof Welfen-Echingen geschickt wird. Hier erlernt sie den Habitus der hohen Gesellschaft, den Gordon schon früh bemerkt:

„Dazu gesellt sich jener freiere Blick oder doch mindestens jenes unbefangene, allem Schwerfällige abgewandte Wesen, das allen Personen eigen ist, die jahrelang in der Obersphäre der Gesellschaft gelebt haben und sich einfach dadurch jenes je ne sais quoi erworben haben, das sie Gebildeteren und selbst Klügeren überlegen macht“ (61).

Darüber hinaus internalisierte sie in ihrer weiteren Sozialisation am Fürstenhof ihren hohen Anspruch auf gesellschaftliche Achtung sowie persönliche Huldigungen und erlernte die Rolle einer Maitresse: „Sie hat in einer Welt gelebt, in der die Frau verwöhnt wurde und nach ihrem erotischen Reiz Ansprüche stellen konnte“ (Grawe 2002, S.276). Auch wenn sie nie die offizielle Stellung einer Ehefrau am Fürstenhof erreichte, so wurde sie dennoch formal so behandelt. Der alte Fürst gesteht ihr ein Erbe und ein „Wittwenjahr“ (172) im Schloss Cyrillenort zu. Diese Würdigung wird auch von dem jungen Prinzen Bernhard geachtet, der erst nachdem das „Trauerjahr“ (172) verstrichen ist, selbst in das Schloss zieht. In der Zeit am Fürstenhof entwickelt sie zudem ihren hohen Anspruch auf einen gehobenen Lebensstil, den sie danach beibehält, wie sich bei dem Besuch in Altenbrak zeigt:

„Einen Blick auf die Bettbestände hatte nämlich der gnädigen Frau, schon im Laufe des Nachmittags, die nur zu gewisse Gewißheit gegeben, daß von einem Nachtquartier an dieser sonst so reizenden Stelle nicht wohl die Rede sein könne“ (118).

Cécile bekennt, dass sie in „kleine Verhältnisse“ nicht mehr zurück könnte: „die würd' ich nicht ertragen können“ (185). Wie bewertet nun Cécile selbst diesen Lebensabschnitt? Gegenüber Gordon bemerkt sie:

„Aber dann kamen andere Tage, freilich auch halbe Kindertage noch, in denen ich aus der kleinen oberschlesischen Stadt, darin ich geboren und groß gezogen war, zum ersten Mal in die Welt sah. Und in welche Welt! Jeden Morgen, wenn ich an's Fenster trat, sah ich die >Jungfrau< vor mir und daneben den Mönch und Eiger. Und am Abend dann das Alpenglühen. Ich vergesse sonst Namen, aber diese nicht, diese sind mir in der Seele geblieben, wie die Tage selbst. Schöne, himmlische, glückliche Tage, Tage voll ungetrübter Erinnerungen“ (87).

Nach ihrer Auffassung hatte sie folglich eine durchaus schöne Zeit am Fürstenhof: „[...] und ich habe mich, solange es galt, auch ihrer Freuden gefreut und an ihren Thorheiten und Verirrungen Theil genommen“ (185). Sie lebte dort im Schloss Cyrillenort und unternahm Ausflüge, die in der Zeit mit Prinz Bernhard sogar „bis Algier und Madeira“ (172) reichten. Auch schien sie neben der fürstlichen Familie ein großes Umfeld von Bekanntschaften und Kontakten besitzen zu haben, wie sie gegenüber St. Arnaud gesteht: „Ein Mann von so guter Erscheinung und Familie, denn die Schotten sind alle von guter Familie. Wir hatten unter den Cavalieren am Hofe ... Daher meine Kenntniß“ (66). Man kann also davon ausgehen, dass sie in dieser Zeit hinsichtlich ihres Bedürfnisses nach Anschluss und Anerkennung überwiegend positive Erfahrungen gemacht hat, sei es durch die Mitglieder der fürstlichen Familie selbst oder durch Kavaliere, die zu Besuch waren.

¹⁷⁴ Möglicherweise trägt diese Aussage dazu bei, daß Gordon ebenfalls Céciles Demut hinterfragt.

Ihr nächster wesentlicher Lebensabschnitt beginnt mit dem Tod des jungen Fürsten. Eine Ehe mit ihrem ehemaligen Kammerherrn kommt nicht zustande, sie verlässt das Schloss und kehrt nach Hause „zu Mutter und Geschwistern zurück, von denen sie sich mit Jubel empfangen sah“ (173). Obwohl im Erzähltext kaum Informationen über diesen Zeitabschnitt enthalten sind, so kann man dennoch davon ausgehen, dass sie nun gewissermaßen die Rolle als ‚ehemalige Maitresse‘ erlernen muss, verbunden mit Abwertungen ihrer Person durch ihr soziales Umfeld. Auch wenn sie damals demzufolge schon einer gewissen gesellschaftlichen Stigmatisierung ausgesetzt war, so hatte sie zu diesem Zeitpunkt noch ihre Familie als schützendes Umfeld, das ihre Vergangenheit nicht negativ sanktionierte, sondern ihr dafür geradezu dankbar war. Das Erbe eines Gutes und wahrscheinlich zusätzliche Vermögenswerte ermöglichten es dem zuvor chronisch überforderten Haushalt der Familie aufzusteigen: „Eine verhältnismäßig glänzende Wohnung wurde genommen, und in dieser Wohnung war es, daß St. Arnaud, zwei Jahre später, die still und zurückgezogen lebende Cécile (damals noch katholisch) kennen lernte“ (173).

Ihr nächster Lebensabschnitt beginnt mit der Verlobung mit St. Arnaud und dem anschließenden Wechsel in die Berliner Gesellschaft. Ihre Einbindung in dieses neue Milieu gestaltet sich von Anfang an äußerst schwierig. Seitens des Offizierskorps wird gegen die beabsichtigte Eheschließung Einspruch eingelegt, es folgt das Duell mit dem Tod des Stabsoffiziers. Laut eigener Aussage fanden hierdurch die „Tage ungetrübter Erinnerungen“ (87) ein Ende. Dennoch versucht Cécile, sich auch diesem Umfeld anzupassen. Sie konvertiert zum Protestantismus und zeigt ein betont schuldbewußtes Verhalten gegenüber ihrer Vergangenheit und dem Tod des Stabsoffiziers. In diesem Kontext erlernt sie gewissermaßen die Rolle einer ‚reuigen Büberin‘, die nicht wie die der Maitresse durch Leichtigkeit und Verführung besticht, sondern von Ernsthaftigkeit und Pflichtbewußtsein getragen ist. Dieses Verhalten entspricht durchaus den Erwartungen ihres neuen Umfelds (siehe Kapitel 6.1). Es zeigt sich folglich, dass Cécile eine völlig konträre Rolle zu ihrer einstigen Sozialisation einnehmen muss. Trotz dieser Neuorientierung ihrer Rolle bleiben aber ehemals erlernte Ansprüche weiterhin bestehen:

„Und wenn ich auch durch all‘ mein Leben hin in Eitelkeit befangen geblieben bin und der Huldigungen nicht entbehren kann, die meiner Eitelkeit Nahrung geben, so will ich doch, ja, Freund, ich will es, daß diesen Huldigungen eine bestimmte Grenze gegeben werden“ (185).

Hieraus ergibt sich für Cécile ein starker Rollenkonflikt. Ihre Ansprüche auf Huldigung bleiben bestehen, dennoch darf sie ausdrücklich nicht das Verhalten an den Tag legen, womit sie einst diese Huldigungen erreichen konnte. Dies gilt sowohl hinsichtlich ihrer eigenen Verpflichtung mittels des Schwurs als auch hinsichtlich der Erwartungen des Umfelds. Der Konflikt wirkt sich schließlich in der Beziehung zu Gordon fatal aus.

Insgesamt konnte innerhalb dieser literarischen Beobachtung nachvollzogen werden, wie sehr Céciles Motivationsstruktur durch ihre Sozialisation geprägt wurde. So wurde ihr durch ihre Eltern ein unrealistisches Anspruchsniveau vorgelebt, wobei ihr Vater zudem noch als gewisses Rollenvorbild für eine Suizidhandlung fungierte. In ihrer Erziehung wurde sie vorwiegend dahingehend geprägt, extrinsische Anreize in Form von Bewunderung wahrzunehmen. Am Fürstenhof erwirbt sie Wohlstand und den Habitus der höheren Gesellschaft und erlernt die Rolle einer Maitresse. Nach ihrem Abschied vom Fürstenhof und ihrer Heirat mit St. Arnaud

muss sie schließlich eine weitere Sozialisation durchleben, bei der sie lernt, dass ihre Rolle als ‚ehemalige Maitresse‘ zahlreichen Abwertungen des Umfelds ausgesetzt ist.

5.7 Zusammenfassung

Innerhalb dieses Kapitels sollte nachvollzogen werden, inwiefern sich situationale Randbedingungen auf die Motivationsstruktur der Figur Cécile auswirken. So konnte einerseits beobachtet werden, dass sich Cécile in einer defizitären Informationsstruktur befindet, d.h. sie erhält kaum inkompatible Informationen bezüglich ihrer asymmetrischen Kausalattribution. Hinsichtlich ihres Handlungsspielraums konnte andererseits nachvollzogen werden, dass sie zwar allgemein über einen relativ geringen Handlungsspielraum verfügt, aber bei gewissen Entscheidungen dennoch einen gewissen Handlungsspielraum zur Verfügung hatte, was die Gefahr einer unrealistischen Anspruchsniveauhaltung verstärkte. Zudem konnte aus der Betrachtung ihrer Sozialisation abgeleitet werden, inwiefern die Erziehung in ihrem Elternhaus und die Zeit am Fürstenhof dazu beigetragen haben, ein sehr hohes Anspruchsniveau nach Macht und Affiliation und ein sehr geringes Anspruchsniveau nach Leistung zu entwickeln.

6 Gesellschaftliche Integration: Wie ist Cécile im Rahmen sozialer Institutionen in die Gesellschaft eingebunden?

Innerhalb dieses Kapitel soll nun der soziale Kontext dargestellt werden, in dem sich die Figur Cécile aufgrund ihrer Attribute verorten muss. Es handelt sich folglich um Faktoren auf der strukturellen Ebene, die die Einbindung einer Person in soziale Institutionen betreffen. In dem Ansatz von Lindner-Braun werden Institutionen nicht nur als spezifische Organisationen (z.B. Kirchen, Schulen) aufgefasst, sondern als sich wiederholende und insofern dauerhafte Interaktionen zwischen Personen¹⁷⁵. Im Rahmen dieser sozialen Institutionen besitzen Individuen gewisse Handlungsspielräume, sie befinden sich in verschiedenen Informationsstrukturen und es bestehen unterschiedliche Möglichkeiten zur Verwirklichung zentraler Anreize. Die allgemeine **Gesetzhypothese** für den Zusammenhang zwischen der Einbindung in soziale Institutionen und der Suizidwahrscheinlichkeit lautet daher:

„Je häufiger Personen in einer sozialen Institution zentrale Anreize nicht realisieren können, und je eher über die Gewährung von Handlungsspielräumen abweichende Moralprinzipien in Kraft treten können, und je eher die Informationsstruktur der sozialen Beziehungen so beschaffen ist, daß Interpretationsspielräume die asymmetrischen Kausalprinzipien nicht außer Kraft setzen, um so größer ist die Zahl der Mitglieder dieser sozialen Institution, die suizidale Handlungen begehen“ (Lindner-Braun 1990, S.228).

Ziel der folgenden Analyse ist die Erklärung (**Explanandum**) der erhöhten Suizid tendenz der Figur Cécile durch ihre spezifische Einbindung in soziale Institutionen (**Explanans**):

Gesetz: Wenn eine Person in sozialen Institutionen überwiegend Anreizdefiziten, erhöhten Handlungsspielräumen und einer defizitären Informationsstruktur ausgesetzt ist, dann steigt ihre Suizidwahrscheinlichkeit.

Singulärer Satz: Cécile ist in sozialen Institutionen Anreizdefiziten, erhöhten Handlungsspielräumen und einer defizitären Informationsstruktur ausgesetzt.

Explanandum: Cécile besitzt eine erhöhte Suizidwahrscheinlichkeit.

In der folgenden Analyse soll Céciles Einbindung in soziale Institutionen anhand mehrerer Faktoren untersucht werden. Zunächst wird die allgemeine Integration in das soziale Umfeld hinsichtlich der Stigmatisierungseffekte untersucht, denen sie aufgrund ihrer Vergangenheit ausgesetzt ist (Kapitel 6.1). Anschließend sollen durch die schichtbezogene Zuordnung zur ‚guten Gesellschaft‘ des Kaiserreiches normative Verhaltensmodelle erörtert werden, die für die Mitglieder dieser Institution verbindlich waren, so z.B. die schichtspezifische Ehrauffassung und die Duellkultur (Kapitel 6.2). Im nächsten Schritt wird der historische und politische Kontext erörtert, in dem sich Cécile aufgrund gewisser sozialer Merkmale verorten muss. Hierbei wird besonders auf ihren Status als ehemalige Katholikin, ihre Herkunft aus Polen, ihre einstige Zugehörigkeit zu dem Herrschaftshaus der Welfen und auf ihre gesellschaftliche Situation als (schöne) Frau eingegangen (Kapitel 6.3). Abschließend soll mithilfe zeitgenössischer Vor-

¹⁷⁵ Diese Definition sozialer Institutionen stammt von Homans 1978 (Lindner-Braun 1990, S.227).

stellungen und Verhaltensmodelle für Intimbeziehungen erklärt werden, warum die beiden Figuren Cécile und Gordon miteinander in Konflikt geraten (Kapitel 6.4). Eine Zusammenfassung und Bewertung der Ergebnisse erfolgt in Kapitel 6.5.

6.1 Stigmatisierungseffekte

Ziel dieses Kapitels ist die Untersuchung von Céciles allgemeiner Integration in ihr soziales Umfeld. Hierfür wird besonders auf die Stigmatheorie von Erving Goffman (1975) eingegangen, die zwar nicht speziell auf die Erklärung von Suiziden ausgerichtet ist, aber aufschlussreiche Erkenntnisse hinsichtlich der Integration von Personen mit einem sozialen Makel liefern kann. Nach Durkheim ist mangelhafte Integration ein struktureller Faktor, der die Suizidwahrscheinlichkeit betroffener Gesellschaftsmitglieder erhöht¹⁷⁶. Fehlende Integration kann sich einerseits durch eine gewisse Lebensweise eines Individuums einstellen, d.h. ohne vorausgegangene Ausgrenzung, sie kann aber andererseits auch durch Rollendiskriminierung verursacht werden. Diese Form mangelnder Integration durch Rollendiskriminierung soll im Rahmen dieser Arbeit durch den Begriff des ‚Stigmas‘ erklärt werden. Die allgemeine Normalfallhypothese¹⁷⁷ für dieses Kapitel ist daher:

Normalfallhypothese: Wenn eine Person infolge von Stigmatisierung nur schwach in die Gesellschaft integriert ist, dann wird ihre Suizidwahrscheinlichkeit erhöht.

Singulärer Satz: Cécile wird stigmatisiert.

Explanandum: Cécile besitzt eine erhöhte Suizidwahrscheinlichkeit.

Ziel der folgenden Analyse ist die Überprüfung der Frage, ob Cécile von ihrem Umfeld stigmatisiert wird. Hierfür wird zunächst der Begriff des ‚Stigmas‘ definiert und nachvollzogen, welches bestimmtes Stigma Cécile besitzt. Anschließend werden die Auswirkungen dieses Stigmas auf ihr soziales Umfeld und damit auch die Frage ihrer Integration analysiert. Danach wird auf die Frage ihres persönlichen Umgangs mit dem Stigma eingegangen und zudem die Möglichkeit erörtert, ob es ihr gelingen kann, sich dieses Stigmas zu entledigen.

6.1.1 Analytischer Rahmen: Bestimmung und Ausprägung eines Stigmas

Der Begriff Stigma stammt ursprünglich aus dem Griechischen und bezog sich auf körperliche Zeichen, die dazu bestimmt waren, etwas Ungewöhnliches oder Schlechtes über den moralischen Zustand eines Individuums zu offenbaren. Diese Zeichen wurden in den Körper eingebrannt und kennzeichneten den Träger öffentlich als eine rituell unreine Person (z.B. Verbrecher, Sklave, Verräter), die gemieden werden sollte. In späteren Zeiten fand der Begriff auch andere Verwendungen, so im christlichen Kontext für Zeichen göttlicher Gnade und in der Medizin als Bezeichnung für körperliche Unstimmigkeiten (Goffman 1975, S.9). Erving Goff-

¹⁷⁶ Es handelt sich hierbei um den ‚egoistischen Selbstmord‘ (siehe II. Kapitel 5.1). Einschränkend muss hinzugefügt werden, dass diese Aussage vorwiegend für westlich orientierte Gesellschaften gilt, d.h. Gesellschaften ohne Suizidgebot.

¹⁷⁷ Es handelt sich in diesem Kontext um keine allgemeine Gesetzhypothese, da – wie im weiteren ausgeführt wird – die negativen Aspekte von Rollendiskriminierungen auch auf gewisse Anpassungsleistungen des Individuums zurückgeführt werden, die ‚normalerweise‘ aber nicht ausschließlich zu erwarten sind.

man fokussiert den Begriff des Stigmas wieder stärker auf seine ursprüngliche Bedeutung, wobei allerdings weniger auf die körperliche Erscheinungsweise Bezug genommen wird, als vielmehr auf den spezifischen Verweis der sozialen Unerwünschtheit des Trägers:

„Ein Individuum, das leicht in den gewöhnlichen sozialen Verkehr hätte aufgenommen werden können, besitzt ein Merkmal, das sich der Aufmerksamkeit aufdrängen und bewirken kann, daß wir uns bei der Begegnung mit diesem Individuum von ihm abwenden, wodurch der Anspruch, den seine anderen Eigenschaften an uns stellen, gebrochen wird. Es hat ein Stigma, das heißt, es ist in unerwünschter Weise anders, als wir es antizipiert hatten. Uns und diejenigen, die von den jeweils in Frage stehenden Erwartungen nicht negativ abweichen, werde ich die *Normalen* nennen“ (Goffman 1975, S.13).

Ein Stigma ist nach dieser Bestimmung also zunächst eine spezifische Form von gebrochenen normativen Erwartungen des Umfelds¹⁷⁸. Die normativen Erwartungen betreffen die Zuschreibungen an die Rolle einer Person hinsichtlich ihrer antizipierten sozialen Identität¹⁷⁹. Goffman unterscheidet hierbei zwischen einer ‚virtualen sozialen Identität‘, also Zuschreibungen, die unterstellt werden können, und einer ‚aktualen sozialen Identität‘, also Zuschreibungen, die dem Individuum tatsächlich bewiesen werden können (Goffman 1975, S.10). Ein Stigma kennzeichnet ein spezifisches Attribut, das eine gewöhnliche Person in der Vorstellung des Umfelds zu einer befleckten Person herabmindert¹⁸⁰ und verursacht dadurch eine beträchtliche Diskrepanz zwischen der virtualen und der aktuellen Identität eines Individuums:

„Die Haltungen, die wir Normalen einer Person mit einem Stigma gegenüber einnehmen, und die Art, in der wir ihr gegenüber agieren, sind wohlbekannt, da es ja Reaktionen sind, die durch wohlwollende soziale Verhaltensweisen gemildert oder verbessert werden sollen. Von der Definition her glauben wir natürlich, dass eine Person mit einem Stigma nicht ganz menschlich ist. Unter diesen Voraussetzungen üben wir eine Vielzahl von Diskriminationen aus, durch die wir ihre Lebenschancen wirksam, wenn auch oft gedankenlos, reduzieren. Wir konstruieren eine Stigma-Theorie, eine Ideologie, die ihre Inferiorität erklären und die Gefährdung durch den Stigmatisierten nachweisen soll; manchmal rationalisieren wir derart eine Animosität, die auf anderen Differenzen – wie zum Beispiel soziale Klassendifferenzen – beruht“ (Goffman 1975, S.13f).

Das Umfeld tendiert bei einem Stigma folglich dazu, auf der Basis einer ursprünglich einzelnen eine ganze Kette von Unvollkommenheiten zu unterstellen. Ein wichtiger Aspekt ist hierbei die ‚Visibilität‘, d.h. die Frage, inwiefern ein Stigma für das Umfeld ersichtlich ist. Entscheidend ist aber nicht allein die optische Sichtbarkeit, sondern auch die entziffernde Fähigkeit des Publikums. Ist dem Umfeld das Stigma bekannt oder wird es als ein solches erkannt, spricht man von einer diskreditierten Person. Ist das Stigma hingegen nicht bekannt, so gilt die Person als diskreditierbar (Goffman 1975, S.12).

¹⁷⁸ Normative Erwartungen in Form von Kategorisierungen und Stereotypisierungen sind ein omnipräsenter Bestandteil einer Gesellschaft zur Aufrechterhaltung des sozialen Verkehrs. In sozialen Institutionen werden bestimmte Formen von Personenkategorien entwickelt, die es bei der Begegnung mit Fremden ermöglichen, dessen Kategorie bzw. seine ‚soziale Identität‘ zu antizipieren. Diese Antizipationen werden anschließend in normative Erwartungen umgewandelt, die an die jeweilige Person gestellt werden. Oftmals verläuft der Prozess der Bildung von Erwartungen an eine Person unbewusst und offenbart sich erst, wenn Erwartungen nicht erfüllt werden (Goffman 1975, S.10).

¹⁷⁹ Der Begriff der sozialen Identität ist weiter gefasst als der des sozialen Status einer Person, da er auch persönliche Eigenschaften, wie beispielsweise Charaktermerkmale, beinhalten kann.

¹⁸⁰ In gegenteiliger Weise funktionieren etwa Prestigesymbole.

Ziel der folgenden literarischen Beobachtung ist die Untersuchung der Frage, welches spezifische Stigma die Figur Cécile besitzt und wie sich dieses auf die Bewertung ihrer sozialen Identität auswirkt.

6.1.2 Literarische Beobachtung: Céciles Stigma

Nach Neuhaus (2004) besitzt Cécile ein spezifisches Ehrenstigma, das mit dem Verlust ihrer Geschlechtsehre gekennzeichnet werden kann. Durch ihre einstige Stellung als Maitresse am Fürstenhof hat sie in den Augen ihres neuen Umfelds einen Makel erhalten, der ihre soziale Identität maßgeblich diskreditiert. Zwar war im 19. Jahrhundert eine offizielle Maitresse nicht mehr mächtig wie einst¹⁸¹, aber angesehen war sie durchaus noch. Dies ändert sich mit ihrer ‚Depossedierung‘ mit der Stellung als abgelegte Fürstengeliebte:

„Zu Céciles Zeiten hatte der Hof zwar noch gesellschaftspolitische Bedeutung, aber längst nicht mehr das politische Gewicht wie zur Zeit des Feudalabsolutismus. Die Maitressen haben deshalb ihre in der höfischen Machtkonzentration begründete Position verloren. Sie erscheinen als feudales Relikt. Jedoch liegt ein Abglanz des früheren Ansehens der Maitressen auf Cécile, da sie noch immer im begrenzten Maß gesellschaftsfähig bleibt“ (Haß 1979, S.93).

Céciles Stigma basiert daher wesentlich auf ihrem Verhalten in der Vergangenheit. Hierdurch ist sie in den Augen von Personen mit Kenntnis über ihre Vergangenheit diskreditiert und für solche ohne Kenntnis davon diskreditierbar. Folglich kann sie zumindest in der Fremde den Status einer normalen Person annehmen, obschon sie hier als diskreditierbar gilt, d.h. ihr Status stets von möglichen Enthüllungen bedroht ist. In diesem Kontext zeigt sich auch, was Goffman mit der entziffernden Fähigkeit des Publikums beschrieben hat: Als sie im Harz auf den weitgereisten Ingenieur Gordon trifft, genügen diesem wenige Informationen um zu ahnen, dass sich hinter Céciles sozialer Identität etwas Unstimmiges verbirgt.

Die aus ihrem Stigma resultierende Diskrepanz zwischen virtueller und aktueller Identität lässt sich an der Reaktion Gordons nachvollziehen, nachdem dieser durch den Brief seiner Schwester über die Vergangenheit von Cécile aufgeklärt worden ist. Im Kontext der Enthüllung ihrer Vergangenheit verändert sich Gordons Wahrnehmung ihrer sozialen Identität fundamental – diese wird fortan durch ihr Stigma dominiert. Allein aus dem Attribut ‚ehemalige Maitresse‘ folgert Gordon, dass es sich bei Cécile auch gegenwärtig um eine zwanghafte Verführerin und ‚Frau, die nicht nein sagen kann‘ handelt. Es zeigt sich eine beträchtliche Diskrepanz zwischen ihrer aktuellen und virtuellen Identität, da ihr eine Vielzahl weiterer negativer Eigenschaften zugeschrieben werden können, so etwa Unaufrichtigkeit, Egoismus und Laszivität: *„Soll ich daraus herleiten, daß sie mir eine Komödie vorgespielt und daß alles nichts gewesen sei wie der Jargon einer schönen Frau, die sich unbefriedigt fühlt und die langen öden Stunden ihres Da-*

¹⁸¹ Siehe hierzu Norbert Elias (1983): „Maîtressen des Königs waren oft außerordentlich viel mächtiger als ranghöhere höfische Damen, die Königin miteingeschlossen. Schon aus diesem Grunde, im Zusammenhang mit diesem Auseinanderfallen von sozialem Rang und sozialer Macht, ist der Begriff einer herrschenden Schicht fragwürdig, wenn man ihn, wie das zuweilen geschieht, auf den Adel des absolutistischen Regimes beschränkt und über den juristischen Nennwert des Adels als eines scheinbar einheitlichen privilegierten Standes nach der tatsächlichen Machtverteilung in der Staatsgesellschaft des ancien régime zu fragen vergißt“ (Elias 1983, S.450f).

seins mit einer Liebesintrigue kürzen möchte?“ (187). Ein weiteres Resultat dieser Wahrnehmung ist, dass die Gegenwart des Geheimrats Hedemeyer zur unmittelbaren Konkurrenz wird. Indem Cécile als Frau ohne Geschlechtsehre eingeordnet wird, erscheint sie als eine Frau, die nicht gewohnt ist Forderungen zurückzuweisen bzw. gewissermaßen auch kein Recht dazu hat. Eine Zurückweisung seiner Ansprüche ist für ihn in Anbetracht der Cécile nun zugewiesenen sozialen Identität daher nicht mehr akzeptierbar: „*[I]ch kam nicht wieder, um Ihre Ruhe zu stören, aber einen Andern bevorzugt zu sehen und so, so, das war mehr als ich ertragen konnte. Das war zuviel*“ (201). Hierdurch spricht er ihr, wie Neuhaus feststellt, „mit seinem gesamten Verhalten die Ehre im Sinne des Rechts auf geschlechtliche Selbstbestimmung ab“ (Neuhaus 2004, S.149f).

6.1.3 Analytischer Rahmen: Das soziale Umfeld eines Stigmatisierten

Nach Goffman trennt ein Stigma ein Individuum von der Gesellschaft. Bezogen auf den bisher verfolgten Ansatz bedeutet dies, dass die Integration eines Individuums aufgrund eines Stigmas maßgeblich erschwert wird. Als Ursache hierfür nennt Goffman Rollendiskriminierung. Eine Person ist demnach aufgrund eines unerwünschten Attributs unterlegen im Rollenspiel, d.h. es ist hinsichtlich ihrer sozialen Identität ungünstigen Fremdzuschreibungen ausgesetzt. Als Konsequenz bedingt diese Rollendiskriminierung im Normalfall eine gewisse soziale Isolation, die mit bestimmten Anreizdefiziten verbunden ist. Soziale Isolation kann einerseits als fehlende Teilhabe an sozialen Beziehungen beschrieben werden, d.h. eine Person ist überwiegend mit dem Alleinsein konfrontiert. Hierdurch entstehen affiliative Anreizdefizite. Zugleich befindet sich eine solche Person in einer defizitären Informationsstruktur, da der mangelnde Kontakt zu anderen Menschen die Möglichkeit beschränkt, entlastende Vergleichsinformationen zu finden. Andererseits kann soziale Isolation aber auch dahingehend bestehen, dass zwar durchaus Kontakte vorhanden sind, diese sozialen Interaktionen aber überwiegend negativ für eine Person verlaufen. In diesem Fall handelt es sich um verfehlte Ziel-Mittel-Konstellationen. So kann eine stigmatisierte Person in sozialen Interaktionen beispielsweise auf Ablehnung und Zurückweisung treffen, d.h. sie ist defizitären affiliativen Anreizen ausgesetzt. Oder ihr wird fehlende Wertschätzung bezüglich status- oder machtbasierter Anreize signalisiert, d.h. sie wird im Vergleich zu anderen nicht anerkannt bzw. in der Rangordnung der Gesellschaft herabgestuft. Rollendiskriminierung bezeichnet folglich das in interaktiven Beziehungen auftretende Verhalten eines sozialen Umfelds gegenüber einer Person. Als Konsequenz erleidet ein Individuum spezifische Anreizdefizite und suizidären Attributionen werden verstärkt – zum einen, weil die Person zu wenige Interaktionspartner hat, zum anderen, weil die Person in sozialen Interaktionen mit negativen Anreizen konfrontiert wird.

Auch wenn das stigmatisierte Individuum überwiegend von der sozialen Umwelt isoliert wird, so ist diese soziale Isolation doch meist relativ, da es nach Goffman durchaus gelingen kann, sogenannte ‚teilnehmende Andere‘ zu finden. Diese Personen können sich gewissermaßen den Standpunkt eines Stigmatisierten zu eigen zu machen und ihm das Gefühl geben, dass er entgegen allem Anschein menschlich und essentiell normal ist. Goffman unterscheidet hierbei zwei maßgebliche Kategorien: Seinesgleichen und Weise (Goffman 1975, S.30f). Die Kategorie ‚Seinesgleichen‘ kennzeichnet Personen, die dasselbe Stigma teilen. Da sie aus eigener Er-

fahrung wissen, was es bedeutet, ein solches Stigma zu besitzen, können sie das stigmatisierte Individuum mit entlastenden Konsensinformationen, moralischer bzw. materieller Unterstützung und gewissen ‚Tricks‘ zur Anpassung versorgen. Die zweite Gruppe der ‚Weisen‘ beschreibt „Personen, die normal sind, aber deren besondere Situation sie intim vertraut und mitfühlend mit dem geheimen Leben der Stigmatisierten gemacht hat“ (Goffman 1975, S.40). Diese Personen können entweder in gewissen Institutionen arbeiten, die Bedürfnissen von Stigmatisierten dienen bzw. den Aktionen entsprechen, die eine Gesellschaft in Hinblick auf diese Stigmatisierten unternimmt¹⁸². Es kann sich aber auch um Personen handeln, die durch die Sozialstruktur mit einem stigmatisierten Individuum verbunden sind, sei es durch Verwandtschaft oder Freundschaft. Trotz solch teilnehmender Anderer gilt nach Goffman: Eine Verbindung zu Stigmatisierten wird meist vermieden, da die größere Gesellschaft dazu neigt „beide Individuen in gewisser Hinsicht als eins zu behandeln“ (Goffman 1975, S.42). Diese allgemeine Tendenz eines Stigmas, sich von dem stigmatisierten Individuum auf dessen nahe Beziehungen auszubreiten, ist oftmals ein Grund dafür, dass solche Beziehungen gemieden oder, wo existent, abgebrochen werden (Goffman 1975, S.43). Zudem bedeutet Vertrautheit mit dem Schicksal eines Stigmatisierten nicht zwangsläufig, dass sich Verachtung reduzieren muss. Vorurteile können trotz starker persönlicher Nähe aufrechterhalten werden (Goffman 1975, S.69).

Durch diese Aufteilung der sozialen Umwelt entsteht für Stigmatisierte auch eine Aufteilung der räumlichen Welt. Goffman unterscheidet hierbei zwischen verbotenen, bürgerlichen und abgesonderten Bereichen. Verbotene Bereiche kennzeichnen Orte, an denen sich stigmatisierte Personen nicht aufhalten dürfen und Enthüllungen Ausstoßung bedeuten. Bürgerliche Bereiche dagegen kennzeichnen Orte, an denen Stigmatisierte vorsichtig und manchmal übertrieben so behandelt werden, als wären sie nicht für die übliche Akzeptierung disqualifiziert, auch wenn sie es in der Tat irgendwie sind. Abgesonderte Bereiche schließlich kennzeichnen Orte, an denen Personen von der Art des Individuums exponiert sind und es eigentlich nicht nötig haben, ihr Stigma zu verbergen (Goffman 1975, S.104f). Für Personen, deren Stigma nicht offensichtlich ist, ergibt sich eine weitere räumliche Aufteilung – in Orte, an denen das Stigma bekannt ist, und Orte, an denen sie mit einiger Sicherheit erwarten können, anonym zu bleiben und somit für niemanden eine Auffälligkeit darzustellen (Goffman 1975, S.106).

Ziel der folgenden literarischen Beobachtung ist die Untersuchung der Hypothese, dass Cécile aufgrund ihres Stigmas weitestgehend sozial isoliert ist. Des Weiteren soll nachvollzogen werden, inwiefern sich dadurch auch eine räumliche Aufteilung ihrer Umwelt nachvollziehen lässt.

6.1.4 Literarische Beobachtung: Céciles soziales Umfeld

Zunächst ist bezüglich Céciles sozialen Umfelds zu beobachten, dass sie relativ wenige Kontakte besitzt bzw. wahrnimmt. Dies wird sowohl durch ihren Ehemann (9) als auch durch den Hofprediger Dörffel bestätigt: „*Denn es bleibt bei meinem alten Satze, Sie verbringen Ihr*

¹⁸² Hierzu zählen bspw. Seelsorger, Heilgymnastiker, Krankenschwestern, Sozialbetreuer, Psychotherapeuten etc. (Goffman 1975, S.42).

Leben einsamer, als Sie sollten“ (146). Doch für Cécile sind soziale Interaktionen mit überwiegend negativen Anreizen verbunden, beispielsweise der Furcht vor Demütigungen: „*es ist soviel Spott um mich her, Spott, den ich nicht mag und den ich oft nicht einmal verstehe*“ (185). Hieraus ergibt sich für Cécile eine gewisse soziale Isolation, die sich negativ auf sie auswirkt, da sie ihre affiliativen und machtbasierten Zielvorstellungen nicht erreichen kann (siehe Kapitel 4.4). Zudem befindet sie sich in einer defizitären Informationsstruktur, d.h. sie hat kaum Möglichkeiten, Vergleichsinformationen zu finden, die sie von ungünstigen Selbstzuschreibungen entlasten könnten. Diese soziale Isolation ist aber insofern relativ, als Cécile in ihrem Umfeld durchaus über Kontakte zu sogenannten ‚teilnehmenden Anderen‘ verfügt.

Welche teilnehmenden Anderen lassen sich in Céciles gegenwärtigem Umfeld auffinden? Zunächst kann man feststellen, dass innerhalb des Erzähltextes keine Beziehungen zu Ihresgleichen, d.h. ehemaligen Maitressen, erwähnt werden. Hierdurch ist es Cécile verwehrt, mögliche entlastende Konsensinformationen, Unterstützungsleistungen oder Hinweise auf mögliche Anpassungsstrategien zu erhalten. Immerhin besitzt sie jedoch durch ihre schlesischen Bediensteten Marie und Suzanna ein gewisses heimatliches Umfeld. Als einen ‚Weisen‘ in ihrem Umfeld kann man den Hofprediger Dörffel bestimmen. Durch seine Funktion als Seelsorger ist er mit dem Schicksal von Cécile vertraut und versucht sie im Rahmen seiner institutionalisierten Herangehensweise zu unterstützen¹⁸³. Allerdings wird diese Beziehung in der Sekundärliteratur durchaus kontrovers gesehen¹⁸⁴. So kritisiert bspw. Thomé (1993) das Fehlen des Hofpredigers bei dem St. Arnaudschen Diner:

„Dörffel agiert Cécile gegenüber so, daß er sie in eine Doppelrolle setzt. Dem >Beichtkind< widmet er seine seelsorgerischen Besuche, deren Dienstlichkeit über die äußere Form des gesellig-freundschaftlichen Verkehrs lediglich kaschiert wird. Der Dame der Gesellschaft gegenüber reproduziert er die gesellschaftlich vorgeschriebene Ächtung, indem er sich den offiziellen Gesellschaften der St. Arnauds entzieht. Eben eine solche öffentliche Geste des angesehenen Hofpredigers hätte Cécile zur Wiederherstellung ihrer gesellschaftlichen Reputation benötigt“ (Thomé 1993, S.358).

¹⁸³ In diesem Kontext zeigt sich auch, welche spezifischen Anstrengungen die Gesellschaft dieser Zeit für Frauen mit Céciles Stigma unternahm. Religiöse Buße, früher noch stärker in Klöstern wie dem in Quedlinburg institutionalisiert, galt als die gesellschaftlich entsprechende Herangehensweise. Auch Gordon kogniziert kurz nachdem er von Céciles Vergangenheit erfahren hat: „*Soll ich den Entrüsteten spielen oder ihr sagen: >Bitte, meine Gnädigste, schicken sie den Hofprediger fort, ich bin gekommen, um Ihre Beichte zu hören.< Und dann zum Schluß: >Ei, ei, meine Tochter.< Oder soll ich von Bußübungen sprechen? Oder von den zehn Geboten? Oder vom höheren sittlichen Standpunkt?<*“ (177).

¹⁸⁴ So bezeichnet bspw. Korte (1989) das Verhalten des Hofpredigers bei Céciles Zusammenbruch als „verächtliche Geste des Gottesmannes“ (Korte 1989, S.124). Eine andere Position nimmt Beutel (2003) ein: „Trotz seiner dezent geäußerten Kritik an eben der Charaktereigenschaft Gordons, die nachher zur Katastrophe führen wird, rät Dörffel Cécile, mit diesem Umgang zu pflegen. Und auch seine Reaktion auf ihre etwas hysterisch vorgebrachte Angst, Gordons Anwesenheit werde allen nur Unglück bringen, zeigt, daß er die Brisanz dieses Kontaktes doch nicht wirklich erkennt. Insofern könnte man ihm in dieser Situation unangemessenes Verhalten unterstellen. Doch damit würde man ihm sicher nicht gerecht werden. Denn Dörffel ist der einzige, an den sich Cécile halten kann, der ihr Beistand ist. Seine wohltemperierten und differenzierten Warnungen vor übertriebener Demut [...], sind ebenso wie sein Hinweis auf die nicht plötzliche, sondern allmähliche Wirkung der Heilslehren Ausdruck seines verantwortungsvollen und von lebensfreundlicher Menschlichkeit geprägten Umgangs mit dieser an sich und ihrem Schicksal Leidenden. Er zeigt sich frei von jeglichem Moralisieren und jeglicher Bekenntnisstrenge“ (Beutel 2003, S.163). Fontane selbst schreibt in einem Brief an Jesco von Puttkammer (20.1.1886) über Dörffel, er sei „*ein lebenswürdiger Hofprediger, Cécile's besonderer Freund*“ (Fontane 1980, S.450f).

Andererseits ist Dörffel durchaus bemüht, Cécile von ungünstigen negativen Selbstzuschreibungen zu entlasten, indem er die Schuld für Céciles mangelnde Integration in ihrem Umfeld lokalisiert: „*Weil die Gesellschaft, die sich Ihnen bietet, hinter ihren Ansprüchen zurückbleibt. [...] Was Sie brauchen, sind unbefangene Menschen, Menschen, die die Sprache zum Ausplaudern, nicht aber zum Cachiren der Dinge haben*“ (146). Zudem rät er ihr sich mutiger zu zeigen und versucht damit ihr Vermeidungsverhalten zu korrigieren: „*Aber zwischen Hochmuth und Demuth steht ein Drittes, dem das Leben gehört, und das ist einfach der Muth*“ (147). Allerdings empfiehlt er ihr auch den weiteren Umgang mit Gordon, ohne die möglichen Konsequenzen dieses Verhältnisses zu berücksichtigen:

„Es ist ein Paradox, dass der einzige wohlmeinende Freund, den Cécile hat, der alte Hofprediger Dörffel, das Unheil befördert, denn während sie das sie verfolgende Bild des gleichsam schon blutenden Gordon als warnendes Vorzeichen auffasst und die Beziehung aufgeben will, redet er ihr in fast unglaublicher Naivität zu, den Umgang mit dem weltläufigen Mann mit dem weiten Horizont als ihr wohlthätig fortzusetzen“ (Böschstein 2006, S.522).

Einen weiteren teilnehmenden Anderen könnte die Malerin Rosa Hexel darstellen. Hierbei ist jedoch fraglich, ob sie von Cécile eingeweiht worden ist. Direkte Hinweise darauf lassen sich innerhalb des Erzähltextes nicht finden. Auffällig ist zumindest, dass Cécile Rosa und Gordon zunächst getrennt in Berlin empfängt, was sich erst durch eine zufällige Begegnung der beiden ändert. „*Desto größere Freude hatte dieser, als er eines Tages Rosa traf und von ihr erfuhr, daß sie verhältnismäßig oft im St. Arnaud'schen Hause vorspreche, weshalb es eigentlich verwunderlich sei, sich bis dahin noch nicht getroffen zu haben*“ (152). Falls Cécile die Malerin über ihre Vergangenheit unterrichtet hätte, könnte sich hieraus als Motiv für die Trennung der Beziehungen zu Rosa und Gordon ergeben, einer möglichen Enthüllung vorbeugen zu wollen. Insgesamt kann man jedoch annehmen, dass Cécile Rosa als eine Person ansieht, die sie wegen ihres Stigmas nicht verachten würde, da diese selbst Erfahrungen mit gewissen stigmatisierenden Effekten machen musste (siehe Kapitel 5.2).

St. Arnaud hingegen ist ein teilnehmender Anderer, der durch die Heirat mit Cécile ebenfalls stigmatisiert ist¹⁸⁵. Dabei stellt sich die Frage, inwieweit seine Nähe und Schicksalsgemeinschaft mit Cécile ihn dazu bringen, ihre Vergangenheit zu akzeptieren. Lilo Weber (1996) stellt in diesem Kontext die Hypothese auf, dass Cécile eigentlich nicht einmal ihm gegenüber ihre Vergangenheit erwähnen darf, wobei folgender Versprecher als Beleg gegeben wird (Weber 1996, S.65): „*denn die Schotten sind alle von guter Familie. Wir hatten unter den Cavalieren am Hofe ... Daher meine Kenntniß. Mir liegt sonst die Prätension fern, über schottische Familien unterrichtet zu sein*“ (66). Ein weiterer Hinweis, der die Hypothese einer mangelhaften Akzeptierung stützen würde, ist in einem Gespräch über Schwalben zu finden, wobei sich die Frage stellt, ob es sich um Geschwister oder Pärchen handelt. St. Arnaud antwortet folgendermaßen: „*>Oder beides. Die Schwalben nehmen es nicht so genau. Sie sind nicht so diffizil in diesen Dingen.< Es lag etwas Bitteres in dem Ton*“ (12). Dennoch spricht er gleichfalls von schweren Dingen, „*die wir tragen müssen*“ (65) und zeugt damit von dem Bewusstsein, dass sie

¹⁸⁵ Anders aber als Cécile externalisiert er die Ursache für die Stigmatisierung, so z.B. bei der Begegnung mit dem General Saldern: „*Und dann vermied er Dich und mich. Wie wenig selbständig diese Herren doch sind*“ (8).

beide die Last der Stigmatisierung gemeinsam ertragen müssen¹⁸⁶. Bei ihrem Schwächeanfall in Quedlinburg wiederum beweist er, dass er sehr wohl nachvollziehen kann, warum Cécile in dieser Situation so getroffen ist und gibt ihr Unterstützung (54). Andererseits könnte man die Bezeichnung Céciles als „*Lady Macbeth*“ (121) auch als Schuldzuschreibung für die gemeinsame Misere deuten. St. Arnauds Teilhabe an und Akzeptierung von Céciles Schicksal kann daher als äußerst wechselhaft und unbeständig beschrieben werden¹⁸⁷. Folglich kann Cécile auch kaum eine stabile dauerhafte Erwartungshaltung bezüglich seiner Teilnahme aufbauen.

Einen weiteren Kontakt in ihrem Umfeld, der wohl über ihr Schicksal aufgeklärt ist, stellt der Geheimrat Hedemeyer dar. Gerade dieser Umgang mit dem Geheimrat wird Cécile von Friedrich (1970) zum Vorwurf gemacht:

„Céciles Vorliebe für diesen Mann ist bedenklich. Ihre Natur ist nicht nur auf Huldigungen gestellt, sondern auch auf Pikanterien, auf primitive Pikanterien, wie wir sagen dürfen, wenn wir uns Hedemeyer ansehen. Céciles Unvorsichtigkeit bei der Auswahl derer, mit denen sie sich in der Öffentlichkeit zeigt, setzt ihren Charakter der Mißdeutung aus, und Gordons Verhalten ist Folge einer solchen Mißdeutung. [...] Mag Gordon auch mehr sehen, als es in Wirklichkeit zu sehen gibt, mag ihm seine Eifersucht den Blick für die Wirklichkeit trüben, seine Gefühle sind so erklärlich wie ihr Verhalten fragwürdig“ (Friedrich 1970, S.526f).

Allerdings muss hierbei einschränkend hinzugefügt werden, dass Cécile zu diesem Zeitpunkt davon ausging, dass Gordon sich aus ihrem Leben verabschiedet hatte. Des Weiteren erscheint die Beziehung zu dem Geheimrat in einem anderen Licht, wenn man die Frage stellt, mit welchen Personen Cécile sonst die Möglichkeit gehabt hätte, ein öffentliches Ereignis wie die Oper zu besuchen. Weder der Hofprediger Dörrfel noch St. Arnaud, der seine Zeit lieber im Klub verbringt, bieten sich hierfür an. Nicht zuletzt kann ihr Interesse an den Pikanterien des Geheimrats auch dahingehend gedeutet werden, dass dieser zumindest in einem unbefangenen Ton mit ihr spricht und ihr hierdurch gewissermaßen einen Normalstatus zuweist. Denn gerade solche Gesprächsinhalte müssen von Cécile in anderen Situationen gemieden werden, da sie hierdurch ihr Stigma dem Umfeld aufdrängen würde. Über den Geheimrat selbst bekennt sie gegenüber Gordon: „*Und doch amüsirt er mich; ich gestehe es, wenn auch vielleicht wenig zu meinem Ruhme. Man hört so viel Langweiliges und er ist immer so pikant*“ (181).

Céciles Umwelt lässt sich auch räumlich gliedern: Zunächst scheint es Bereiche zu geben, an denen sich aufzuhalten für Cécile, wenn auch nicht verboten, so zumindest unangebracht ist.

¹⁸⁶ Einen weiteren Hinweis auf die Tendenz eines Stigmas sich auf nähere Bezugspersonen auszubreiten findet man möglicherweise in der Begegnung Gordons mit den Berlinern aus dem Harz. „*Eines Abends traf er in ebendiesem Glaspavillon auch die beiden Berliner wieder, die, vom Hôtel Zehnpfund her, ihm noch gut in der Erinnerung waren, und er würde sicherlich nicht versäumt haben, sie zu begrüßen, wenn sie nicht in Begleitung ihrer Damen gewesen wären, die, nachdem ihnen ganz ersichtlich Gordons Name zugetuschelt worden war, sofort Anstandsgesichter aufsetzten und jeden Versuch ihrer Ehemänner zu Fortführung einer unbefangenen oder gar heiter ungenirten Unterhaltung energisch ablehnten*“ (139f). Da sich die beiden Berliner schon im Harz für Gordon und die St. Arnauds interessiert hatten, wäre es durchaus plausibel anzunehmen, dass sie sich in Berlin weiter informiert und schließlich Kenntnis über Céciles Vergangenheit erlangt hatten. Hieraus ließe sich die Vermeidung eines weiteren Kontaktes, v.a. in Begleitung der Frauen, erklären. Es könnte sich aber auch schlicht um bloße Befangenheit der Damen gegenüber einem ‚Höhergestellten‘ handeln.

¹⁸⁷ Wie Renate Böschstein ausführt, konnte aus handschriftlichen Notizen abgeleitet werden, dass Fontane bei der Ausarbeitung der Figur St. Arnaud durchaus die Intention verfolgte, „die Doppelheit seines Verhaltens gegenüber Cécile“ darzustellen (Böschstein 2006, S.527ff).

Bereits zu Beginn der Gegenwartshandlung zeigt sich Gordon sichtbar irritiert durch den Umstand, dass sich das Ehepaar St. Arnaud an einem – gemessen an ihrem Sozialstatus – gesellschaftlich subalternen Ort wie dem Hotel Zehnpfund aufhält: „*Das ist Baden-Baden [...] oder Brighton oder Biarritz, aber nicht Harz und Hôtel Zehnpfund*“ (14). Die Entscheidung für dieses Reiseziel ist wohl maßgeblich durch die Angst vor einem gesellschaftlichen Fauxpas bedingt: Hier muss man nicht damit rechnen auf Personen zu treffen, denen die Vergangenheit von Cécile bekannt ist. In Berlin hingegen kann man annehmen, dass Cécile der Zugang zu Bällen oder Empfängen der ‚guten Gesellschaft‘ weitestgehend verwehrt ist. Zudem muss sie hier stets damit rechnen, dass ihre Vergangenheit jederzeit enthüllt werden kann¹⁸⁸. Als bürgerlicher Bereich lässt sich ihr Wohnsitz in Berlin einordnen. Hier wird sie in gewisser Weise als normal behandelt, z.B. von den Gästen des Diners. Allerdings basiert dieses Verhalten gewissermaßen auf einer Scheinakzeptanz, da es jederzeit eingestellt werden kann. Ein abgesonderter Bereich, d.h. ein Ort, an dem sie ihr Stigma nicht verbergen muss, ist wohl ihr Gut in Oberschlesien. So interpretiert etwa Daragh Downes:

„Daß Cécile nach dem Sommeraufenthalt auf ihrem Gut eine Gordon überraschende Vitalität zeigt, erklärt sich wohl daraus, daß das Gut Cécile einen vorläufigen Rückzug von der Berliner Gesellschaft und ein partielles Wiederfinden ihrer sozialen Zugehörigkeit erlaubt“ (Downes 2000, S.573).

Auch wenn im Erzähltext keine weiteren Informationen über Aufenthalte auf dem Gut gegeben werden, so kann man dennoch schlussfolgern, dass ihre Stellung als ehemalige Fürstengeliebte dort keinen Makel darstellt, sondern eher zu einer Aufwertung ihrer Person beiträgt. Das Gut war Teil der fürstlichen Besitztümer und stellt durch seine Vererbung an Cécile eine maßgebliche Würdigung ihrer Verdienste für die fürstliche Familie dar.

6.1.5 Analytischer Rahmen: Persönliche Identität und Informationskontrolle

Nach Goffman haben Personen mit einem bestimmten Stigma die Tendenz, ähnliche Lernerfahrungen zu machen. Diesen Vorgang bezeichnet er als ‚moralischen Werdegang‘, der bestimmte Veränderungen der Selbstauffassung und Sequenzen persönlicher Anpassungen beschreibt. Im Kontext dieser Arbeit ist der Typus besonders relevant, der Personen entspricht, die erst später in ihrem Leben stigmatisiert wurden bzw. die anfänglich in einer fremden Gesellschaft sozialisiert wurden und nun eine zweite Sozialisation erleben müssen, die von ihrem Umfeld als die reale und gültige empfunden wird (Goffman 1975, S.47ff). Als maßgebliches

¹⁸⁸ Unter diesem Gesichtspunkt kann auch die Situation erklärt werden, als Gordon bei seiner plötzlichen Verabschiedung im Harz den Wunsch äußert, sich in Berlin wiederzusehen: „*Cécile sah vor sich hin, und eine peinliche Stille folgte, bis St. Arnaud artig aber nüchtern erwiderte: >Worin sich unsere Wünsche begegnen<*“ (129). Während sie im Harz noch weitestgehend davon ausgehen konnte ihr Stigma zu verbergen und somit als normale Person zu gelten, so muss sie in Berlin stets damit rechnen diskreditiert zu werden. Aus diesem Umstand heraus ergibt sich die Frage, ob Cécile das Verhältnis zu Gordon nach der gemeinsamen Zeit im Harz tatsächlich fortsetzen wollte. Immerhin antwortet sie zunächst nicht auf seinen Brief (132) und das Verhältnis erst durch seinen Besuch in Berlin wieder aufgenommen wird.

Problem beschreibt Goffman in diesem Fall die Neuentifizierung dieser Person, die mit hoher Wahrscheinlichkeit in der Missbilligung seiner selbst münden wird¹⁸⁹:

„Das stigmatisierte Individuum tendiert zu denselben Auffassungen von Identität wie wir; dies ist ein Schlüsselfaktum. Seine innersten Gefühle über sein eigenes Wesen mögen besagen, dass es eine >normale Person< ist, ein menschliches Wesen wie jeder andere, daher eine Person, die eine faire Chance verdient. [...] Doch kann er, gewöhnlich ganz richtig, wahrnehmen, dass die anderen, was immer sie versichern, ihn nicht wirklich akzeptieren und nicht bereit sind, ihm auf gleicher Ebene zu begegnen. Außerdem rüsten ihn die aus der Gesellschaft im Großen einverlebten Standards mit der intimen Gewissheit dessen aus, was andere als seinen Fehler sehen, wodurch er, sei es nur für Augenblicke, unweigerlich zu dem Eingeständnis gezwungen wird, dass er in der Tat hinter das zurückfällt, was er realiter sein sollte. Scham wird eine zentrale Möglichkeit, sie entsteht daraus, dass das Individuum eines seiner eigenen Attribute als etwas Schändliches begreift und als etwas, worauf es gern verzichten würde“ (Goffman 1975, S.15f).

Nach Goffman wird ein stigmatisiertes Individuum also meist in seiner Person liegende Ursachen als Grund für seine Ausgrenzung ansehen, d.h. es wird eine interne Kausalattribution für negative Ereignisse bestärkt. „[S]ein Echo auf diese Verweigerung ist die Empfindung, daß einige seiner eigenen Eigenschaften sie rechtfertigen“ (Goffman 1975, S.18). Hierdurch entwickelt sich längerfristig eine Inferioritätsbewußtheit¹⁹⁰, die in sozialen Interaktionen zur Wahrnehmung überwiegend negativer Anreize führt. Aufgrund der internalen Zuschreibung dieser Misserfolge können damit auch suizidäre Kausalattributionen verstärkt werden.

Für eine diskreditierbare Person, d.h. eine Person, deren Stigma nicht offensichtlich ist, stellt sich die Frage, wie sie mit ihrem Stigma umgehen soll. Das entscheidende Problem ist dabei, die Informationen über ihren Fehler zu kontrollieren: „Eröffnen oder nicht eröffnen; sagen oder nicht sagen; rauslassen oder nicht rauslassen; lügen oder nicht lügen; und in jedem Fall, wem, wie, wann und wo“ (Goffman 1975, S.56). Hieraus ergibt sich auch die Möglichkeit, durch Verheimlichung relevanter Informationen sein Umfeld zu täuschen:

„Wegen der großen Belohnung, die die Tatsache, als normal betrachtet zu werden, mit sich bringt, werden fast alle Personen, die die Möglichkeit haben, zu täuschen, dies auch bei irgendeiner Gelegenheit absichtlich tun. Außerdem mag sich das Stigma des Individuums auf Angelegenheiten beziehen, die zur Bekanntgabe an Fremde nicht geeignet sein können. [...] Ein Konflikt zwischen Offenheit und Schicklichkeit wird oft zugunsten des letzteren gelöst werden“ (Goffman 1975, S.96).

¹⁸⁹ Zwar besteht durchaus die Möglichkeit, trotz eines Stigmas von der gesellschaftlichen Verachtung relativ unberührt zu bleiben und sich innerhalb eines eigenen Identitätsglaubens als vollwertige Person zu empfinden. Dennoch ist diese spezifische Reaktionsweise als sehr selten einzustufen und variiert wohl mit den Freiräumen, die eine Gesellschaft für abweichende Lebenshaltungen bereitstellt (Goffman 1975, S.14).

¹⁹⁰ Zur Ausprägung einer Inferioritätsbewußtheit siehe Sullivan (1956): „Die Inferioritätsbewußtheit bedeutet, dass man unfähig ist, aus dem Bewusstsein die Formulierung eines chronischen Gefühls der schlimmsten Sorte von Unsicherheit herauszuhalten, und das bedeutet, dass man unter Angst und vielleicht sogar unter etwas Schlimmerem leidet, wenn Eifersucht wirklich schlimmer ist als Angst. Die Furcht einer Person, dass andere sie wegen etwas, das an ihr sich zeigt, missachten können, bedeutet, dass sie in ihrem Kontakt mit anderen Menschen immer unsicher ist; und diese Unsicherheit entsteht nicht aus mysteriösen und irgendwie verbotenen Quellen, wie es ein großer Teil unserer Angst tut, sondern aus etwas, von dem sie weiß, dass sie es nicht in Ordnung bringen kann. Dies repräsentiert nun fast einen Schicksalsmangel des Ich-Systems, da ja das Ich unfähig ist, eine definitive Formulierung zu verbergen oder auszuschließen, die lautet: >Ich bin inferior. Deshalb werden die Menschen mich nicht mögen, und ich kann unter ihnen nicht sicher sein<“ (zitiert nach Goffman 1975, S.23).

Das Hauptproblem ist hierbei, dass fast alle Angelegenheiten, die sehr geheim sind, doch irgend jemandem bekannt sind und deshalb einen Schatten werfen (Goffman 1975, S.95). Daher befindet sich ein solches Individuum in einer permanenten Anspannungssituation und hat für seine Täuschung einen hohen psychischen Preis zu zahlen:

„Das Individuum mit einem geheimen Fehler muß sich demnach der sozialen Situation in der Art eines ständigen Abtastens von Möglichkeiten bewusst sein und neigt daher dazu, der unkomplizierten Welt entfremdet zu werden, in der die Menschen seiner Umwelt offensichtlich leben. Was für sie trivial ist, wird ihm zum Problem“ (Goffman 1975, S.113).

Die Unsicherheit steigt hierbei direkt mit der Anzahl von Personen, die über das Geheimnis Bescheid wissen. Daher können zwar durch Täuschung kurzfristig positive Anreize erlangt werden, es kann allerdings nur eine geringe Erwartungshaltung aufgebaut werden, diese Anreize auch in der Zukunft zu erhalten. Hinzu kommt, dass das Wissen über ein geheimes Stigma vom Umfeld für diverse Spielarten der Erpressung genutzt werden kann (Goffman 1975, S.97).

Die Kontrolle solcher Identitätsinformationen hat einen bestimmten Einfluss auf soziale Verbindungen. Je mehr Zeit ein stigmatisiertes Individuum mit anderen verbringt, desto größer ist die Chance, dass die anderen diskreditierende Informationen über es erwerben. Mit der gemeinsam verbrachten Zeit und der steigenden Intimität einer Beziehung wächst damit auch der Zwang zur Offenbarung. Dieser Zwang mündet schließlich – insofern das Stigma nicht von außen offenbart wird – oftmals in einer Bekenntnis-Szene:

„Im Fall von Post-Stigma-Verhältnissen, die über den Punkt hinausgegangen sind, an dem das Individuum etwas sagen hätte sollen, mag es eine Bekenntnis-Szene veranstalten, mit ebensoviel emotionalen Getue, wie es die Unfairneß seines vergangenen Schweigens erfordert, und sich dann auf Gnade und Ungnade ergeben als jemand, der zweifach entlarvt ist, entlarvt in seiner Andersartigkeit und entlarvt in seiner Unehrenhaftigkeit und Vertrauensunwürdigkeit. Es gibt vortreffliche Aufzeichnungen dieser rührenden Szenen, und sie können das Verlangen hervorrufen, das ungeheure Maß von Vergeben und Vergessen zu verstehen. Ohne Zweifel ist die Erfolgsrate dieser Konfessionen das Streben des Verheimlichers, den Menschen abzutasten, vor dem er verheimlicht, um sich von vornherein sicher zu sein, dass die Enthüllung ohne vollständigen Bruch des Verhältnisses aufgenommen werden wird. Man bemerke, dass das stigmatisierte Individuum für diese Szenen fast vorbestimmt ist; neue Bindungen sind oft solche, die – noch bevor sie Halt gewinnen – leicht entmutigt werden können; so machen sie unvermittelte Ehrlichkeit oft kostspielig, die daher oft umgangen wird“ (Goffman 1975, S.121).

In der folgenden literarischen Beobachtung soll nun untersucht werden, welches Verhältnis Cécile im Rahmen ihrer persönlichen Identität zu ihrem Stigma einnimmt. Weiterhin soll ihr Umgang mit dem Stigma thematisiert werden, d.h. die Frage, auf welche Weise sie versucht die diskreditierenden Informationen zu kontrollieren. Anschließend wird auf die Bekenntnis-Szene zwischen ihr und Gordon eingegangen.

6.1.6 Literarische Beobachtung: Céciles persönliche Identität und Informationskontrolle

Die Sozialisation Céciles in ihrer Jugendzeit und später am Fürstenhof war von Anerkennung und dem Ansehen der Rolle einer Maitresse geprägt. Nach dem Abschied vom Fürstenhof muss sie erfahren, dass diese Rolle außerhalb ihres einstigen Milieus stigmatisiert ist. Möglicherweise war schon die ausgeschlagene Heirat mit dem Hofmarschall eine solche Erfahrung, besonders

aber die Ereignisse um die Verlobung mit St. Arnaud machen es ihr schmerzhaft bewusst – ihre soziale Identität ist durch ihre Vergangenheit maßgeblich diskreditiert. Aus der Art und Weise, wie Cécile daraufhin ihre Neuidentifizierung bewerkstelligt, lassen sich Rückschlüsse auf ihre persönliche Identitätsauffassung ziehen. Die Frage nach Céciles persönlicher Identität ist ein in der Sekundärliteratur kontrovers diskutiertes Thema: Hat sie eine eigene Identität? Oder hat sie eine fremde oder gar keine Identität?¹⁹¹ Wäre sie Fremdzuschreibungen hilflos ausgesetzt, würde sie diese auch für sich selbst übernehmen. Dieses Verhalten entspricht nach Goffman dem Normalfall. Würde sie diese Fremdzuschreibungen vollständig übernehmen, hätte sie hierdurch eine fremde Identität. Wenn aber eine Diskrepanz besteht zwischen der Selbstauffassung und den Fremdzuschreibungen, dann würde sie eine eigene Identität besitzen, selbst wenn sie letztlich die ungünstigen Fremdzuschreibungen übernehmen würde. Auf welche Weise identifiziert sich Cécile mit ihrem Stigma?

Einerseits lässt sich beobachten, dass Cécile durch ihre Stigmatisierung Scham bzw. eine Inferioritätsbewusstheit entwickelt hat. Dies lässt sich daraus ableiten, dass sie soziale Anlässe meidet und sich stark zurückzieht. Nach eigener Aussage hat sie schlichtweg nicht den „Anspruch“ (202) bzw. den Status, sich in der gehobenen Gesellschaft Berlins zu bewegen. Den Abwertungen ihres Umfelds begegnet sie folglich durch sozialen Rückzug. Zudem entwickelt sie infolge ihrer Stigmatisierung die Empfindung, dass einige ihrer Eigenschaften diese Abwertungen rechtfertigen, wobei sie in erster Linie ihre Eitelkeit nennt: „*Und wenn ich auch durch all' mein Leben hin in Eitelkeit befangen geblieben bin und der Huldigungen nicht entbehren kann, die meiner Eitelkeit Nahrung geben*“ (185). Es wäre für sie auch möglich gewesen, die wahrgenommenen Defizite in der Behandlung ihrer Person entweder nicht zu beachten oder diese durch andere Faktoren zu erklären, so z.B. bedingt durch ihren Status als ehemalige Katholikin (siehe Kapitel 6.3.2), Polin (siehe Kapitel 6.3.4) oder Anhängerin der Welfen (siehe Kapitel 6.3.6)¹⁹². Gleichfalls hätte sie ihre Vergangenheit positiv deuten können, da ihre Geschichte als Maitresse sie zumindest auf diesem Gebiet sichtbar attraktiv macht¹⁹³. Indem sie ihre Maitressen-Vergangenheit als wesentliche Ursache ihrer Ausgrenzung bestimmt und diese Ausgrenzung durch einstige persönliche Eigenschaften und Verhaltensweisen bis zu einem gewissen Grad als gerechtfertigt ansieht, zeigt sich einerseits, dass sie negative Zuschreibungen des Umfelds zunächst übernimmt. Andererseits lassen sich aber auch Hinweise darauf finden, dass Cécile ihre Rolle entgegen diesen Zuschreibungen der Umwelt durch eine maßgebliche persönliche Setzung bestimmt. So reagiert sie auf einen Ausspruch des Emeritus mit starker Betroffenheit: „*>Denn das, was wir ein böses Gewissen nennen, ist ja immer ein gutes Gewissen. Es ist das Gute, was sich in uns erhebt und uns bei uns selbst verklagt.< Cécile sah ihn*

¹⁹¹ So bezeichnet etwa Brüggemann (1989) Céciles Identität als eine fremde Identität, weil sie als eine „präfabrizierbare, gesellschaftlich bereitgestellte und entziehbare enthüllt“ wird. Weber (1996) hingegen behauptet, dass Cécile gar keine Identität besitzt (Weber 1996, S.73f).

¹⁹² Diese Bestimmungen hätten es für Cécile einfacher gemacht, negative Erfahrungen hinsichtlich der politischen Verhältnisse zu externalisieren.

¹⁹³ Als Beispiel für diesen Verhaltenmodus kann die im Erzähltext erwähnte Lola Montez herangezogen werden, die ihre Vergangenheit als Maitresse Königs Ludwig I. kommerziell nutzte (Rauh 1992, S.160ff).

groß an“ (75). Und als Gordon sie bei ihrem letzten gemeinsamen Gespräch anklagt, antwortet sie:

„Meiner Tugenden sind nicht viele, Gott sei's geklagt, aber eine darf ich mir unter Ihrer eigenen Zustimmung vielleicht zuschreiben, und nun zwingen Sie mich, dies Einzige was ich habe, mein bischen Demuth in Hochmuth und Prahlerei zu verkehren“ (200).

Aus diesen Beobachtungen lässt sich ableiten, dass Cécile für ihren Wandel zur Rolle der ‚demütigen Büberin‘ durchaus einen gewissen persönlichen Stolz empfindet, d.h. in diesem Punkt der Selbstauffassung von Zuschreibungen ihres Umfelds abweicht. Ihre Demut kann daher als ihr maßgeblicher persönlicher Identitätsanker gedeutet werden: *„Eines dank' ich der neuen Lehre: das Gefühl der Pflicht. Und wo dies Gefühl ist, ist auch die Kraft“ (202).* Insgesamt zeigt sich folglich, dass Cécile hinsichtlich ihrer Selbstauffassung zwar negative Fremdzuschreibungen übernimmt, d.h. sie begreift sich selbst als Ursache für ihre Ausgrenzung, schämt sich und ist bereit, sich durch ein geändertes Verhalten ihrem Umfeld anzupassen. Dennoch bewahrt sie sich ihre persönliche Identität, indem sie ihre neue Rolle als Büberin mit einer positiven Selbstauffassung verbinden kann.

Da Céciles Stigma nicht offensichtlich ist, kann sie zumindest in der Fremde den Status einer normalen Person annehmen. Dennoch ist sie auch hier stets diskreditierbar, d.h. sie kann nur eine geringe Erwartungshaltung aufbauen, künftig weitere solch positive Erfahrungen zu machen. Ihre Vergangenheit kann jederzeit enthüllt werden, und so lässt sich in der Fremde eine permanente Anspannungssituation feststellen. Stets muss sie Gespräche nach verborgenen Anspielungen absuchen:

„St. Arnaud applaudirte der Malerin, und selbst Cécile, die bei Beginn des Wortgeflechtes ein leises Unbehagen nicht unterdrücken konnte, hatte sich, als ihr das harmlos Unbeabsichtigte der kleinen Pikanterien zur Gewißheit geworden war, einer allerbesten Laune rückhaltlos hingegeben“ (35). „Aber sie gewahr bald, daß es absichtslos gesprochen war, und so nickte sie nur freundlich“ (75).

Zudem befindet sich mit St. Arnaud eine Person an ihrer Seite, die ihre Vergangenheit jederzeit enthüllen könnte¹⁹⁴. Während sie im Harz noch relativ sicher sein konnte, dass ihr Stigma dort kaum jemanden bekannt ist und Gordon deshalb kaum davon erfahren würde, steigt dieses Risiko in Berlin stark: *„Er wird sich rasch hier wieder einleben, alte Beziehungen anknüpfen und eines Tages wird er alles wissen. Und an demselben Tage ...“ (147).* Hierbei stellt sich die Frage, warum Cécile ihre Vergangenheit nicht von sich aus enthüllt. Das Verbergen ihres Stigmas im Harz ist nachvollziehbar aufgrund des großen Vorteils für sie, als normale Person behandelt zu werden. Sie kann hierdurch positive Anreize in Form von Huldigungen und Ehrbezeugungen erhalten, die sie in ihrem Umfeld sonst nicht (mehr) aktivieren kann¹⁹⁵. Doch warum weicht sie Gordon nicht in Berlin in ihr Schicksal ein? Zunächst kann man beobachten,

¹⁹⁴ Dieses Verhältnis lässt sich natürlich für diverse Spielarten von Erpressung nutzen. In diesem Licht lassen sich vielleicht die Indiskretionen bezüglich ihres Gesundheitszustandes interpretieren, die Arnaud vornehmlich in der Gesellschaft Gordons fallen lässt und die selbst von Cécile als ungewöhnlich empfunden werden: *„Sie begriff St. Arnaud nicht, er war sonst so discret“ (36).* Handelt es sich hierbei um Warnschüsse, die Cécile signalisieren sollen, dass er sie jederzeit diskreditieren und damit ihr Verhältnis zu Gordon zerstören könnte? Will er auf diese Weise die Beziehung zwischen den beiden kontrollieren und der Entwicklung eines intimeren Verhältnisses vorbeugen?

dass Cécile das Verhältnis nach ihrer Begegnung im Harz nicht aktiv fortsetzte. Erst durch den Besuch von Gordon ergibt sich ein neuer Kontakt. Nach diesem ersten Wiedersehen holt sie sich zunächst Rat vom Hofprediger Dörffel, der ihr trotz der vermuteten Eigensinnigkeit von Gordons Charakter¹⁹⁶ zu einer Fortsetzung der Beziehung rät:

„Herr von Gordon, wenn mich nicht Alles täuscht, ist ein Mann von Grundsätzen und doch zugleich frei von Langweil und Pedanterie. Man erkennt unschwer den Mann, der die Welt gesehen und die kleinen Vorurtheile hinter sich geworfen hat. So recht eine Bekanntschaft, wie Sie sie brauchen“ (146).

In der Folge achtet sie stark darauf, nie mit Gordon allein Zeit zu verbringen, was diesem nicht verborgen bleibt: *„Was ihn einzig und allein störte, war das, daß er sie nie allein fand“ (152).* Denn bezüglich einer möglichen Offenbarung hatte sie im Harz – besonders in Totenrode und Quedlinburg – zahlreiche Hinweise darauf erhalten, dass Gordon Ihresgleichen nicht akzeptieren würde. Sie kann somit folgern, dass eine Enthüllung teuer zu stehen käme, d.h. sie mit einem Abbruch der Beziehung rechnen müsste. Cécile befindet sich folglich in einer extremen Konfliktsituation: Einerseits will sie die noch junge Beziehung zu Gordon nicht frühzeitig durch eine Enthüllung zerstören, andererseits wächst mit der gemeinsam verbrachten Zeit auch der Offenbarungszwang. Zwar gibt sie schon vor dem Eklat gewisse Hinweise auf ihre Vergangenheit, so z.B. bei einem Ausflug im Harz: *„Aber was hab' ich beispielsweise von meiner musikalischen und sogar heiliggesprochenen Namensschwester? Die Heiligkeit gewiß nicht, und auch kaum die Musik“ (95).* Oder auch kurz vor dem Eklat, als sie von der „großen Welt“, in die sie gestellt wurde und von den „Thorheiten und Verirrungen“ (185) spricht, an denen sie teilgenommen hatte. Dennoch wird erst durch den Brief von Klothilde und den anschließenden Eklat in der Oper eine Enthüllungsszene von außen eingeleitet. Cécile schildert Gordon nun gezwungenermaßen ihre Vergangenheit und muss sich seiner Gnade ausliefern: *„Nein unterbrechen Sie mich nicht ... ich will alles sagen, auch das Schlimmste“ (202).* Sie legt ihre Biographie offen und hofft auf eine Akzeptierung: *„Und nun sprechen Sie; jetzt will ich hören. Aber sagen Sie mir Freundliches, das mich tröstet und versöhnt und mich wieder an Ihr gutes Herz und Ihre gute Gesinnung glauben macht und mir Ihr Bild wiederherstellt“ (202).* Gordon kann ihr jedoch in dieser Situation nicht verzeihen, da der Status von Cécile für ihn in zweifacher Hinsicht diskreditiert ist. Einerseits als Frau ohne Geschlechtshre, die ihrer „Natur getreu“ (203) eine Verführerin bleibt. Andererseits als jemand, der sich durch sein Schweigen als unaufrichtig und unehrlich erwiesen hat: *„Und ich habe diesem Herzen geglaubt“ (203).*

¹⁹⁵ Nicht umsonst erinnert Gordon sie an die einstigen Kavaliere am Fürstenhof (66).

¹⁹⁶ *„Er hat, so lebhaft und sanguinisch er ist, einen eigensinnigen Zug um den Mund und ist mutmaßlich fixer Ideen fähig. Ich fürchte, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, so will er auch mit dem Kopf durch die Wand“ (145).*

6.1.7 Analytischer Rahmen: Ausgleichsrituale

Goffman erwähnt als mögliche Reaktion eines Stigmatisierten auf seine Situation den Versuch das zu korrigieren, was als objektive Basis des Fehlers angesehen wird¹⁹⁷. In gewissen Fällen – besonders dann, wenn durch eine Handlung das Ehrverständnis einer Gemeinschaft betroffen ist – kann der korrektive Prozeß in einer ‚Ausgleichshandlung‘¹⁹⁸ bestehen. Unabhängig von dem Ereignis, aus dem das Bedürfnis nach einer Ausgleichshandlung resultiert, beschreibt Goffman vier klassische, ausgleichende Handlungsschritte. Der erste Schritt ist die **Herausforderung**, in der die Interaktionspartner auf das Fehlverhalten hinweisen. Sie fordern ausdrücklich, dass das Ereignis zurückgedrängt und die davon bedrohten Normen aufrecht erhalten werden müssen. Im zweiten Schritt erfolgt das **Angebot**. Einem Interaktionsteilnehmer, üblicherweise dem Missetäter, wird die Möglichkeit gegeben, die Folgen des Vergehens wieder gut zu machen und die rituelle Ordnung wiederherzustellen. Klassische Varianten hiervon sind – sofern es nicht gelingt, das Ereignis als bedeutungslos zu interpretieren oder einen anderen Urheber zu finden – das Anbieten von Entschädigung, Selbstbestrafung, Buße und Sühne. Das Angebot ist ein absolut notwendiges Element von Ausgleichshandlungen¹⁹⁹: Dadurch wird dem anderen versichert, dass er die Erklärung akzeptieren kann, ohne dass dies als ein Zeichen von Schwäche oder mangelndem Stolz ausgelegt werden könnte. Gleichzeitig wird durch dieses Verhalten und die entsprechende Selbstbestrafung gezeigt, dass man sich über die Art des Normenverstoßes im Klaren ist und die Art von Bestrafung kennt, die jemanden ereilen würde, der ein solches Delikt begangen hätte. Der Verdächtige zeigt damit, dass er die Rolle des anderen hinsichtlich seiner eigenen Handlung übernehmen kann und er immer noch ein verantwortlicher Teilnehmer im rituellen Prozess ist. Die Verhaltensregeln, die er mit seinem Handeln scheinbar gebrochen hat, sind damit immer noch akzeptiert und in Kraft, denn eine verletzend Handlung kann starke Angst hinsichtlich der Gültigkeit des rituellen Verhaltenskodex hervorrufen (Goffman 1971, S.26ff). Die **Akzeptierung** kennzeichnet den dritten Schritt der Ausgleichshandlung, der nun nach Herausforderung und Angebot vollzogen werden kann. Diejenigen, denen das Angebot gemacht wurde, können es als zufriedenstellendes Mittel zur Wiederherstellung der rituellen Ordnung annehmen. Erst jetzt kann der Missetäter den wesentlichen Teil seines rituellen Angebots abschließen. Der letzte Schritt der Handlungssequenz ist der **Dank**. Damit signalisiert der nun Freigesprochene denjenigen Dankbarkeit, die ihm die Gnade der Vergebung gewährt haben (Goffman 1971, S.28).

¹⁹⁷ Bspw. könnte eine physisch deformierte Person sich einer plastischen Chirurgie unterziehen oder ein gering Qualifizierter eine Aus-/Weiterbildung anstreben (Goffman 1975, S.18).

¹⁹⁸ „Die Handlungssequenz, die durch eine anerkannte Bedrohung des Images in Bewegung gesetzt wird und die mit der Wiederherstellung des rituellen Gleichgewichts endet, werde ich Ausgleichshandlung nennen“ (Goffman 1971, S.25).

¹⁹⁹ „Selbst wenn der Missetäter nicht imstande sein mag, seine Unschuld zu beweisen, kann er dennoch mit diesen Mitteln nahelegen, daß er ein neuer Mensch geworden ist, ein Mensch, der für sein Vergehen gegen die expressive Ordnung bezahlt hat und der wieder als vertrauenswürdig beurteilt werden kann. Weiterhin kann er zeigen, daß man mit den Gefühlen der anderen nicht leichtfertig umgeht und daß er, sollten ihre Gefühle durch ihn, wie arglos auch immer, verletzt worden sein, bereit ist, einen Preis für seine Handlung zu zahlen“ (Goffman 1971, S.27).

Dennoch bleibt Goffman skeptisch, inwiefern eine Ausgleichshandlung tatsächlich zu der Akzeptierung eines Stigmas führen kann:

„Wo eine solche Reparatur möglich ist, ist das Ergebnis oft nicht der Erwerb eines vollkommen normalen Status, sondern die Transformation eines Ich mit einem bestimmten Makel zu einem Ich mit dem Kennzeichen, einen bestimmten Makel korrigiert zu haben“ (Goffman 1975, S.18).

Zudem kann die Umwelt ein Angebot nicht als solches anerkennen: „Außerdem können wir die defensive Reaktion eines derartigen Stigmatisierten auf seine Situation als einen direkten Ausdruck seines Defektes auffassen und dann beide, Defekt und Reaktion, als gerechte Vergeltung sehen“ (Goffman 1975, S.15). Demzufolge kann eine Ausgleichshandlung nicht immer vollzogen werden, so wenn z.B. das Angebot nicht als solches anerkannt wird oder eine Akzeptierung des Umfelds ausbleibt.

In der folgenden literarischen Beobachtung soll untersucht werden, auf welche Weise Cécile versucht ihren Ehrenmakel zu korrigieren und wie erfolgreich sich diese Ausgleichshandlung gestaltet.

6.1.8 Literarische Beobachtung: Céciles Ausgleichshandlung

Eine zentrale Wunschvorstellung von Cécile ist ihre gesellschaftliche Rehabilitation und der Freispruch von den Anschuldigungen ihres Umfelds. So klagt sie gegenüber Gordon: „*Aber jetzt, jetzt sehne ich mich [...] nach Unschuld. Ich habe Schuld genug gesehen*“ (185). Um die Schuld zu tilgen, die sie durch ihre Vergangenheit und den Tod des Stabsoffiziers auf sich geladen hat, macht Cécile durch ihren Schwur auch ein Angebot an ihre Umwelt. Dieses Angebot beinhaltet religiöse Buße und einen Wandel des eigenen Verhaltens. Durch Demut und Schuldbewusstsein soll dem Umfeld gewissermaßen signalisiert werden, dass sie die Verantwortung für die Ereignisse übernimmt und bereit ist, für ihr Fehlverhalten einen Preis zu zahlen. Der größte Teil ihres Umfelds nimmt dieses Angebot jedoch entweder nicht zur Kenntnis oder verweigert eine Akzeptierung. Als Ausnahme kann der Hofprediger Dörffel gesehen werden, der ihren Wandel als aufrichtig bestätigt (147). Diese mangelnde Akzeptierung ist einerseits darin begründet, dass ihre Bemühungen nicht als Angebot, sondern sozusagen als gerechte Strafe für ihre Vergangenheit aufgefasst werden. Andererseits wird auch die Aufrichtigkeit eines solchen Wandels hinterfragt, wie z.B. Gordon es explizit bei Betrachtung der Gemädegalerie in Quedlinburg macht. Ihr Angebot erscheint in dieser Sichtweise lediglich als opportunistische Anpassungsstrategie, die von keinem persönlichen moralischen Wandel getragen wird. In der Darstellung der Vergeblichkeit von Céciles Ausgleichshandlung liegt auch eine zentrale Intention von Fontane: „*Der Grundgedanke des kl. Romans ist der von der unerbittlichen Macht zurückliegender Geschehnisse, die durch reinen Wandel und aufrichtige Buße vor Gott zu sühnen, aber gesellschaftlich nicht zu tilgen sind*“²⁰⁰. Ihre Ausgleichshandlung kann folglich dazu dienen, persönliche Schuld im Rahmen ihrer Selbstauffassung zu tilgen, es gelingt ihr aber dadurch nicht, auch in der Gesellschaft Vergebung zu finden. Sie bleibt somit in ihrer Ausgleichshandlung stecken und muss permanent Aufwendungen treffen, ohne dass eine Ak-

²⁰⁰ Brief an Jesco von Puttkammer am 20.1.1886 (Fontane 1980, S.451).

zeptierung des Umfelds erfolgt. Fatalerweise kann sie die Ausgleichshandlung nicht einfach abbrechen: Dadurch würde sie bestätigen, dass ihr Angebot von Anfang an nicht aufrichtig war. Zudem ist es generell fraglich, ob Céciles Zielvorstellung einen normalen Status wiederzugewinnen überhaupt erreichbar ist, da sie höchsten den Status einer ‚geläuterten Frau‘ erreichen könnte. Hierbei zeigen sich auch die geringen Möglichkeiten, die die Gesellschaft dieser Zeit Frauen wie Cécile im Rahmen sozialer Institutionen bereitstellte, um einen Ehrenmakel auszugleichen. Während für Männer der gehobenen Gesellschaft mit dem Duell ein Ausgleichsritual bereitstand, mittels einer Handlung ihre Ehre wiederherzustellen (siehe Kapitel 6.2.5), muss die ‚gefallene Frau‘ ihren Wandel durch permanente Handlungsbereitschaft bezeugen – ohne dass ihr dabei ein Fehler unterlaufen darf. Und selbst falls dies gelingt, erfolgt deshalb nicht zwangsläufig eine Akzeptierung des Umfelds.

6.1.9 Zusammenfassung

Innerhalb dieses Kapitels konnte der singuläre Satz, dass Cécile stigmatisiert wird, bestätigt werden. Durch ihre Vergangenheit als Maitresse hat sie in den Augen ihres neuen Umfelds ihre Geschlechtsehre verloren. Aufgrund dieses Stigmas ist sie nur mangelhaft in die Gesellschaft eingebunden. Diese fehlende Integration erhöht die Suizidwahrscheinlichkeit, da sie dazu führt, dass Cécile relativ wenige Interaktionspartner besitzt und somit affiliativen Anreizdefiziten ausgesetzt ist. Zudem befindet sie sich in einer defizitären Informationsstruktur, d.h. sie hat kaum die Möglichkeit entlastende Informationen aufzufinden. Darüber hinaus sind soziale Interaktionen aufgrund der Reaktionen des Umfelds mit negativen Anreizen verbunden. Die Internalisierung dieser Mißerfolge wird durch das Stigma begünstigt. Grundsätzlich ist ihr Handlungsspielraum durch ihren Ehrenmakel äußerst begrenzt, lediglich in der Fremde kann sie den Status einer normalen Person annehmen. Hier wächst ihr Handlungsspielraum gewissermaßen. Allerdings kann sie aufgrund der jederzeit möglichen Enthüllung ihres Stigmas nur eine geringe Erwartungshaltung aufbauen, diese Form der Behandlung auch in der Zukunft zu erhalten. Diese suiziderhöhenden Faktoren werden dadurch stabilisiert, dass es Cécile weitestgehend verwehrt ist, im Rahmen einer Ausgleichshandlung eine Korrektur ihres Stigmas herbeizuführen.

6.2 Ehre und Duell

Ziel dieses Kapitels ist die Untersuchung schichtspezifischer Verhaltensmodelle, die für die Figuren des Romans verbindlich sind. Hierdurch soll vor allem der soziale Kontext hinter den beiden Duellkonstellationen der Romanhandlung hervorgehoben werden. Zu diesem Zwecke werden die zentralen Figuren St. Arnaud, Gordon und Cécile in Bezug auf ihre Statusmerkmale in der ‚guten Gesellschaft‘ des Kaiserreiches verortet. Aus dieser Zuordnung lassen sich anschließend spezifische Verhaltenserwartungen ableiten, die die standesgemäße Ehre betreffen. Diese sollen anhand von Ehrerbietungsritualen der Figuren in gesellschaftlichen Interaktionen nachvollzogen werden. In diesem Kontext spielt insbesondere die Frage eine Rolle, welche spezifische Ehrauffassung für Mitglieder der ‚guten Gesellschaft‘ verbindlich war, bzw. welche Folgen eine Verletzung selbiger nach sich zog. Dieser Aspekt wird anschließend über die Duellkultur im deutschen Kaiserreich genauer verfolgt, wobei die Funktion des Duells als Ausgleichsritual, der staatliche Umgang mit dem Duell, der Ablauf und die Konsequenzen eines Duells erörtert werden.

6.2.1 Analytischer Rahmen: Die gute Gesellschaft

Was ist überhaupt eine ‚gute Gesellschaft‘ und welche Personen gehörten zur Zeit der Romanhandlung dazu? Norbert Elias definierte ‚gute Gesellschaften‘ allgemein als soziale Formationen spezifischer Art:

„Sie bilden sich überall als Korrelate und Establishments heraus, die ihre Monopolstellung über einzelne Generationen hinaus aufrechtzuerhalten vermögen, als Verkehrskreise der Menschen oder Familien, die zum Establishment gehören“ (Elias 2005, S.74).

Das zentrale Kriterium, das den Rang eines Menschen in der ‚guten Gesellschaft‘ des Kaiserreiches bestimmte, war die Herkunft, also der soziale Rang der möglichst adeligen Eltern oder Großeltern (Elias 2005, S.70). Herkunft war damals noch weitaus bedeutender als Besitz oder Leistung, und so zählten Unternehmer und verwandte Gruppen, etwa Großkaufleute oder Bankiers, nicht zu den höchsten Kreisen. Hohe Beamte und Militärs hatten einen entschieden höheren Rang inne. Aber auch der einigermaßen wohlhabende Akademiker, etwa ein Rechtsanwalt oder Arzt, war angesehenere als reiche Kaufleute (Elias 2005, S.69). Zwar gab es insbesondere im hohen Adel sehr wohl Verbindungen zwischen Großgrundbesitz und Industrie, dennoch hielt sich noch lange die Vorstellung, es sei für einen Adligen eigentlich nicht standesgemäß, einen Erwerbsberuf auszufüllen (Elias 2005, S.83).

Auch wenn die ‚gute Gesellschaft‘ ihre Grenzen rigide bewachte, so öffnete sie sich dennoch dem Bürgertum in größerem Umfang als je zuvor. So wurden etwa hohe Beamte, vor allem Universitätsprofessoren und bekannte Gelehrte hinzugezogen (Elias 2005, S.83). Dieser Mechanismus, also die gemeinsame Macht, um sich abzuschließen, einen eigenen sozialen Verkehrskreis zu bilden und andere aufzunehmen oder davon auszuschließen, ist das wesentlichen Kennzeichen einer ‚guten Gesellschaft‘. Voraussetzung hierfür ist ein besonderes Zugehörigkeitsgefühl, das trotz innerer Rivalität und Feindseligkeit bewahrt wird (Elias 2005, S.72). In

Deutschland ergab sich nach Norbert Elias wegen der erst spät vollzogenen Vereinigung der speziellen Fall, dass sich viele verschiedene lokale ‚gute Gesellschaften‘ gebildet hatten, ohne dass eine unbestrittenen Vorrang über die anderen hatte. Anders als in England oder Frankreich hatte die hauptstädtische Berliner Hofgesellschaft nicht den absoluten Vorrang und konnte damit auch nicht so stark die Kriterien der Zugehörigkeit und den Verhaltenskanon prägen (Elias 2005, S.74f). Zwar war man durchaus und mit großem Aufwand bemüht, in der kurzen Zeit des Kaiserreiches entsprechenden Einfluss zu gewinnen. Doch es gelang der Berliner Hofgesellschaft nur unzureichend, eine so integrative und zentralisierende Rolle zu spielen wie ihre europäischen Pendanten. Ältere Institutionen, vor allem das Heer, aber auch die schlagenden Verbindungen der Studenten prägten in weitaus größerem Maße den Verhaltenskanon der ‚guten Gesellschaft‘ und ihre Rituale wurden zum gemeinsamen Kitt der sonst so heterogenen deutschen Oberschichten (Elias 2005, S.74f).

Gerade das Militär hatte seinen ohnehin schon sehr hohen gesellschaftlichen Status durch die siegreichen Einigungskriege weiter gesteigert. Der Soldat blieb dem Militär auch nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven militärischen Dienst weiter verpflichtet. Regimentszahl und Waffengattung waren das entscheidende soziale Etikett und ein Wertmaßstab gegenseitiger Achtung, denn das Regiment blieb zeitlebens, besonders für Offiziere, die Heimat des Soldaten (Ellinger 1970, S.164). Die Regimentszugehörigkeit ließ natürlich auch Rückschlüsse auf den jeweiligen sozialen Hintergrund des Betroffenen zu²⁰¹. Eigentlich war das Offizierskorps traditionell feudaloide²⁰². Erst durch die Öffnung der Offizierslaufbahn für das Bürgertum erhielt die elitäre Abgeschlossenheit des Adels einen Riss. Der Adel fürchtete um sein Führungsprivileg, gerade da man eine ungleich höhere militärische Tradition innehatte. Doch allein die mannigfachen Heeresvermehrungen erforderten eine starke Erweiterung des Offizierskorps, und so war es schlicht nicht möglich, genügend Offiziersersatz aus altadligen Familien zu gewinnen. Der Adel beanspruchte aber weiterhin bestimmte Regimenter für sich, besonders Kavallerie und Garde. Technische Truppenteile und die Artillerie galten hingegen als weniger fein, sie waren jungen Ursprungs und damit traditionslos. Vor allem hier ergriffen bürgerliche Offiziersanwärter ihre Chance (Ellinger 1970, S.160ff): Denn mit dem Rang eines Offiziers erwarb man das Attribut ‚hoffähig‘ und gehörte damit zur ‚guten Gesellschaft‘ des deutschen Reiches²⁰³. Man

²⁰¹ Egal welchem Regiment man entstammte, man konnte sicher sein, entsprechend sozial eingeordnet zu werden. So schrieb etwa der preußische Diplomat von Bunsen: „Bedeutungsvoll wirkte jedoch das Regiment nicht nur auf die Betreffenden, sondern auch auf das Ansehen des Hauses, in dem vorwiegend das Regiment verkehrte. Sagte man von einer Familie: ‚Dort wimmelt es von zweiten Gardedragonern‘, war das sehr gut, hieß es ‚von Gardekörps‘, war das blendend“ (zitiert nach Ellinger 1970, S.164).

²⁰² Friedrich Wilhelm I. (1688-1740) hatte sich den Adel dienstbar gemacht, indem er ihm zwar die Gutsherrenschaft beließ, ihn aber in des ‚Königs Rock‘ zwang und so in sein neustrukturiertes Militärsystem einreichte (Ellinger 1970, S.161).

²⁰³ Denn obschon die Offizierslaufbahn eine ehrenvolle Tätigkeit war, war sie nicht besonders lukrativ. Zeitgenossen spotteten, dass die bevorzugte Ehre – die nach dem Hof-Rang-Reglement von 1878 bereits den untersten Offiziersrang des *Seconde-Lieutenants* als hoffähig auswies (Dieners 1992, S.57) – zwei Drittel des Lohnes ersetzte und somit für den Landesherren eine kostensparende Angelegenheit darstellte. Gleichzeitig konnten die Offiziere durch den Treueeid eng an den Oberbefehlshaber und somit an den Kaiser gebunden werden (Frevert 1991, S.95).

wurde gewissermaßen Bestandteil der Schicht, die ‚Ehre‘ besaß und damit auch satisfaktionsfähig war.

Ziel der folgenden literarischen Beobachtung ist die Verortung der Figuren in der ‚guten Gesellschaft‘ des Kaiserreiches. Durch die Zuordnung zu dieser Schicht sollen spezifische normative Verhaltenserwartungen dargestellt werden, die das Handeln dieser Akteure prägen. Hierfür konzentriert sich diese Analyse vorwiegend auf die zwei Akteure Gordon-Leslie und St. Arnaud. In diesem Kontext wird die Hypothese verfolgt, dass sich hinter dem persönlichen Konflikt um Cécile auch ein sozio-struktureller Konflikt verbirgt.

6.2.2 Literarische Beobachtung: Die gute Gesellschaft in ‚Cécile‘

Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass der Roman ‚Cécile‘ überwiegend in der Oberschicht des deutschen Kaiserreiches angesiedelt ist. Sowohl St. Arnaud als auch Cécile kommen aus adligen Verhältnissen. Letztere stammt zwar aus verarmtem polnischen Landadel, besitzt jedoch durch ihren abgeleiteten Status als Ehefrau von St. Arnaud eigentlich Zugehörigkeit zur ‚guten Gesellschaft‘ des Kaiserreiches. Infolge der Stigmatisierung des Ehepaars befinden sich die beiden aber gewissermaßen in einer Randstellung, d.h. sie sind zwar offiziell Bestandteil der ‚guten Gesellschaft‘, werden aber größtenteils gemieden. Auch Gordon-Leslie ist wie St. Arnaud adelig und damit Mitglied der ‚guten Gesellschaft‘, allerdings lassen sich deutliche Unterschiede hinsichtlich ihrer Provenienz und ihres gesellschaftlichen Status feststellen. Wie stark die Interaktionen der beiden Figuren durch ihren sozialen Status geprägt werden, lässt sich bei ihrer ersten Begegnung an der table d’hôte im Hotel Zehnpfund nachvollziehen. Gordon überlässt St. Arnaud in Anbetracht seines militärischen Ranges die Gesprächsinitiative: *„Gordon, trotzdem ihm die Tage der preußischen Disziplin um mehrere Jahre zurücklagen, glaubte doch, mit Rücksicht auf den Rang des Obersten, diesem das erste Wort zu überlassen zu müssen“* (20). Als St. Arnaud schließlich ein Gespräch beginnt, gilt seine erste Frage der Abstammung von Gordon: *„Nicht wahr, Herr von Gordon, Sie sind der Sohn eines Generals?“* (21). Gordon muss nun bekennen, dass sein Name nicht angestammt ist: *„Nein, mein Herr Oberst, auch kaum verwandt, denn ich bin eigentlich ein Leslie. Der Name Gordon ist erst durch Adoption in unsere Familie gekommen“* (21). Hinsichtlich der Abstammung ergibt sich folglich eine erste maßgebliche Differenz zwischen den beiden Figuren. St. Arnaud ist qua Geburt ein Adeliger, und so beschreibt ihn Gordon auch *„als den Typus eines alten Garçons aus der Oberschicht der Gesellschaft“* (63). Gordons Zugehörigkeit zur Aristokratie ist hingegen nicht genuin und dadurch mit einem deutlich geringerem sozialen Prestige verbunden. Die zweite Frage, die St. Arnaud an ihn stellt, gilt seiner militärischen Zugehörigkeit: *„Und stehen in welchem Regiment?“* (21). Wiederum kann Gordon nicht die Erwartungen erfüllen, die St. Arnaud eigentlich an seine Gesellschaft stellt: *„In keinem, Herr Oberst. Ich habe den Dienst quittiert“* (21). Es folgt eine *„verhängnisvolle“* (21) Gesprächspause. Man erkennt an dieser Situation nur zu deutlich, dass es gemessen am sozialen Status St. Arnauds nicht selbstverständlich ist, das Gespräch fortzusetzen, und es nur einer Überwindung, *„für seinen Charakter überraschend“* (22), zu verdanken ist, dass er weiterhin mit *„Entgegenkommen“* (22) zu Gordon spricht.

Bezüglich der militärischen Karriere der beiden Akteure lassen sich weitere Differenzen ableiten. St. Arnaud durchläuft die für Adelige klassische Militärlaufbahn: Während seiner „*Fähnrichstage*“ (11) verbrachte er schon einige Zeit im Harz. Sein Alter lässt darauf schließen, dass er auch bei den Kriegen gegen Dänemark und Österreich zugegen war. Ausdrücklich erwähnt wird aber nur seine Beteiligung am deutsch-französischen Krieg. So rät Gordon, kurz nachdem er dem Ehepaar begegnet war:

„Ja, ich entsinne mich. In St. Denis war anno 70 viel von ihm die Rede. Kugel durch den Hals, zwischen Carotis und Luftröhre. Wahrer Wunderschuß. Und wunderbar auch die Heilung: in sechs Wochen wiederhergestellt. Witzleben hat mir ausführlich davon erzählt. Kein Zweifel, das ist er. Er war damals ältester Hauptmann in einem der Garderegimenter, bei Franz oder den >Mairkäfern<, und wurde noch in Frankreich Major. Ich muß ihn im >Cerf< gesehen haben“ (13).

Später wird er „*Oberstlieutenant in der Garde*“ (170) und anschließend „*Oberst und Regimentscommandeur*“ (171). Gordon hingegen war erst bei den „*Pionieren in Magdeburg*“ (66) und später beim „*Eisenbahn-Batallion unter Golz*“ (66), also Verbänden mit weitaus geringerem Ansehen, wenn auch das Eisenbahnbatallion als Regiment Nr.1 immerhin die silberne Gardelitze an der Uniform tragen durfte:

„Für mich sind es Auffrischungen aus Tagen her, in denen ich noch des Vorzugs genoß, mit der silbernen Gardelitze, deren sich, einigermaßen überraschlich, auch das Regiment ‚Eisenbahn‘ erfreut, hier sitzen zu dürfen, halb als Kunst-Enthusiast, halb als militärisches Haus-Ornament“ (195f).

Wegen Verschuldung musste er seine militärische Karriere jedoch abbrechen²⁰⁴: „*Kurzum, er konnte sich nicht halten und übersiedelte, wenn sich in so einer Lage von Uebersiedlung sprechen läßt, nach England, woselbst er seine wissenschaftlichen Kenntnisse praktisch zu verwerthen hoffte*“ (66). Es zeigt sich, dass Gordon aufgrund seines militärischen Ranges und des Ansehens seines Regiments einen deutlich geringeren sozialen Status als St. Arnaud beanspruchen kann. Gerade diese Missachtung der Statusunterschieds löst bei dem ungleich höher dekorierten St. Arnaud nach dem Eklat um Cécile Wut und Verachtung aus: „*Und dieser Durchschnitts-Gordon, dieser verflossene Pionier-Lieutenant, [...] der hatte geglaubt, über ihn hinweg sein Spiel spielen zu können. Dieser Anmaßliche ...*“ (207).

Folglich bestehen hinsichtlich der Abstammung, des militärischen Ranges und der Regimentszugehörigkeit maßgebliche Differenzen zwischen den beiden Akteuren. Während man St. Arnaud der Schicht des ‚alten Adels‘ zurechnen kann, ist die Figur des Gordon – obschon in Besitz eines Adelstitels – stärker mit bürgerlichen Attributen versehen. Dies ist wesentlich

²⁰⁴ Dieser Aspekt in Gordons Laufbahn entsprach einem durchaus typischen Verhaltensmuster bürgerlicher Offiziersanwärter. Gerade die Söhne reicher Bürgerfamilien taten sich nämlich auch in den weniger erwünschten Aspekten des Garnisons- und Kasinolebens hervor, so beim Glückspiel und beim Trinken, und untergruben damit die eigentlich traditionelle Kargheit und Schlichtheit der militärischen Laufbahn. Der bis dahin verhältnismäßig bescheidene preußische Leutnant wandelte sich nach Craig mit der Zeit in den „unerträglichen Gecken der wilhelminischen Ära“ (Craig 1960, S.262). Fontane klagte: „*Ein Leutnant darf eben nur ein Leutnant sein und muß darauf verzichten, selbst wenn er bei den Zietenhusaren steht [...] ein Halbgott oder irgendetwas Exzeptionelles sein zu wollen. Aber wir arbeiten immer noch mit falschen Werten und stecken immer noch im ‚Wichtignehmen‘ drin, wo schon längst nichts mehr wichtig zu nehmen ist*“ (Fontane 1980, S.97f). Da die bürgerlichen Offiziersanwärter nach ihrer Dienstzeit in der Wirtschaft Karriere machen konnten, genoss man das Leutnantsleben oftmals in vollen Zügen, um sich erst anschließend wieder zu sanieren (Ellinger 1970, S.171f).

dadurch bedingt, dass er einen Erwerbsberuf ausführt, was für einen Adligen damals nicht standesgemäß war. St. Arnaud bezeichnet ihn daher auch spöttisch als „*Kabelmann und internationalen Drahtzieher*“ (207). Andererseits ist Gordon im Gegensatz zu ihm aufwärtsmobil, wie St. Arnaud bestätigt: „*Hat aber den lebhaften Wunsch, in preußischen Dienst zurückzutreten, was ihm, bei Protektion an hoher Stelle, deren er sich erfreut, ganz zweifellos gelingen wird*“ (67)²⁰⁵. Wenngleich beide Akteure folglich Bestandteil der ‚guten Gesellschaft‘ sind, so entstammen sie unterschiedlichen Milieus. Gordons eigentliches Milieu kann man an dem Besuch eines Großindustriellen in Charlottenburg ablesen, wo sein Status als weitgereister Ingenieur geachtet und geschätzt ist (134). In dem Milieu um St. Arnaud ist er hingegen gewissen Vorbehalten hinsichtlich seiner bürgerlichen Attribute ausgesetzt. So bemerkt etwa der General Rossow: „*Wir sind unter uns (ein Blick streifte Gordon), ich hoffe sagen zu können, wir sind unter uns*“ (160). Dieser General beklagt ausführlich das Vordringen von Bürgerlichen in die höheren Ränge des Militärs: „*Auf die Gesinnung kommt es an, auf das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Stammlande, das nur die haben, die schon am Cremmer-Damm und bei Ketzer-Angermünde waren*“ (162). Obwohl Gordons Status in diesem Milieu nicht gänzlich anerkannt ist, so wird er dennoch zur Schicht der ‚guten Gesellschaft‘ gezählt, wie St. Arnaud kurz vor dem Duell bestätigt: „*Gordon ist ein Mann von Familie, von Wert und Urtheil, und ein solcher Mann handelt nicht in 's Unbestimmte hinein*“ (204f). Diese Zurechnung bedingt für die beiden Akteure spezifische Verhaltenskonsequenzen hinsichtlich normativer Erwartungen, die an die Mitglieder dieser Schicht gestellt werden. Hierbei spielt besonders der Aspekt der Ehre eine große Rolle, der im nächsten Abschnitt behandelt wird.

6.2.3 Analytischer Rahmen: Ehre und Ehrerbietung

Unter Ehrerbietung kann man nach Goffman jene Handlungskomponente verstehen, durch die die Wertschätzung des Empfängers dem Empfänger regelmäßig symbolisch übermittelt wird. Die Übermittlung dieser Wertschätzung hat oft einen zeremoniellen Charakter, da sie in vielfachen Situationen eine Verpflichtung darstellt, wobei der Bezeugungsvorgang auch vorgetäuscht werden kann, d.h. das handelnde Individuum kann dabei innerlich vollkommen unbeteiligt bleiben²⁰⁶. Zentral für das persönliche Ehrempfinden und das Anrecht auf Ehrbezeugung einer Person ist ihr ‚Image‘:

„Der Terminus Image kann als der positive soziale Wert definiert werden, den man für sich durch die Verhaltensstrategie erwirbt, von der andere annehmen, man verfolge sie in einer bestimmten Interaktion. Image ist ein in Termini sozial anerkannter Eigenschaften umschriebenes Selbstbild, - ein Bild, das die anderen übernehmen können“ (Goffman 1971, S.10).

²⁰⁵ Es gibt Hinweise, dass auch St. Arnaud noch auf eine Fortsetzung seiner Karriere hofft. So bemerkt etwa der General Rossow gegenüber Gordon: „*Wenn wir unruhige Zeiten kriegen, und man kann nie wissen, so wächst er sich vielleicht noch in was hinein. Talent hat er*“ (165).

²⁰⁶ „Einige Organisationen, wie z.B. das Militär betonen explizit dieses Prinzip der Gewährung von Ehrerbietungen, was zu einer unpersönlichen Vergabe von etwas spezifisch auf die Person gerichtetem führt. Der Handelnde kann durch das Bezeugen von Achtung, die er gar nicht wirklich empfindet, eine Art innere Autonomie behalten, da er sich von der zeremoniellen Ordnung distanziert, und zwar gerade in dem Moment, in dem er sie aufrecht erhält“ (Goffman 1971, S.66).

Aber auch wenn das eigene Image persönlicher Besitz und Zentrum der eigenen Sicherheit ist, es bleibt stets nur eine Anleihe der Gesellschaft und kann, falls man sich seiner nicht würdig erweist, jederzeit entzogen werden: „Anerkannte Eigenschaften und ihre Beziehungen zum Image machen aus jedem Menschen seinen eigenen Gefängniswärter; dies ist so ein fundamentaler sozialer Zwang, auch wenn jeder Mensch seine Zelle gerne mag“ (Goffman 1971, S.15). Goffman unterscheidet zwischen zwei verschiedenen Kategorien von Ehrerbietungsritualen, die das Image einer Person betreffen: Vermeidungs- und Zuvorkommenheitsrituale. Bei Vermeidungsritualen bezeugt der Handelnde dem Empfänger Ehrerbietung, indem er gegenüber dem Empfänger Distanz wahrt, um das Image seiner Person nicht zu verletzen (Reiger 1992, S.109f). Simmel bezeichnete diesen Bereich des Individuums auch als ‚ideelle Sphäre‘²⁰⁷. Der Handelnde muss also gemäß der rituellen Ordnung eine gewisse Rücksichtnahme üben. Unterlässt er dies und erweist damit dem Empfänger nicht die entsprechende Würdigung, so ist dieser sogar verpflichtet, beleidigt zu sein. Vermeidungsrituale haben wiederum zwei Ausprägungen: So betreffen sie einerseits die Rücksichtnahme gegenüber anderen Personen, andererseits aber auch eine selbstschützende Rücksichtnahme, um von der Gegenwart anderer nicht entehrt zu werden (Goffman 1971, S.78). Während Vermeidungsrituale angeben, was man einer Person gegenüber zu unterlassen hat, geben Zuvorkommenheitsrituale an, was getan werden sollte. Hierzu zählen bspw. Begrüßungen, Einladungen, Komplimente und kleinere Hilfsdienste, wodurch dem Empfänger mitgeteilt wird, „daß er nicht eine isolierte Insel ist, sondern daß es andere gibt, die sich mit ihm und seinen persönlichen Dingen verbunden fühlen“ (Goffman 1971, S.81). Zwischen diesen beiden Formen von Ehrerbietungsritualen besteht ein permanentes Spannungsfeld: „Es gibt einen unüberwindlichen Gegensatz zwischen dem Verlangen, den einzelnen in die Gruppe einzubeziehen, und dem Wunsch, seine Privatsphäre zu respektieren“ (Goffman 1971, S.85). Die einzige Lösung für dieses Problem besteht darin, dass der Akteur die dialektische Spannung zwischen Zuvorkommenheits- und Vermeidungsritualen aufrecht zu erhalten sucht: „Die freundschaftlichen Gesten, die einen Handelnden einem Empfänger näherbringen, müssen gleichzeitig ausdrücken, daß die Dinge nicht zu weit getrieben werden sollen“ (Goffman 1971, S.85). Goffman unterscheidet in diesem Kontext ausdrücklich zwischen Ehrerbietung und Benehmen:

„Ehrerbietung weist auf die Gesellschaft außerhalb der Interaktion hin und damit auf die Position des Individuums in der Hierarchie der Gesellschaft. Benehmen weist auf Eigenschaften hin, für die jede soziale Position ihren Trägern die Möglichkeit gibt, sie in der Interaktion zu entfalten, weil diese Eigenschaften eher zum Ausdruck bringen, wie das Individuum seine Position handhabt, als dem Rang dieser Position in Relation zu anderen sozialen Positionen“ (Goffman 1971, S.91f)²⁰⁸.

²⁰⁷ „Um jeden Menschen liegt eine ideelle Sphäre [...], nach verschiedenen Richtungen und verschiedenen Personen freilich ungleich groß, in die man nicht eindringen kann, ohne den Persönlichkeitswert des Individuums zu zerstören. Einen solchen Bezirk legt die Ehre um den Menschen; sehr fein bezeichnet die Sprache eine Ehrenkränkung als ‚zu nahe Treten‘, der Radius jeder Sphäre sozusagen bezeichnet die Distanz, deren Überschreitung durch eine fremde Persönlichkeit die Ehre kränkt“ (Simmel 1968, S.265).

²⁰⁸ Goffman unterscheidet zudem Ehrerbietung von Taktgefühl. Takt, als Technik der Imagepflege, verlässt sich auf die schweigende Übereinkunft, mit einer Zeichensprache zu operieren. Geheime Andeutungen, Ambiguitäten, geschickte Pausen, sorgfältig dosierte Scherze usw. sind Elemente der ‚taktvollen‘ Sprache. Zentral ist bei dieser inoffiziellen Kommunikationsform die Regel, dass der Sender nicht so handeln sollte, als habe er die Nachricht, auf die er angespielt hat, offiziell mitgeteilt, während der Empfänger das Recht und die Verpflichtung hat, so zu handeln, als hätte er die in der An-

Im Normalfall versucht eine Person sowohl das eigene Image als auch das Image der anderen gemäß der rituellen Ordnung zu wahren. Dennoch sind rituelle Verletzungen natürlich üblich und möglich. Goffman brachte es auf die prägnante Formel: „Man muß immer mit Entweihungen rechnen, weil jede religiöse Zeremonie die Möglichkeit einer schwarzen Messe enthält“ (Goffman 1971, S.95)²⁰⁹. Wird die zeremonielle Ordnung verletzt, stellt sich zunächst die Frage der Verantwortlichkeit. Oftmals wird hierbei zwischen drei verschiedenen Ebenen von Verantwortlichkeit unterschieden: Erstens kann man annehmen, dass die Person arglos gehandelt hat und das Vergehen nicht intendiert gewesen ist. Man spricht in solchen Fällen von faux pas, Dummheiten, Schnitzer oder Taktlosigkeit. Zweitens kann der Anschein erweckt werden, die Person habe boshaft gehandelt, mit der Intention eine offene und direkte Beleidigung herbeizuführen. Drittens gibt es zufällige Beleidigungen, die zwar als ungeplante, aber manchmal antizipierte Nebenprodukte von Handlungen entstehen, Handlungen, die der Täter trotz ihrer verletzenden Konsequenzen ausführt (Goffman 1971, S.20). Nachdem die Verantwortlichkeit bestimmt worden ist, kann und oftmals muss das rituelle Gleichgewicht und damit die davon gestützten ‚Images‘ durch eine Ausgleichshandlung (siehe Kapitel 6.1.7) wiederhergestellt werden.

Welche spezifischen ‚Images‘ können für die (männlichen) Mitglieder der ‚guten Gesellschaft‘ zur Zeit des Kaiserreiches bestimmt werden? Ein wesentlicher Aspekt der zeitgenössischen Ehrauffassung war die Tradition des Rittertums. Während sich aber die einstigen Ritter mit einem hochkomplexen Ehrenkodex auseinandersetzten mussten und all diese Prinzipien peinlich genau zu verfolgen hatten, so zeichnete sich die moderne Ehre nach Mandeville durch einen Schwund ihres ehemaligen Bedeutungsumfanges aus²¹⁰. Der alte Ehrenkodex „war, wie die Ritterrüstung, sehr unhandlich und schwer; die vielen dazugehörigen Tugenden machten ihn arg unbequem“ (zitiert nach Guttandin 1993, S.159f). Im Gegensatz zur alten beinhaltete die moderne Ehrauffassung einen weitaus größeren Handlungsspielraum an Erlaubtem. Nur noch wenige Prinzipien mussten die modernen Ehrenmänner strikt einhalten, so z.B. keine Beleidigung zu ignorieren oder ihre Spielschulden zu zahlen, während Verstößen gegen die alten Anforderungen der Ritterlichkeit nachgesehen wurde (Guttandin 1993, S.159f). Diese Entwicklung hatte ihre Ursache wohl auch im Wandel des Kriegertums²¹¹. Der moderne Soldat

spielung erhaltene Nachricht nicht offiziell erhalten. Andeutende Kommunikation ist also verneinbare Kommunikation, man kann sie umgehen (Goffman 1971, S.36).

²⁰⁹ So kann auch die Bedrohung des ‚Images‘ der anderen Person bewusst herbeigeführt werden, z.B. als aggressive Technik der eigenen Imagepflege. Man will sozusagen für die eigene Person Pluspunkte sammeln und dem Gegenüber Minuspunkte zufügen. Für diesen Kampf ist Publikum fast eine Notwendigkeit. Die Methode besteht im Wesentlichen darin, möglichst viele günstige Fakten über sich selbst und möglichst viele ungünstige Fakten über den anderen in das Gespräch einzuführen. Hierbei ist die Schlagfertigkeit der Beteiligten ausschlaggebend (Goffman 1971, S.30f).

²¹⁰ „Man nahm dasselbe Maß an Tapferkeit, die Hälfte der Ehrlichkeit, sehr wenig Gerechtigkeit und nicht ein Gramm der anderen Tugenden, und auf diese Weise wurde es (Ehrenprinzip) sehr leicht und beweglich gegenüber früher“ (zitiert nach Guttandin 1993, S.159f).

²¹¹ Diesen Wandel des Soldatenwesens beschreibt Foucault in seiner Studie ‚Überwachen und Strafen‘. Als Idealfigur des Soldaten im 17. Jahrhundert galt: „Der Soldat ist zunächst jemand, der von weitem zu erkennen ist. Er trägt Zeichen: die natürlichen Zeichen seiner Kraft und seines Mutes und seines Stolzes; sein Körper ist das Wappen seiner Stärke und Tapferkeit. Zwar muß er das Waffenhandwerk allmählich – vor allem im Kampf selbst – erlernen, doch sind Manöver wie das Marschieren oder die Haltung wie die Kopfhaltung zu einem guten Teil Elemente der körperlichen Rhetorik der Ehre. [...]“

dieser Zeit zeigte sich als Produkt einer Disziplinierung, und von dieser Disziplinierung war sowohl der Körper als auch das standesgemäße Ehrgefühl betroffen. Die moderne Ehre war demgemäß mehr eine Pflicht und hatte wenig mit einer sittlichen Eigenschaft oder Tugend zu tun, vielmehr handelte es sich „um eine Form der mit sich selber erfüllten romantischen Innerlichkeit des Subjekts“ (Guttandin 1993, S.161). So war auch die Kampfbereitschaft der modernen Ehre weniger einer Tapferkeit für das Gemeinwesen oder dem Ruf nach Rechtschaffenheit geschuldet, sondern diente eher der abstrakten Unverletzlichkeit des eigenen Images (Guttandin 1993, S.161). Diese Vorstellung von Unverletzbarkeit des Images war stark an äußere Bezüge gebunden, wobei vor allem für den Offizier die sozialen Geltungsansprüche in seinem Korps und in der Gesellschaft im Vordergrund standen. Wurde eine Verletzung der Ehre dem sozialen Umfeld bekannt, so spielten individuelle Überlegungen des hiervon Betroffenen eine geringe oder gar keine Rolle. Ob man also selbst einen Vorgang als beleidigend empfand, war nicht ausschlaggebend dafür, ob die Ehre verletzt wurde. Diese Frage entschied sich allein an den Maßstäben kollektiver Vorstellungen. Abweichende, individuell gebildete Wertvorstellungen wurden kaum hervor- oder eingebracht. Folglich erlaubte dieser Ehrenkodex im Alltag eine Orientierung ohne autonome Reflexion, und diese Determiniertheit von äußeren Bezügen gereichte geradezu zum eigenen Stolz (Dieners 1992, S.260).

In der folgenden literarischen Beobachtung soll nun nachvollzogen werden, auf welche Weise Ehrerbietungsrituale die Interaktionen der Figuren prägen. Besonders der Eklat um Cécile soll durch Gordons Verstoß gegen die rituelle Ordnung erklärt werden, wodurch auch St. Arnauds Image verletzt wird.

6.2.4 Literarische Beobachtung: Ehre und Ehrerbietung in ‚Cécile‘

Gesellschaftliche Interaktionen werden in Fontanes Roman weitestgehend durch Ehrerbietungsrituale bestimmt. Der Rang eines Individuums in einer Gesellschaft dient als maßgeblicher Anzeiger, auf welche Art und Weise man sich einer Person nähern darf. St. Arnaud kann durch seinen hohen militärischen Rang (wenn auch a.D.) ein hohes Maß an Ehrerbietung beanspruchen. Gerade in formellen Situationen wird er äußerst zuvorkommend behandelt²¹², und keine Figur wagt es sich ihm unangemessen zu nähern²¹³. An diese Verhaltensrichtlinien hält sich zunächst auch Gordon. Er überlässt St. Arnaud bei ihrer ersten Begegnung die Gesprächsführung (20), erduldet auch gewisse spöttische Anmerkungen (24) und gibt weitreichende Auskunft über seine Biographie, während St. Arnaud im Gegenzug keine Verpflichtung hat, seinerseits Biographisches zu offenbaren (66f). Wie stark dieses Verhalten durch den Status von

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist der Soldat etwas geworden, was man fabriziert. Aus einem formlosen Teig, aus einem untauglichen Körper macht man die Maschine, deren man bedarf; Schritt für Schritt hat man die Haltung zurechtgerichtet, bis ein kalkulierter Zwang jeden Körperteil durchzieht und bemeistert, den ganzen Körper zusammenhält und verfügbar macht und sich insgeheim bis in die Automatik der Gewohnheit durchsetzt“ (Foucault 1994, S.173).

²¹² Siehe z.B. am Anfang der Gegenwartshandlung, als sich der Diener für sein Ausbleiben entschuldigt und hierbei beständig den Rang St. Arnauds als „Herrn Obersten“ wiederholt (5).

²¹³ Auch die ansonsten so freimütige Rosa Hexel unterlässt gegenüber St. Arnaud (im Gegensatz zu ihrem Verhalten gegenüber Gordon) jegliche Kritik oder Anspielungen, ja sie stellt im gesamten Handlungsverlauf nicht einmal eine direkte Frage an ihn.

St. Arnaud bedingt ist, zeigt sich daran, dass Gordon anderen Personen diese Form von Ehrerbietung nicht zukommen lässt. So verspottet er relativ offensichtlich den statusniederen Privatgelehrten Eginhard²¹⁴ oder brüskiert durch einen raschen Aufbruch die „*Spreewalds-Amme*“ in Berlin (188). Gegenüber Cécile wahrt er zunächst die rituelle Distanz, die ihrem Status als Ehefrau von St. Arnaud entspricht, auch wenn sich schon hier eine gewisse Spannung zwischen Annäherung und gebotener Distanz zeigt. So muss er persönliche Fragen stets relativieren, um zu verdeutlichen, dass er ihr nicht zu nahe treten will, wie z.B. beim Ausflug nach Altenbrak: „*Eselreiten und Ponyfahren! Sie sprachen so glückstrahlend davon, meine gnädigste Frau. Sind es Kinder-Erinnerungen? Das Ponyfahren lässt es fast vermuthen. Aber, Pardon, wenn ich in meiner Neugier vielleicht indiskrete Fragen thue*“ (87). Darüber hinaus zeigt sich, dass Zuvorkommenheitsgesten wie das Tragen ihres Schals vom Umfeld auch als mangelnde Distanz gewertet werden können. So bemerkt etwa einer der beiden Berliner: „*Sieh nur, schon den Shawl über‘m Arm. Der fackelt nich lange*“ (26). Dennoch gelingt es Gordon zunächst, seine Annäherung an Cécile im Rahmen der gebotenen Distanz zu vollziehen. Erst durch die Offenbarung von Céciles Vergangenheit empfindet Gordon das Ausmaß von Ehrerbietung, das er ihr gegenüber bisher zeigte, als nicht mehr angemessen:

„[...] war er schließlich doch in eine Sprache verfallen, die zu mäßigen oder gar schweigen zu heißen er nach dem Inhalt von Clothildens Briefe nicht mehr für geboten gehalten hatte. Worte waren gesprochen, Andeutungen gemacht worden, die vor einer Woche noch unmöglich gewesen wären“ (186).

Hinsichtlich des Cécile nun zugewiesenen Status fühlt sich Gordon nicht mehr verpflichtet, die rituelle Distanz zu wahren:

„Der Wendepunkt im Verlauf der Ehegeschichte ist durch Redeformen motiviert. Er liegt dort, wo sich Gordon im Ton vergreift. In diese Veränderungen des Tones spielt Gesellschaftliches hinein: die Vorstellung, daß er es letztlich mit einer Gesellschaftsdame zu tun hat, die sich nicht verhält wie ihresgleichen. Solchen Frauen, so stellt es sich aus der Optik Gordons zeitweilig dar, schuldet man keine besondere Rücksicht. Man kann sich ihnen gegenüber so benehmen, wie man sich ihnen gegenüber typischerweise benimmt“ (Müller-Seidel 1975, S.186).

Cécile, die den Wandel in Gordons Verhalten sehr wohl bemerkt, bittet ihn zunächst, sie nicht wie eine ‚gewöhnliche‘ Frau zu behandeln und appelliert an sein Benehmen und Taktgefühl:

„Denn diese Sprache, soviel sie bedeuten will, ist doch nur Alltagssprache, Sprache, darin ich jeden Ton und jede kleinste Nuance kenne. Das wenigstens hab‘ ich gelernt, darin wenigstens hab‘ ich eine Schule gehabt. So spricht herkömmlich ein Mann von Welt zu einer Frau von Welt, und es fehlen nur noch die Herabsetzungen und Verkleinerungen, ich sage nicht, wessen, und die versteckten Anklagen, ich sage nicht gegen wen, um das Herkömmliche dieser Sprache vollkommen zu machen. Ein Glück für mich, daß Ihr Taktgefühl mich von diesen Aeußersten wenigstens zu bewahren wußte“ (184).

Anschließend schickt sie Gordon noch einen Brief, in dem sie ihn bittet „zu dem Tone zurückzufinden, den sie früher anschlugen“ (188) oder das Verhältnis zu beenden (189). Zugleich warnt sie ihn vor den Konsequenzen, die sein geändertes Verhalten haben könnte: „Aber ich beschwöre Sie: Trennung, oder das Schlimmere bricht herein“ (189).

²¹⁴ „Gordon indeß coupirte die Rede ziemlich brüsk und schritt, des Emeritus Arm nehmend, unter einem griechisch-lateinischen Kauderwelsch, in dem Ausdrücke wie *Douglasia, Therapeutik, Autopsie* wild

Schließlich kommt es in der Oper zu einem ersten Eklat, als sich Gordon in die Loge von Cécile und dem Geheimrat Hedemeyer begibt und sich im „*spitzesten Tone*“ (195) nach dem Befinden von Cécile erkundigt. Als Gordon den beiden noch nach Hause folgt und abermals eindringt, „*ehe noch die Antwort da war, daß er willkommen sei*“ (197) ist der Eklat offensichtlich. „*Cécile und der Geheimrath waren gleichermäßig frappirt und das spöttische Lächeln des letzteren schien ausdrücken zu wollen: >Etwas stark<*“ (197). Der Geheimrat bricht nur kurz danach in den „*club*“ auf – trotz Céciles Versuch, ihn zum Bleiben zu bewegen – um St. Arnaud von diesem Vorfall zu berichten (199). Am nächsten Morgen will St. Arnaud die Ursache für diesen Vorfall ergründen und fragt Cécile, ob sie durch ihr Verhalten zu diesem Eklat beigetragen habe:

„Liegt es aber anders, bist Du Dir keines Entgegenkommens bewußt, keines Entgegenkommens, das ihm zu solchem Eclat und Hausfriedensbruch auch nur einen Schimmer von Recht gegeben hätte, so liegt eine Beleidigung vor, die nicht nur Dich trifft, sondern vor allem auch mich. Und ich habe nicht gelernt, Effenronterien geduldig hinzunehmen“ (205).

Cécile verneint ein bewusstes Entgegenkommen, will aber den Vorfall als unintendiert darzustellen: „*Du mußt es als einen Anfall nehmen*“ (206). Durch diese Interpretation versucht sie den Tatbestand einer offenen Beleidigung abzuwenden: „*Alles was geschehen ist, ist natürlich und weil natürlich auch verzeihlich. Es ist keine Beleidigung darin, wenigstens keine gewollte Beleidigung*“ (207). St. Arnaud empfindet es hingegen als offene Beleidigung und somit auch als Verletzung seines ‚Images‘.

Welches ‚Image‘ lässt sich für St. Arnaud bestimmen? Sein Selbstbild erhellt sich durch eine Aussage des Erzählers über sein Innenleben während des Gespräches mit Cécile:

„Dabei schoß sein Auge heftige Blicke, denn er war an seiner empfindlichsten, wenn nicht an seiner einzig empfindlichen Stelle getroffen, in seinem Stolz. Nicht das Liebesabenteuer als solches weckte seinen Groll gegen Gordon, sondern der Gedanke, daß die Furcht vor ihm, dem Manne der Determinirtheiten, nicht abschreckender gewirkt hatte. Gefürchtet zu sein, einzuschüchtern, die Superiorität, die der Muth giebt, in jedem Augenblicke fühlbar zu machen, das war recht eigent- lich seine Passion“ (207).

Aus dieser Aussage kann man ableiten, dass St. Arnaud sein Image durch den Eklat bedroht sieht. Als „*Gardeoffizier from top to toe*“ (59), wie ihn Gordon beschreibt, ist der Ehrenkodex trotz seines Abschieds von der Armee für ihn bindend. Folglich bezeichnet er das Verhalten von Gordon auch als einen Verstoß gegen die in der Tradition des Rittertums stehende Ehrauffassung: „*Frau v. St. Arnaud, als sie rückhaltlos ihr Herz vor Ihnen offenbarte, begab sich dadurch in Ihren Schutz, und einer Frau diesen Schutz zu versagen, ist unritterlich und ehrlos*“ (208). Während also für St. Arnaud der Affront maßgeblich in der Bedrohung seines Images besteht, begründet er die Duellforderung mit einem Verstoß Gordons gegen die Verhaltensverpflichtungen eines Ehrenmannes gegenüber einer Ehefrau. In diesem Kontext zeigt sich auch die signifikante Rolle des Geheimrats Hedemeyer: Erst durch seine Person wird der Eklat offiziell, er repräsentiert gewissermaßen das Öffentlichkeitsprinzip. St. Arnaud kann dadurch, dass er vom Geheimrat unterrichtet wurde, den Vorgang nicht mehr stillschweigend übergehen.

durcheinander wiederkehrten, an Eginhard vorüber, den sanft ansteigenden Schlängelpfad hinauf. Der Privatgelehrte seinerseits machte gute Miene zum bösen Spiel und folgte“ (82).

Aufgrund seiner persönlichen Ehrauffassung und dem sozialen Kontext ist er nun verpflichtet, die rituelle Ordnung durch die Aufforderung zu einem Duell wiederherzustellen.

6.2.5 Analytischer Rahmen: Die Duellkultur im Deutschen Kaiserreich

Das Duell als wesentliches Element des Verhaltenskanons der Offiziere, aber auch der Studenten, war in seiner Funktion ein Äquivalent des englischen Gentlemankanons. Infolge der höheren Schichtdurchlässigkeit der englischen Gesellschaft breitete sich der Gentlemankanon jedoch im Laufe der Zeit auf weite Teile des Volkes aus, wodurch sich die Anbindung an den Kriegerkanon verringerte und der Duellzwang Mitte des 19. Jahrhunderts verschwand (Elias 2005, S.75f). In Deutschland hingegen behielt das Duell bis in das 20. Jahrhundert ein vitales Eigenleben. Besonders in Preußen und Österreich war der Zwang zum privaten Zweikampf ein Merkmal der Zugehörigkeit zu der Schicht der ‚guten Gesellschaft‘:

„Man kann also in der Tat sagen, daß diese Oberschichten, verschiedenartig, wie sie in vielen Staaten und Städten Deutschlands waren, eine einzig große Gesellschaft der Satisfaktionsfähigen bildeten, also derer, die das Privileg hatten, von jedem anderen Mitglied dieser Gesellschaft Genugtuung mit der Waffe in der Hand zu verlangen, falls sie sich von ihm beleidigt fühlten, und die auch umgekehrt ihrerseits verpflichtet waren sich dem Zweikampf, falls gefordert, zu stellen“ (Elias 2005, S.76f).

Durch das Duell war das soziale Leben der ‚guten Gesellschaft‘ mit einem machtvollen Ausgleichsritual ausgestattet. Die angemessene Reaktion auf Fehlverhalten war weder Analyse, Bekenntnis noch Kritik – das Duell ermöglichte es den Verdacht auszuräumen, niedrige Motive hätten beim Handeln eine Rolle gespielt. Indem beide Duellanten die Bereitschaft signalisierten, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, demonstrierten sie, dass ihnen die Ehre mehr wert war als alles andere. Diese Bereitschaft zur Selbstaufopferung hatte folglich die Funktion, die Aufrichtigkeit der Gesinnung und des Ehrgefühls zu beweisen (Guttandin 1993, S.241)²¹⁵. Gleichzeitig beinhaltet das Duell eine diffizile Funktion für die ‚gute Gesellschaft‘: Einerseits versichert sich die ‚gute Gesellschaft‘ im Rahmen der Disziplinierung der Anerkennung ihrer Standards, andererseits wird durch Privilegierung ein nach unten abschließendes Sozialverhalten demonstriert²¹⁶. Zentrale Aufgabe und Inhalt des Duellrituals war nicht die Tötung des Kontrahenten, vielmehr lag sie in der Form, dem rituellen Vollzug nach festen und tradierten Regeln. Die Einhaltung dieses Rituals regelte die gegenseitige Achtung und erlaubte den Anspruch auf höchste Sittlichkeit, unabhängig von der Ursache, die zur Forderung geführt hatte. Jede persönliche Zufälligkeit wurde durch das Duell getilgt: Das Individuum nahm gewissermaßen die standardisierten Ver-

²¹⁵ „Eine Beleidigung der Ehre erzeugte auf der Seite des Gekränkten eine soziale Schuld, ein Debet, das ihn gegenüber seiner sozialen Gruppe zu einer Sonderleitung zwecks Schuldbegleichung verpflichtete. Der Gekränkte muss gegenüber der Gemeinschaft ein Opfer bringen, Selbstlosigkeit demonstrieren, um in die Ehrenstellung eines Ehrenmannes zurückkehren zu dürfen“. Vom Beleidiger wurde eine Forderung ebenfalls fast immer angenommen, denn verweigerte er die Genugtuung, so hatte auch er alle Rechte des Ehrenmannes verwirkt und war für immer aus der Gemeinschaft, in der Offiziere und Gentlemen verkehrten, ausgeschlossen (Guttandin 1993, S.215).

²¹⁶ Das Duell im 19. Jahrhundert charakterisierte sich nicht durch Aggressivität und sofortige direkte Erwiderung im Falle einer Beleidigung, wie es z.B. im Falle einer gewöhnlichen Prügelei der Fall war. Das Duell trug den Charakter einer ernstesten und ehrwürdigen Handlung, bei der die Kontrahenten zunächst auseinandertraten und gegenseitig Distanz einnahmen (Fürbringer 1988, S.215).

haltensformen an, und so zelebrierte sich das Duell als ein Ritual, das über höchste Entpersönlichung – durch Form und Todesverachtung – zur höchsten Würde und daher auch Bestätigung der Ehrenhaftigkeit einer Person führte (Fürbringer 1988, S.215).

Doch das Duell ging weit über seinen gesellschaftlichen Kontext hinaus. Es erzeugte vielfältige politische und rechtliche Implikationen, und so nahm der Staat gegenüber diesem Ritual eine höchst ambivalente Haltung ein. Während der Monarch des 17. und frühen 18. Jahrhunderts die Duelle seiner Offiziere noch durch hohe Strafen sanktionierte, ersetzte im 19. Jahrhundert ein differenzierter rechtlicher Umgang die ausschließlich strafrechtliche Behandlung des Duells (Dieners 1992, S.16f). Die seit Beginn des 19. Jahrhunderts institutionalisierten Ehrengerichte sollten eigentlich Duelle verhindern, legten aber den Offizieren die Austragung eines Duells oftmals als ‚unvermeidlich‘ nahe²¹⁷. Gleichzeitig blieb das Duell strafbewehrt und Gegenstand eines parallelen militärstrafgerichtlichen Verfahrens. Während also der Offizier, der seine Ehre im Duell verteidigte, dafür militärstrafgerichtlich zu verurteilen war, wurde er nicht selten im Vorfeld durch das Ehrengericht zur Verteidigung seiner Ehre angehalten. Ein rechtlich widerspruchsloses Verhalten war für den betroffenen Offizier in einer solchen Situation nicht möglich (Dieners 1992, S.16f). Und obschon Ehrengerichte als die standesgemäße Instanz für die Ehrenhändel dienten, wurde ihre Inanspruchnahme oft als ehrenrührige Ablehnung des Zweikampfes gesehen²¹⁸. Militärische Ehrengerichte sorgten zudem für die Kontrolle des privaten und gesellschaftlichen Lebens der Offiziere, diese blieben ihnen auch nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst weiter unterworfen²¹⁹.

Das Duell hatte in der Realität meist wenig mit den romantischen Darstellungen gemein, wie sie sich häufig in der Literatur finden. Duelle ergaben sich aus alltäglichen Situationen und konnten jeden Satisfaktionsfähigen jederzeit treffen, sei es im gesellschaftlichen Leben, im Dienst oder in der Politik²²⁰. Die auslösenden Momente waren hierbei oftmals geringfügiger Natur²²¹. Stand

²¹⁷ Bei Nichtbeachtung dieser ‚Naheliegung‘ drohte dem Offizier der unehrenhafte Ausschluss aus dem Offizierskorps (Dieners 1992, S.16f).

²¹⁸ So galt nach Edwin Manteuffels Worten der „Usus, sich selbst, nie sich durch richterlichen Spruch Satisfaction zu verschaffen; man nahm die Pistole in die Hand“ (zitiert nach Fürbringer 1988, S.208f). Die Tatsache, dass sich der praktische Duellzwang seit den 1870er Jahren erheblich verstärkte, deutet auf das Interesse hin, die exklusive und privilegierte Rolle des Offizierskorps hervorzuheben und vor (staats-) bürgerlicher Nivellierung zu schützen (Frevert 1991, S.119). Zudem schien das Duell durch seine rituelle Ausgestaltung und seine hochgradige Verhaltensreglementierung eine erzieherische, sittlich-ethische Aufgabe wahrzunehmen (Fürbringer 1988, S.192). Man kann also die im Verlauf des 19. Jahrhunderts zunehmende Betonung der korporativen Duellpflicht auch als eine Reaktion auf die fortschreitende Verbürgerlichung des Offizierskorps deuten, deren potentiell destabilisierenden Folgen auf diese Weise entgegengewirkt werden sollte (Frevert 1991, S.123).

²¹⁹ Beamte waren an alle Gesetze und die Verfassung gebunden, dagegen fand die Gehorsamspflicht der Offiziere in den Strafgesetzen ihre Grenze (Dieners 1992, S.56f). Allein an dieser Konzeption wird die prominente Sonderrolle des Militärs in Staat und Gesellschaft des 19. Jahrhunderts erkennbar. Besonders in Preußen repräsentierte die Armee einen Staat im Staat, der sich, unter direkter königlicher Kommandogewalt stehend und mit einer eigenen Gerichtsbarkeit ausgestattet, nachdrücklich von der zivilen Gesellschaft abhob, diese aber im Rahmen militärischer Verhaltensverpflichtungen stark beeinflusste (Frevert 1991, S.89).

²²⁰ Auch die Örtlichkeit war nicht entscheidend: Duellkonstellationen entstanden beim „Pferdekauf, im Tanzsaal, im Bierlokal und bei Abendgesellschaften, im Vergnügungsverein, im Bahnabteil, bei der Zimmervermietung, dem Billardspiel oder der Parade“ (Dieners 1992, S.59).

eine offene Beleidigung im Raum, ganz gleich welcher Herkunft, war das Duell die notwendige und verpflichtende Ausgleichshandlung. Dennoch musste zunächst das Ausmaß der Beleidigung eingeschätzt werden, um gewisse Duellmodalitäten festsetzen zu können²²². Schwere Beleidigungen, wozu der Übergriff auf eine Ehefrau galt, mussten bspw. mit Pistolen gesühnt werden (McAleer 1961, S.47). Denn eigentlich war die Austragung eines Duells nicht übermäßig gefährlich, solange mit Säbeln gekämpft wurde, was damals noch der häufigste Modus war (Dieners 1992, S.32f). Dieses Ritual glich vielmehr einem symbolischen Akt und fand z.B. in Studentenkreisen mit der Mensurnarbe seinen Ausdruck, aber auch zumeist seine Grenze. Allerdings häuften sich insbesondere in Deutschland – im Gegensatz zu anderen europäischen Nationen – Duelle mit Pistolen, die weitaus öfter einen tödlichen Ausgang nahmen. Kevin McAleer bezeichnet als einen maßgeblichen Grund hierfür die Rolle, die Frauen und ihre Ehre in den Augen der deutschen Ehrenmänner spielten:

„Another reason pistols were ubiquitous in Germany was that a woman so often sparked the controversies emitting in a challenge. German men of honor perceived the duel as a most efficacious device by which to redeem a woman's honor, and pistols immeasurably raised the stakes. The sigh of Cupid's bow could portend a screaming bullet“ (McAleer 1961, S.4).

Ein Duell musste spätestens 48 Stunden nach der Beleidigung stattfinden. Eine Ablehnung wurde nur gestattet, wenn bekannt war, dass der andere die Regeln des Duells verletzt hatte oder nicht satisfaktionsfähig war (Dieners 1992, S.73). Jede Unregelmäßigkeit hatte den Verlust der Satisfaktionsfähigkeit zur Folge (Fürbringer 1988, S.218). Wichtige Elemente des Duells waren zudem die Sekundanten. Sie stellten fest, wer der Beleidigte war, klärten dessen Rechte und suchten eine der Beleidigung angemessene Form der Genugtuung²²³. Ihre bedeutende Rolle als Zeugen gewannen sie dadurch, dass Kampfplatz und Zeit dahingehend ausgesucht wurden, Störungen durch fremde Personen zu vermeiden. Zumeist wurde ein abgelegener Ort und die frühe Morgenstunde gewählt, und nur die denkbar kleinste Öffentlichkeit (Sekundanten, Duellärzte, unparteiische Zeugen) zu diesem Akt der Ehrenrettung zugelassen. Alles andere hätte das Duell in den Augen der Ehrenmänner zu einem profanen Schauspiel degradiert und ihm die

²²¹ „Sie konnten schon von dem Fixieren des Blicks, einem unbedachten Wort, einer maliziösen Bemerkung oder hämischen Lächeln ausgehen. Sie reichten über Zurückstoßen eines Hundes, kleinen Rempeleien, Geldangelegenheiten, betrügerischen Geschäften, den Abbruch der Familienbeziehungen, Zeitungspolemiken, die Verführung von Ehefrauen, pornographischen Briefen und Majestätsbeleidigung bis hin zu gezielten Duellprovokationen“ (Dieners 1992, S.59).

²²² So wurde zwischen drei verschiedenen Graden von Beleidigungen unterschieden. Einfache Beleidigungen, wie z.B. Unfreundlichkeit oder unangebrachtes Verhalten ließen dem Beleidigten die Wahl der Waffe. Beleidigungen zweiten Grades, z.B. die Bezeichnung als Schwachkopf oder Esel, gaben dem Beleidigten Anrecht auf die Waffenwahl und die Duellart. Schwere Beleidigungen hingegen, wozu körperliche Tötlichkeiten, aber auch Übergriffe auf die Ehefrau oder Schwester zählten, gaben das Anrecht auf Waffenwahl, Duellart und Distanz (McAleer 1961, S.47).

²²³ Ihre Funktion lag im Wesentlichen in der Entscheidung, ob eine Ehrenerklärung oder Entschuldigung dem Ehrgefühl des Gekränkten entsprach. Damit regulierten sie die Über-, aber auch die Unterempfindlichkeit der verletzten Ehre. Auf diese Weise nahmen die Sekundanten eine bedeutungsvolle Mittlerstellung zwischen den beiden voneinander getrennten Gegnern, aber auch zwischen den beiden Kontrahenten und der Öffentlichkeit ein. Sie waren die Wächter des Ehrempfindens und gaben später Kunde, ob der Ehre im Duell genüge getan wurde. Dementsprechend war es von höchster Wichtigkeit, dass es sich bei den Sekundanten um Personen von makellosem Ruf und Gewissenhaftigkeit handelte. Und natürlich mussten diese ebenfalls die satisfaktionsfähig sein: Schließlich war es eine Zeremonie der Gleichsinnigen (Fürbringer 1988, S.219).

notwendige Würde genommen (Fürbringer 1988, S.222). Ein Duell hatte für die Beteiligten natürlich gewisse Konsequenzen, diese fielen jedoch in der Regel gering aus. Anzeichen von Reue und Schuldbewusstsein zeigten sich selten, sie wurden auch kaum von einer Seite erwartet. Die strafrechtliche Verfolgung der Duellanten wiederum war äußerst milde und Verfahrenseinstellungen an der Tagesordnung (Dieners 1992, S.60). Und Duelle mit tödlichem Ausgang gelangten zwar an die Öffentlichkeit, wichtige Informationen über Motive, Hergang und Folgen waren aber nur durch gezielte Indiskretionen zu erlangen, da die Verhandlungen geheim waren. Die Duellanten waren anschließend – wenn überhaupt – meist nur wenige Monate in Haft, und selbst Duelle mit Todesfolge wurden nachsichtig bestraft²²⁴.

In der folgenden literarischen Beobachtung sollen nun die beiden Duelle der Romanhandlung in Bezug auf die dargestellten Elemente der zeitgenössischen Duellkultur untersucht werden.

6.2.5 Literarische Beobachtung: Das Duell in ‚Cécile‘

Das Duell als maßgebliches Ausgleichsritual der ‚guten Gesellschaft‘ spielt in der Romanhandlung eine wesentliche Rolle. Die erste Duellkonstellation ergibt sich durch die Verlobung von St. Arnaud und Cécile. Da St. Arnaud den strengen Verhaltensreglementierungen des Offizierskorps unterliegt, widerspricht die Heirat einer Frau mit ‚zweifelhafter‘ Vergangenheit dem Standesgefühl, d.h. für Offiziere existiert die Norm, nur Frauen mit untadeligem Ehranspruch zu ehelichen²²⁵. Man kann annehmen, dass sich St. Arnaud dieser Norm sehr wohl bewusst war, trotzdem verlobt er sich mit Cécile.

„Drei Tage nach der Verlobung empfing er einen Brief, worin ihm Oberstlieutenant von Dzialinski, der älteste Stabsoffizier, Seitens des Offizierscorps und als Vertreter desselben Mittheilung machte, dass diese Verlobung nicht wohl angänglich sei. Daraus entstand eine Scene, die mit einem Duell endete. Dzialinski wurde durch die Brust geschossen und starb vor Ablauf von vierundzwanzig Stunden“ (171).

²²⁴ Die Bestrafung hatte oftmals, sofern sie überhaupt erfolgte, allenfalls symbolischen Charakter. Vor dem Hintergrund der sozialen Ächtung, die im Falle einer Duellverweigerung drohte, blieben die gesetzlichen Sanktionen unbedeutend, zumal die Festungshaft als ‚custodia honesta‘ keine entehrende Strafe bedeutete. Zudem begünstigte die Festungshaft in gewissem Maße die duellierenden Offiziere. Während die Festungshaft zivile Duellanten vom Erwerbsleben ausschloss, brachte sie für die Offiziere kaum eine Veränderung gegenüber dem Kasernenleben mit sich. Die Offiziere durften weiterhin ihre Uniform als Zeichen ihrer Standeszugehörigkeit tragen und die Festungszeit wurde auf ihre Dienstzeit angerechnet, das Gehalt weiterhin gezahlt. Biographische Berichte bestätigen, dass die Festungshaft beileibe keine harte oder unmenschliche Form des Strafvollzugs war. So schildert z.B. Fritz Reuter in seinem 1862 erschienen Roman ‚Ut mine Festungstid‘ in erster Linie burleske Erlebnisse und Liebesabenteuer, die er während seiner Festungshaft erlebte (Dieners 1992, S.79ff).

²²⁵ Siehe hierzu Kaiser Wilhelm I. in der niedergelegten Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere im Preußischen Heere vom 2. Mai 1874: „Ich erwarte daher von dem gesamten Offizierskorps meines Heeres, daß ihm, wie bisher so auch in Zukunft, die Ehre das höchste Kleinod sein wird; dieselbe rein und fleckenlos zu erhalten, muß die heiligste Pflicht des ganzen Standes, wie des einzelnen bleiben. (...) Sie verlangt, daß auch in dem äußeren Leben des Offiziers sich die Würde ausdrücke, die aus dem Bewußtsein hervorgeht, dem Stande anzugehören, dem die Verteidigung von Thron und Vaterland anvertraut ist“ (zitiert nach Fischer 2002). Noch Generalfeldmarschall Werner von Blombergs Sturz im Jahre 1938 wurde wesentlich durch seine Heirat mit einer Frau, deren Vorleben als zweifelhaft galt, herbeigeführt (Ellinger 1970, S.178).

Auch wenn innerhalb des Werkes keine weiteren Informationen über die explizite Begründung der Duellforderung oder den genauen Ablauf des Duells gegeben werden, so kann man doch annehmen, dass keine der beiden Seiten das Ehrengericht zur Konfliktlösung einschaltete. Die rechtlich paradoxe Stellung des Duells lässt sich an der folgenden militärgerichtlichen Behandlung des Vorfalls ablesen:

„Das Kriegsgericht verurtheilte St. Arnaud zu neun Monaten Festung, wobei, neben seiner früheren Beliebtheit, auch die Thatsache in Rechnung gestellt wurde, daß er provocirt worden war. Provocirt, so gerechtfertigt die Haltung Dzialinskis und des gesamten Offizierscorps gewesen sein mochte“ (171)²²⁶.

Sowohl der Einspruch gegen die Heirat als auch die Duellforderung seitens St. Arnauds sind im Sinne der Standesehre gerechtfertigt. St. Arnaud wird für das Duell und den Tod des Stabs-offiziers bestraft, wenn auch mit einer relativ geringen Haftstrafe. Die maßgebliche Sanktion bestand jedoch darin, dass er Abschied vom aktiven Dienst nehmen musste. So berichtet etwa Rosa Hexel:

„Es war ein Unglück, daß er den Dienst quittiren mußte. Blieb er in der Armee, so war alles gut oder konnt' es wieder werden. Jetzt ist er verbittert, befehdet was er früher vergöttert hat, und sitzt auf der Bank, wo die Spötter sitzen. Und das ist eine schlimme Bank. Er war ganz Soldat und ging darin auf. Nun hat er nichts zu thun und steht im Tattersall umher oder besucht den Club, ja, fast läßt sich sagen, er lebe da“ (167f).

In diesem Kontext stellt sich die Frage, warum St. Arnaud seine Karriere für eine Heirat mit Cécile riskierte. Zum Zeitpunkt der Verlobung befand sich St. Arnaud auf dem Höhepunkt seiner Karriere: *„St. Arnaud war Oberstlieutenant in der Garde, brillanter Soldat und unverheiratet, was immer empfiehlt. Man versprach sich etwas von ihm. Es sind gerade vier Jahre, daß er in Oberschlesien Oberst und Regimentscommandeur wurde“ (170f).* Innerhalb der Romanhandlung werden hinsichtlich der Motive für die Heirat unterschiedliche Hypothesen entworfen. So vermutet etwa Klothilde: *„Vielleicht auch, daß er sich in dem Nest, das ihm die Residenz ersetzen sollte, blos langweilte“ (171).* Rosa hingegen sieht das wesentliche Motiv in St. Arnauds Stolz: *„Aber was heißt Liebe bei Naturen wie St. Arnaud? Und wenn es Liebe wäre, wenn wir's so nennen wollen, nun so liebt er sie, weil sie sein ist, aus Rechthaberei, Dünkel und Eigensinn, und weil er den Stolz hat, eine schöne Frau zu besitzen“ (168).* Ein weiteres Motiv neben Céciles Schönheit böten ihr Vermögen und ihr Gut, denn die Offizierslaufbahn bot nur in einem geringem Maße finanzielle Belohnungen, wie auch Gordon bemerkt: *„Es giebt zwar Dotationen, aber die kommen erst später, wenn sie überhaupt kommen“ (139)²²⁷.* Vielleicht war

²²⁶ Ein Hinweis, dass diese Verfahren geheim waren, zeigt sich in der Romanhandlung, als Gordon bei seinem Besuch in der Charlottenburger Villa zwar erfährt, dass St. Arnaud wegen einem Duell seinen Abschied nehmen musste, aber in diesen Kreisen nicht bekannt ist, weshalb es zum Duell kam (134).

²²⁷ Eine weitere Hypothese in diesem Kontext wäre, dass sich St. Arnaud trotz seines Aufstieges als zu gering entlohnt fühlte. Als Hinweis für diese Hypothese kann die von Gordon gegebene Information, St. Arnaud sei im deutsch-französischen Krieg „ältester Hauptmann“ (13) gewesen, herangezogen werden. Zudem stimmt dieser dem Ausspruch des Altenbraker Präzeptors zu, der über seinen Abschied erzählt: *„Ein jeder freut sich seines Lohnes. Gewiß, gewiß. Aber wenn der Lohn kleiner ausfällt, als man ihn verdient hat oder wenigstens verdient zu haben glaubt, dann freut er nicht mehr, dann kränkt er“ (110).* Hierauf antwortet St. Arnaud: *„Sich ein Genüge zu thun ist die beste Dekoration. Im Letzten ist man immer nur auf sich und sein eigenes Bewußtsein angewiesen, und was andre versäumen, müssen wir für uns selber thun. Das heißt nicht, sich überheben, das heißt blos die Rechnung in Richtigkeit bringen“ (111).*

er auch einfach langsam in einem Alter, wo er sich binden musste, um normativen Erwartungen der Kameraden zu entsprechen²²⁸. Weiterhin könnte St. Arnauds persönliches Ehrverständnis eine Rolle gespielt haben, einer Frau wie Cécile gewissermaßen Schutz durch eine Heirat zu gewähren²²⁹. Dennoch, eine abschließende Bewertung aus den im Erzähltext gegebenen Informationen ist nicht möglich.

Die zweite Duellkonstellation im Handlungsverlauf entsteht durch den von Gordon herbeigeführten Eklat. Am nächsten Morgen schreibt St. Arnaud seine Duellforderung an Gordon. „*Er las und verzog keine Miene*“ (208). Auch wenn Gordon aus einem Kulturkreis kommt, in dem das Duell kein wesentlicher Bestandteil des Verhaltenskanons der ‚guten Gesellschaft‘ mehr war, ist ihm aus seiner preußischen Militärzeit sehr wohl bewusst, welche Konsequenzen sein Handeln am Tag zuvor haben könnte: „*Daß sich etwas derart vorbereiten würde, war ihm von dem Augenblick an wahrscheinlich, wo der Geheimrath, um in den Club zu gehen, den Salon Céciles verlassen hatte. Das Wahrscheinliche war nun da*“ (208f). Vom Erzähler wird zudem die Information gegeben, dass Gordon in seinem Selbstbild starke Ähnlichkeiten zu St. Arnaud aufweist: „*War er doch selber ein Trotzkopf und von einem Selbstgeföhle, das dem seines Gegners unter Umständen die Spitze bieten konnte*“ (209). Hinsichtlich der Verhaltensverpflichtungen als Ehrenmann zögert er nicht, die Herausforderung anzunehmen, trotz einer gewissen persönlichen Distanz zu dieser Form des Ehrenkultes: „*Der Ehre. Was sich nicht alles so nennt! Nun, sei's drum ...*“ (209). Gemäß der rituellen Ordnung wird das Duell für den nächsten Morgen anberaumt. Als Ort für die Austragung wird ein Wäldchen in der Nähe des Großen Gartens in Dresden ausgewählt. St. Arnaud bestimmt den General Rossow als Sekundanten, Gordon wählt den Bruder der Großindustriellengattin. Beide Parteien achten zudem darauf, dass Cécile von dem anstehenden Duell nichts erfährt (209). An dieser Stelle bricht Fontane die direkte Schilderung der Ereignisse ab. Eine Zeitungsnotiz berichtet nachträglich von den Ereignissen:

„*Wie wir aus Dresden erfahren, hat gestern um neun Uhr früh, in der Nähe des Großen Gartens, ein Duell zwischen dem Obersten a.D. von St. Arnaud und dem früher ebenfalls der preußischen Armee zugehörigen Civil-Ingenieur von Leslie-Gordon stattgefunden. Herr von Leslie-Gordon fiel, während von St. Arnaud nur leicht an der linken Seite verwundet wurde*“ (212).

Zunächst lässt sich beobachten, dass Gordons Verhalten als schwere Beleidigung von St. Arnaud ausgelegt worden war, da das Duell mit Pistolen ausgetragen wurde. Die Sekundanten kommen anschließend ihrer Pflicht als schweigende Zeugen nach: „*Ueber die Veranlassung zu dem Duell verlautet nichts Bestimmtes, da die Secundanten jede Auskunft verweigern*“ (212). Weitere Informationen über den Hergang des Duells erhält man durch einen Brief von

²²⁸ Zwar war der Status eines unverheirateten Offiziers der Karriere zuträglich, dennoch wurde seitens der Kameraden ein starker normativer Druck ausgeübt. Siehe Tramitz (1999): „Spätestens im Alter von dreißig Jahren Ehemann und Vater zu sein, gehörte zu den selbstverständlichen Erwartungen an den Berufsoffizier. Das bedeutet zwar keinesfalls, dass er als Ehemann ein bemerkenswertes Sexualleben gehabt hätte. Aber es hätte unweigerlich zu Spekulationen geführt, wenn er länger als nötig unbeweibt geblieben wäre“ (Tramitz 1999, S.219).

²²⁹ Zwar nimmt die Schutzfunktion hinsichtlich einer Frau einen großen Platz im Ehrverständnis von St. Arnaud und den Ehrenmännern seiner Zeit ein – nicht umsonst begründet er damit auch die Duellforderung an Gordon. Allerdings bemerkt er bei einem Gespräch über Vögel: „*Ah, die Menschen sind Heuchler. [...] Sie stellen allemal das in ihren Schutz, was sie nicht brauchen können*“ (120).

St. Arnaud an Cécile. Hier schildert St. Arnaud den Ablauf folgendermaßen: *„Der Ausgang der Sache machte doch einen Eindruck auf mich, und so bot ich ihm die Hand zur Versöhnung. Aber er wies sie zurück. Eine Minute später war er nicht mehr“* (212). Dieser Aussage zufolge hätte Gordon die Möglichkeit gehabt das Duell zu verhindern, wobei aber unklar ist, wie vertrauenswürdig die Aussage ist. So könnte es auch der Versuch sein, eine mögliche Schuldzuschreibung seitens Cécile zu relativieren, da St. Arnaud sehr wohl weiß, wie viel Gordon ihr bedeutete: *„Daß du mit ein paar Herzfasern an ihm hingst, weiß ich“* (213). Auch wenn er Gordon als *„hochmüthig und eingebildet“* (213) beschreibt, so zollt er ihm doch Anerkennung für sein Verhalten während des Duells: *„Uebrigens bin ich seinem Muthe Gerechtigkeit schuldig und mehr noch seiner unsentimentalen Entschlossenheit, die mir beinahe imponirt hat“* (213). Schuldgefühle hinsichtlich Gordons Tod lassen sich nicht finden: *„Tu l’as voulu, George Dandin“* (213). Um einem Prozess und einer Haftstrafe zu entgehen, setzt er sich nach Italien ab: *„Daß ich mich den Langweiligkeiten einer abermaligen Processirung entzogen habe, wirst Du natürlich finden. Ich werde mit Nächstem sechzig und fühle keinen Beruf in mir, abermals ein Jahr lang (oder vielleicht noch länger) um den Julius-Thurm spazieren zu gehen“* (213).

6.2.7 Zusammenfassung

In diesem Kapitel konnten die wesentlichen Akteure des Romans in der ‚guten Gesellschaft‘ des Kaiserreiches verortet werden. Hierbei zeigte sich, dass St. Arnaud innerhalb dieser Schicht einen höheren Status beanspruchen kann als der mit bürgerlichen Attributen versehene Gordon. Da Gordon es im Rahmen der verpflichtenden Verhaltensmodelle unterlassen hatte, gegenüber Cécile die notwendige Form der rituellen Distanz einzuhalten, ist hiervon das Image von St. Arnaud verletzt. Dieses Image kann allgemein als eine spezifische Ehrauffassung beschrieben werden, die in der Tradition des Rittertums steht und bei einer Verletzung das Duell als notwendige Ausgleichshandlung vorschreibt. Darüber hinaus konnte ausgeführt werden, inwiefern die rechtlich paradoxe Stellung des Duells bereits bei der ersten Duellkonstellation eine wesentliche Rolle spielte. Für Cécile entsteht durch diese Ehrkultur eine schwierige Lage. So werden beide Duelle im Namen ihrer Ehre ausgeführt, dennoch führt dies nicht zu einer Rehabilitation ihres eigenen Ehrstatus. Ganz im Gegenteil, ihr können die tödlichen Konsequenzen der Duelle sogar als Schuldattributionen angelastet werden.

6.3 Historischer und politischer Kontext

Ziel dieses Kapitels ist die Darstellung des historischen und politischen Kontextes, in dem sich Cécile aufgrund ihrer sozialen Identität verorten muss. Zum Zeitpunkt der Gegenwartshandlung 1884 befand sich das deutsche Kaiserreich in einer Phase der Konsolidierung. Erst 1871 infolge dreier Kriege gegen Dänemark, Österreich und Frankreich entstanden, wurde es in der Folgezeit mit wirtschaftlichen (Gründerzeitkrise), politischen, religiösen, ethnischen und dynastischen Herausforderungen konfrontiert. Um mögliche Gefährdungen für das neue Reich zu verhindern, verfolgte der Reichskanzler Bismarck eine rigide Politik. Mögliche Gegner der Einheit wurden als Reichsfeinde gebrandmarkt und politischen Repressionen ausgesetzt. Zu den Gruppierungen, die mit diesem Attribut versehen wurden, zählten etwa die katholische Kirche, ethnische Minderheiten wie bspw. Polen und Elsässer, Sozialisten und das mit den Hohenzollern rivalisierende Herrschaftshaus der Welfen. Im Folgenden soll untersucht werden, inwiefern Cécile aufgrund spezifischer sozialer Merkmale in die politische Kultur des Kaiserreiches integriert ist. Hierfür wird zunächst auf ihre katholische Herkunft eingegangen. Anschließend werden ihre polnische Herkunft und ihre einstige Bindung an das zum Herrscherhaus der Welfen diskutiert. Abschließend wird noch auf die allgemeine Stellung der Frauen im deutschen Kaiserreich und insbesondere auf Céciles Status als herausragende Schönheit eingegangen.

6.3.1 Analytischer Rahmen: Der Kulturkampf

In den ersten Jahren des neuen Reiches war es Bismarcks vorrangiges Ziel, den Einigungsprozess durch die Gründung von Institutionen zu vollenden, die das Reich zu einer homogenen Nation machen sollten. Er stützte sich hierfür auf die Partei der Nationalliberalen²³⁰, die im Reichstag über eine Mehrheit verfügte und dem Prinzip der Zentralisierung wohlwollend gegenüberstand (Craig 1978, S.282). Aus der Zusammenarbeit mit den Nationalliberalen erwuchs jedoch auch eine Kampagne gegen die katholische Kirche, die das politische Leben bis Mitte der 80er Jahre nachhaltig prägen sollte. Die Ursachen für diese Kampagne waren vielschichtig²³¹. Innenpolitisch wollte Bismarck u.a. ein Erstarren der Zentrumspartei²³² verhindern,

²³⁰ Es gab zwei liberale Parteien im deutschen Reich. Die Nationalliberalen hatten sich von „der alten Fortschrittspartei, die im Verfassungskonflikt der 60er Jahre gegen Bismarck gekämpft hatte, getrennt und unterstützten den Kanzler. Als Vertreter des gebildeten, wohlhabenden Mittelstandes und der höheren Bürokratie wiesen sie viel Gemeinsamkeiten mit den Liberalen in anderen Ländern auf und unterstützten die Zentralisierung, das laissez-faire-Wirtschaftssystem, die Säkularisierung des nationalen Lebens, die verfassungsgemäße Regierung und den materiellen Fortschritt“ (Craig 1978, S.281f).

²³¹ Der Konflikt zwischen Liberalismus und Katholizismus resultierte u.a. auch aus der bedrohten Stellung der Kirche in einer Gesellschaft, die auf einer aufgeklärt-rationalistischen Bildung und industriell-technischen Wirtschaft beruhte. Das Gefühl der Gefährdung verstärkte sich durch den politischen Machtverlust der Kirche, der im 18. Jahrhundert begann und im Untergang des Kirchenstaates (1870) gipfelte. Im Gegenzug versuchte der Papst seine Autorität als geistiges Oberhaupt zu festigen, indem er wesentliche Unterschiede der Glaubenslehre gegenüber anderen Weltanschauungen aufzeigte. Dies steigerte wiederum den Gegensatz zum Freiheits- und Bildungsideal des liberalen Bürgertums, das seine Kulturpolitik mit Hilfe des Staates durchsetzen wollte (Hertz-Eichenrode 1992, S.80).

außenpolitisch Frankreich weiter isolieren²³³. Für die Liberalen hingegen war die Kampagne vorwiegend durch kulturelle Motive beeinflusst, und so prägten sie den Begriff des ‚Kulturkampfes‘²³⁴. Antiklerikalismus zählte in Preußen und großen Teilen Deutschlands zu den wichtigsten Merkmalen des Liberalismus am Ende des 19. Jahrhunderts:

„Im Kulturkampf entwickelten die Liberalen ein geradezu manichäistisches Weltbild, vom Kampf zwischen Licht und Finsternis, Fortschritt und Stagnation. Wer nicht nach Canossa wollte, plädierte für Fortschritt, für Aufklärung und Emanzipation, Modernität der Kultur und Wirtschaft, der Gesellschaft, der Nation, des Staates. Wer nach Canossa zurück wollte, konnte, so sahen es die Liberalen, im Grunde keine Eisenbahnen bauen“ (Nipperdey 1993, S.379).

Katholizismus galt als diametraler Gegensatz zur liberalen Weltanschauung, und vor allem das 1870 verabschiedete Unfehlbarkeitsdogma des Papstes verschärfte den Konflikt²³⁵. 1872 startete Bismarck mit der Ausweisung der Jesuiten den politischen Angriff auf die Kirche. In einer diesbezüglichen Reichstagsdiskussion fiel jener so berühmte Satz des Reichskanzlers: „Nach Canossa gehen wir nicht – weder körperlich noch geistig“. Mit der Beschwörung des Canossa-Mythos wurde der Konflikt mit der katholischen Kirche eine Sache der nationalen Ehre, in der es scheinbar kein Zurückweichen gab (Ullrich 1997, S.50). Es folgte eine Reihe von Gesetzen, die den Bischöfen ihrer disziplinarischen Vollmachten beraubten, die Zivilehe zur Pflicht machten, das Recht der Kirche auf Selbstverwaltung aufhoben und weitere religiöse Orden auflösten (Craig 1978, S.283). Der Papst reagierte mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen und die deutschen Bischöfe erklärten geschlossen, dass Katholiken diese Gesetze nicht befolgen könnten, ohne gegen ihren Glauben zu verstoßen (Craig 1978, S.283). Im Zentrum der Auseinandersetzung stand der preußische Kultusminister Adalbert Falk (1827-1900)²³⁶. Er

²³² Die katholische Zentrumspartei wurde 1870 gegründet. Als erklärtermaßen konfessionelle Partei umfasste das Zentrum immer einzelne Gruppen mit unterschiedlichen politischen und sozialen Ansichten. Zentral war jedoch der Anspruch auf die Selbstständigkeit der katholischen Kirche und die Freiheit in der religiösen Erziehung (Craig 1978, S.281).

²³³ Zu dieser Zeit war die französische Regierung noch monarchistisch und hatte positive Beziehungen zum Klerus (Craig 1978, S.283).

²³⁴ Der Begriff wurde von dem liberalen protestantischen Pathologen Rudolf Virchow in einer Rede vom Februar 1872 vor dem preußischen Abgeordnetenhaus geprägt (Clark 2007, S.651).

²³⁵ „Der Widerstand der katholischen Kirche gegen den Liberalismus artikuliert sich u.a. 1864 in einer Enzyklika, mit der Papst Pius IX. die Irrlehren der Zeit verurteilte. Er bekämpfte die Ansicht, daß die Leitung der öffentlichen Schulen allein dem Staat zustehe, er wies das Ansinnen zurück, die Kirche möge sich ‚mit dem Liberalismus und der modernen Bildung aussöhnen‘, und erhob den Anspruch, daß die Kirche ihren Einfluss auf die Menschen, Nationen und Fürsten frei ausübe. Die moralische Autorität des Papstes wurde ferner betont durch das sog. Unfehlbarkeitsdogma, das ein Vatikanisches Konzil 1870 beschloß und das die unfehlbare Entscheidungsgewalt des Papstes für den Fall feststellte, daß er eine Lehre definierte, die den Glauben oder die Sitten betraf und die von der ganzen Kirche einzuhalten waren. Für die Liberalen war dies ein Anschlag auf die Gewissensfreiheit“ (Hertz-Eichenrode 1992, S.81).

²³⁶ Falk entstammte einer evangelischen Pfarrersfamilie und machte nach seinem Jurastudium schnell Karriere im Justizdienst. 1872 gelangte er an die Spitze des Kultusministeriums. Er stürzte sich mit großer Energie in den Kampf gegen die katholische Kirche und brachte das Gesetzgebungsprogramm ein, mit dem von 1872 an die Schulen der geistlichen Aufsicht entzogen, die standesamtlichen Aufgaben in staatliche Regie übernommen und dem Staat eine regulierende Einwirkung auf die Ausbildung der Priester erlaubt wurde. Als sich die Kirche weigerte, die ihr Innenleben betreffenden Gesetze zu befolgen, half Falk mit Strafmöglichkeiten zu schaffen, die den Klerus zum Einlenken zwingen sollten. Der Trennungspunkt war erreicht, als der Kanzler 1879 seine Zoll- und Finanzpolitik mithilfe des Zentrums gegen die Liberalen im Reichstag durchsetzte (Hertz-Eichenrode 1992, S.82). „Sein Abgang

folgte 1872 auf den von Bismarck entlassenen Heinrich von Mühler und sollte die härtere Gangart des Kanzlers gegen den Katholizismus mit Hilfe des Polizei- und Verwaltungsapparates vertreten. Doch die teilweise drakonischen Maßnahmen zeigten nicht die erwünschte Wirkung. Weder bei Bischöfen und Klerus noch bei der Masse der Gläubigen wurde ein Sinneswandel erreicht, und so war das kirchliche Leben zwar gestört, aber die Autorität des Episkopats blieb weiterhin bestehen. Zudem schien der Kulturkampf potenzielle Anhänger des Zentrums zu bestärken, da die Partei deutliche Stimmzuwächse erzielte (Hertz-Eichenrode 1992, S.85). Darüber hinaus regte sich auch von der Seite des Protestantismus Widerstand²³⁷. Schließlich vollzog Bismarck die Wende im Kulturkampf²³⁸. Er beendete die Zusammenarbeit mit den Nationalliberalen und ein Großteil der gesetzlichen Maßnahmen wurde zurückgenommen. Auch Adalbert Falk musste 1879 seinen Posten aufgeben. Bis 1881 hatten sich schließlich die Beziehungen zwischen Kirche und Staat weitestgehend normalisiert (Craig 1978, S.284). Die gesellschaftlichen Folgen des Kulturkampfes blieben aber weiterhin bestehen. Das innenpolitische Klima war vergiftet, das Verhältnis zwischen beiden Konfessionen belastet und das Vertrauen in den Staat bei einem großen Teil der katholischen Bevölkerung nachhaltig gestört. Auch die Nationalliberalen hatten einen hohen Preis zu bezahlen. Sie hatten sich im Kulturkampf mit Bismarck verbündet und dabei fast alle Prinzipien aufgegeben, für die der Liberalismus einst eingetreten war. Nach Volker Ullrich war dieser Substanzverlust des deutschen Liberalismus auf lange Sicht die schwerwiegendste Folge des Kulturkampfes (Ullrich 1997, S.53).

In der folgenden literarischen Beobachtung soll nun untersucht werden, auf welche Weise der Kulturkampf in der Handlung thematisiert wird und welche sozialen Konsequenzen der Status als ehemalige Katholikin für Cécile hat.

6.3.2 Literarische Beobachtung: Der Kulturkampf in ‚Cécile‘

Zum Zeitpunkt der Gegenwartshandlung 1884 hatte Bismarck die Wende im Kulturkampf bereits vollzogen. Der Konflikt wird jedoch von Fontane in mehrfacher Hinsicht thematisiert. So empfiehlt der Privatgelehrte Eginhard Cécile den Besuch der Harzburg, der „*Lieblingsburg des zu Canossa gedemüthigten Heinrich*“ (79). In Quedlinburg beobachten der Kastellan und der Küster „*zwar nicht mit haßentstellten, aber doch mit unruhigen Gesichtern*“ (47), ob die Reisegruppe zuerst das Schloss oder die Kirche besuchen wird. Schließlich wird St. Arnaud „*mit einem Anflug von Ironie*“ entscheiden, dass Herrendienst vor Gottesdienst gehe, worauf Gordon „*in gleichem Tone hinzusetzte: >Preußen-Moral! Aber wir sind ja Preußen<*“ (47). In Berlin tritt dann mit dem Geheimrat Hedemeyer ein direkter Protagonist des Kulturkampfes auf.

fiel mit dem Ende der liberalen Ära zusammen, deren ideales Streben nach Verbreitung aufgeklärter Bildung er ebenso verkörpert hat wie deren herrisches Begehren, daß der nationale Staat diesen Bildungsauftrag durchsetzen müsse“ (Hertz-Eichenrode 1992, S.82f).

²³⁷ Die Erregung der Protestanten zeigte sich bspw. daran, dass die Konservative Partei ihren Einfluss bei Hof geltend zu machen versuchte gegen eine Politik, die imstande schien, sich zum Angriff auf jede organisierte Religion zu entwickeln (Craig 1978, S.283f).

²³⁸ Der Tod von Pius IX und die Nachfolge Papst Leos XIII im Jahre 1878 erleichterten Bismarck seinen Kurswechsel (Craig 1978, S.284).

Vom Erzähler erfährt man, dass Hedemeyer schon unter Mühler „*kalt gestellt*“²³⁹ wurde und es trotz „*andauernder Falk-Umschmeichelung*“ (158) nicht geschafft hatte, seine Wiedereinstellung durchzusetzen. Er hatte den Kulturkampf als „*Pamphletist*“²⁴⁰ begleitet und kritisiert an der table d'hôte die Kehrtwende Bismarcks, die auch mit dem Abschied des Kultusministers verbunden war:

„Ein Wunder, daß Falk mit einem blauen Auge davongekommen ist, er, der Einzige, der den Blick für die Nothlage des Landes hatte, der Einzige, der retten konnte. Nach Canossa gehen wir nicht! O nein, wir gehen nicht, aber wir laufen, wir rennen und jagen dem Ziele zu und überliefern einer beliebigen und beständig wechselnden Tagesfrage zuliebe die große Lebensfrage des Staats an unseren Todfeind. Die große Lebensfrage des Staats aber ist unsere protestantische Freiheit, die Freiheit der Geister!“ (159f)²⁴¹.

Der Geheimrat Hedemeyer zeigt sich folglich als Vertreter jener Liberalen, die den Konflikt mit der katholischen Kirche als existenziell für den Staat betrachteten und durch die Kehrtwende Bismarcks nun an die Seite gedrängt wurden²⁴². Vor allem der Machtposition des Reichskanzlers, den er spöttisch als „*Dalai-Lama*“ bezeichnet, gilt seine Kritik, und er beklagt zudem die Abkehr von einst liberalen Grundwerten:

„Rund heraus, wir schwelgen in einem unausgesetzten Götzen- und Opferdienst. Und was wir am willfährigsten opfern, das ist die freie Meinung, trotzdem keiner unter uns Aelteren ist, der nicht mit Herwegh für den >Flügelschlag der freien Seele< geschwärmt hätte“ (159).

Auf dem Nachhauseweg nach dem Diner wird der von Hedemeyer vertretene Liberalismus von Rosa deutlich hinterfragt:

„Er versteht unter >protestantischer Freiheit< die Freiheiten, die er sich nimmt, und deren sind viele, jedenfalls genug. Sein ganzer Liberalismus ist Libertinage, weiter nichts. Ein wahres Glück, daß man ihn bei Seite geschoben hat. Er schreibt jetzt, natürlich pseudonym, an einer neuen Broschüre“ (166).

²³⁹ Sagarra vermutet aufgrund dieser Tatsache, dass Hedemeyer selbst katholisch ist, und bezeichnet sein Verhalten dahingehend als „gesinnungslose Anpassungssucht“ (Sagarra 1995, S.54).

²⁴⁰ Zur zeitgenössischen liberalen Kritik am Katholizismus siehe Clark (2007): „Die Satiren in liberalen Zeitschriften wimmelten nur so von verschlagenen, dünnen Jesuiten und geilen, fetten Priestern – dankbare Opfer, weil die Feder der Karikaturisten das tiefe Schwarz der Roben so kunstvoll einsetzen konnte. Indem sie den Gemeindepriester in seiner seelsorgerischen Rolle verunglimpften oder die Sittlichkeit der Nonnen anzweifelten, brachten sie in Wirklichkeit den Glauben der Liberalen an die Heiligkeit der patriarchalischen Kernfamilie zum Ausdruck. Mit ihrem Mißtrauen gegenüber der prominenten Stellung der Frauen innerhalb vieler neuer katholischer Orden sowie der lüsternen Faszination für das Zölibat (oder eben nicht) der Priester enthüllten die Liberalen ein tief verwurzelt Klischee hinsichtlich der >Männlichkeit<, die für das Selbstverständnis der Bewegung entscheidend war (wenn auch nicht immer ausdrücklich gezeigt)“ (Clark 2007, S. 651).

²⁴¹ Zur Herkunft dieses Zitats siehe Sprengel (2000): „Mit der überbietenden Widerlegung von Bismarcks Canossa-Ausspruch zitiert Fontane wörtlich einen alten Bekannten: den Geheimen Oberregierungsrat Karl Zitelmann (1816-1898). Noch Jahrzehnte später erinnert sich Friedrich Holtze an Zitelmans stehende Rede im >Fontane-Kränzchen<, „daß wir nicht nach Kanossa gegangen, sondern gerannt seien““ (Sprengel 2000, S.65).

²⁴² Unter der Ägide des neuen Innenministers Robert von Puttkamer wurde die preußische Bürokratie in den 80er Jahren von liberalen Elementen gesäubert. „Blinde Staatsgläubigkeit und monarchische Gesinnungstreue gehörten fortan zur unverzichtbaren Voraussetzung im preußischen Verwaltungsdienst“ (Ullrich 1997, S.63). Fontane kommentiert Hedemeyers Kritik an dem sich den politischen Verhältnissen fügenden Kanzler ironisch, indem sich die Brillenhaken des Geheimrats in dessen Toupet verfangen und „*dieser Sicherheit aber entbehrend, sah er sich auch hier gezwungen, den Verhältnissen Rechnung zu tragen und auf ein rücksichtsloses Vorgehen zu verzichten, dass ihn an seiner empfindlichsten Stelle blosgestellt haben würde*“ (158).

Eine Aussage, die in der Folgezeit maßgeblich dazu beiträgt, dass Gordon in dem Geheimrat einen Konkurrenten um Cécile wittert: „*Sein frivoler Witz machte sie lachen und was seine kaum die nöthigsten Schranken innehaltende Dreistigkeit anging, von der Rosa gesprochen hatte, so hatte Gordon gerade lang genug gelebt, um zu wissen, daß die Dreisten die Vorhand haben*“ (180).

Als gebürtige Katholikin gehört Cécile folglich einer Gruppe an, die im deutschen Reich starken Ressentiments ausgesetzt war. Obwohl sie zur Zeit der Eheschließung mit St. Arnaud zum Protestantismus konvertierte, bleibt ihre katholische Herkunft als soziales Merkmal erhalten. Schon früh bemerkt Gordon: „*Uebrigens wirkt sie katholisch, und wenn sie nicht aus Brüssel ist, ist sie wenigstens aus Aachen. [...] Und in einem festen Kloster erzogen*“ (15). Zudem hinterfragt er ihren neuen religiösen Status als Protestantin: „*Die gnädige Frau, deren Protestantismus mir, Pardon, einigen kleinen Anzeichen nach einigermaßen zweifelhaft erscheint, hat Absolution*“ (43). Auch wenn die Figur Gordon weitestgehend frei von politischen Festlegungen beschrieben wird, so bekennt er selbst, dass er in vielen Punkten mit der Position des Geheimrats übereinstimmt: „*Und doch war vieles richtig, was er sagte*“ (166). Nach Sprengel (2000) erscheint er allein durch seine Profession als Ingenieur wie „eine Personifikation des technisch-wirtschaftlichen Fortschritts“, die ihn „damit automatisch zum typischen Kirchengegner“ qualifiziert (Sprengel 2000, S.69). In diesem Kontext können auch gewisse Zuschreibungen hinsichtlich Céciles Bildungsniveau interpretiert werden – ein „*Minimal-Maß*“ (60) an Bildung war ein häufig der katholischen Gesellschaftsschicht zugeschriebenes Merkmal. Schließlich, als Gordon sich aus dem Harz verabschieden muss, vereinigt er seine Eindrücke von Cécile im Bild der Maria Stuart: „*Etwas Katholisches, etwas Gluth und Frömmigkeit, und etwas Schuldbewußtsein. Und zugleich ein Etwas im Blick, wie wenn die Schuld noch nicht zu Ende wäre*“ (127f)²⁴³. Diese Assoziationen von erotischer „*Gluth*“, religiöser „*Frömmigkeit*“ und „*Schuldbewußtsein*“ entsprechen typischen Zuschreibungen, die im Kulturkampf besonders katholischen Frauen unterstellt wurden. Daher hat nach Sprengel die „*unterschwellige Aggressivität*“ in Gordons Werbung am letzten Abend „*fast den Charakter einer >Katholiken-Hetze<*“ (Sprengel 2000, S.69).

Über die persönliche religiöse Haltung von Cécile erhält man recht wenige Informationen. Ihre Konversion zum Protestantismus vollzog sie im zeitlichen Umfeld ihrer Eheschließung. Der Übertritt wurde laut Klothilde von einem „*Eurer beliebtesten Hofprediger*“ (173) vollzogen, womit wahrscheinlich der Hofprediger Dörffel gemeint ist. Inwiefern persönliche religiöse Bedürfnisse – neben dem Motiv, ihre Integration in die Berliner Gesellschaft zu erleichtern – dabei eine Rolle spielten, ist nicht bekannt. Immerhin bekennt sie in ihrem Abschiedsbrief an Dörffel: „*Jede Kirche hat ihre reichen Gaben, und auch der Ihrigen verdank' ich viel*“ (215). Dennoch kehrt sie kurz vor ihrem Tod zum Katholizismus zurück. Cécile konnte folglich gewisse religiöse Bedürfnisse nicht innerhalb der evangelischen Staatskirche ausleben. Ein Aspekt dürfte hierbei gewesen sein, dass sie als Konvertitin unter einem besonderen Anpassungsdruck

²⁴³ Nürnberger interpretiert, Cécile' hinsichtlich dieses Aspektes als Variation des Maria Stuart-Motives, wobei Gordon schließlich die Rolle des Mortimers einnimmt (Nürnberger 1997).

stand und somit kaum von der Lehrmeinung abweichende Auffassungen vertreten durfte. So erfährt man etwa vom Erzähler:

„[E]in in ihrer Natur liegender mystisch-religiöser Zug, den die Lektüre von Erbauungs- und namentlich Erweckungsgeschichten noch erheblich gesteigert hatte, ließ sie jedesmal aufhorchen, wenn gewisse Stichworte fielen, die Conventikliges oder Sektirerisches in Aussicht stellten. In vorderster Reihe standen natürlich die Mormonen, und wenn sich auch im gegenwärtigen Augenblicke so Gutes und Interessantes kaum erhoffen ließ“ (74)²⁴⁴.

Zudem wird die Lektüre von *„Ehrenström, ein Lebensbild, oder die separatistische Bewegung in der Uckermark“* (39) erwähnt. Ehrenström war ein altlutheranischer Pastor, der gegen die Vereinigung der lutherischen und der reformierten zur unierten Kirche predigte und zahlreiche Gläubige zur Auswanderung nach Amerika veranlasste²⁴⁵. Weitere religiöse Bedürfnisse, die sie nicht im Rahmen der evangelischen Staatskirche verwirklichen kann, lassen sich aus einem Gespräch mit dem Hofprediger Dörffel ableiten. So beschwört sie ihn: *„helfen Sie mir alles in die rechten Wege bringen und vor allem beten Sie mir das Grauen fort, das auf meiner Seele liegt. Sie sind ein Diener Gottes, und Ihr Gebet muß Erhörung finden“* (148). Hierauf aber antwortet Dörffel, dass der *„Ueberschwang der Gefühle“* ihr eigentlicher *„Dämon“* sei und konstatiert: *„Ueberschwenglichkeiten, die sich in's Religiöse kleiden, ohne religiös zu sein, haben keine Geltung vor Gott, ja, nicht einmal vor dem Papst“* (149). Mit der Anekdote des Papstes Gregor XVI, der eine *„unter fortwährenden heftigen Selbstanklagen“* um Vergebung bittende Frau als *„una enthusiasta“* (149) abqualifiziert, verdeutlicht er, dass diese Form des religiösen Verhaltens weder im Katholizismus noch in der protestantischen Staatskirche legitimiert ist:

„Die Heilslehren existieren und sollen uns Brot und Wein des Lebens sein. Aber sie sind nicht ein Schlagwasser oder Riechsalz, um uns in jedem beliebigen Momente plötzlich aus unserer Ohnmacht aufzuwecken. Es gibt auf diesem Gebiete nichts Plötzliches, sondern nur ein Allmähliches“ (150).

Céciles Interesse an jenseits der etablierten Kirche stehenden religiösen Vereinigungen könnte also damit zusammenhängen, dass bspw. in den Erweckungsbewegungen starke Emotionen zugelassen waren und sogar als Ausdruck religiöser Hingabe galten. Zudem spielt in diesem Kontext wohl auch die Frage nach Ausgleichsritualen eine Rolle, die in den verschiedenen religiösen Richtungen unterschiedliche Ausprägung besitzen, so z.B. Buße und Vergebung im Protestantismus und Katholizismus oder in diversen Erweckungsbewegungen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Cécile zur Zeit des Kulturkampfes noch katholisch war. Im Rahmen ihrer Eheschließung konvertierte sie zum Protestantismus. Dennoch bleibt ihre katholische Herkunft als soziales Merkmal bestehen, womit sie auch gewissen Abwertungen ihres neuen Umfelds ausgesetzt ist. Zudem ist mit ihrer Konversion eine Entfremdung von ihrer ehemaligen religiösen Gemeinschaft und somit ein Verlust an Kontakten und Vergleichsinformationen verbunden. Weiterhin scheint sie gewisse religiöse Bedürfnisse nicht innerhalb der evangelischen Staatskirche ausleben zu können.

²⁴⁴ Céciles Interesse an den Mormonen könnte dahingehend gedeutet werden, dass (damals) bei den Mormonen die Vielehe erlaubt war.

²⁴⁵ In Anmerkungen Fontane 1990, S.209.

6.3.3 Analytischer Rahmen: Die Polen im Deutschen Reich

Die Polen im Osten Preußens befanden sich nach der politischen Vereinigung der deutschen Staaten in einer schwierigen Lage²⁴⁶. Als Untertanen der preußischen Krone hatten die Polen eine lange Geschichte von wechselnder Repression und Toleranz hinter sich (Clark 2007, S.658ff). Während man sich aber noch einigermaßen damit arrangieren konnte, Untertan der preußischen Krone zu sein, so war die neue Zugehörigkeit als ‚polnischer Deutscher‘ ein Widerspruch in sich. Da die preußischen Behörden schon im Sommer 1870 tief beunruhigt über die Parteinahme zahlreicher Polen für Frankreich waren²⁴⁷, erfolgte nach der Vereinigung ein Paradigmenwechsel im Umgang mit der polnischen Frage. Bismarck befürchtete, dass die slawische Propaganda im Verbund mit den Ultramontanen und Reaktionären die Einheit des preußisch-deutschen Nationalstaates gefährden könnte (Clark 2007, S.661). Daher leitete der Reichskanzler ein rigides Vorgehen gegen die polnische Minderheit an. Das erste Ziel hierbei war der polnische Klerus, und so wurde die polnische Minderheit auch zum ‚Sprungbrett‘ des Kulturkampfes gegen die katholische Kirche. Später wurde Deutsch als Amtssprache festgelegt, und im Jahre 1885 wurden 32.000 nicht eingebürgerte Polen und Juden aus Berlin und den Ostprovinzen vertrieben, obwohl sie weder gegen preußisches noch gegen deutsches Recht verstoßen hatten (Clark 2007, S.661f). Clark zufolge setzte der Staat damit die Grundthese seiner historischen Existenz auf Spiel, nämlich die Annahme, dass sich die Identität Preußens von der Herrschaft einer Dynastie ableitete, „deren Sonne (wenn auch mit unterschiedlicher Intensität) für alle Untertanen schien“ (Clark 2007, S.665). Zunehmend entwickelte sich in Deutschland der Nationalismus gegenüber der dynastischen Zugehörigkeit zur neuen Identifikationsgrundlage²⁴⁸. Hiermit verbunden war die Zunahme rassistischer Theorien von der nationalen Überlegenheit. Gleichzeitig wurde durch diesen Nationalismus auch ein Gegenationalismus hervorgerufen, wie sich am Beispiel der polnischen Minderheit zeigte, die hartnäckig allen ‚Germanisierungsbestrebungen‘ widerstand²⁴⁹.

Ein zentraler Topos in der Etikettierung der polnischen Minderheit war der Begriff der ‚polnischen Wirtschaft‘. Auf die kürzeste Formel gebracht bedeutet die Wendung soviel wie

²⁴⁶ Von 18,5 Millionen Einwohnern Preußens im Jahre 1861 waren 2,25 Millionen Polen. Sie lebten vorwiegend in den Provinzen Posen und Westpreußen sowie in den südöstlichen Kreisen Schlesiens (Clark 2007, S.658).

²⁴⁷ So wurden bspw. polnische Rekruten aufgefordert zu desertieren (auch wenn so gut wie keiner diesem Aufruf folgte) und es kam zu wütenden Protesten, als die Nachricht von den preußisch-deutschen Siegen eintraf (Clark 2007, S.661).

²⁴⁸ Gerade in den 80er Jahren ereignete sich nach Hobsbawm diese signifikante Veränderung des Nationalismus: „Von nun an beanspruchte jede Gemeinschaft von Menschen, die sich als eine ‚Nation‘ betrachteten, das Recht auf Selbstbestimmung, das letzten Endes das Recht auf einen eigenen, souveränen und unabhängigen Staat auf ihrem Territorium bedeutete. Zweitens und als Folge dieser potentiellen Vermehrung potentieller Nationen ohne Geschichte wurden ethnische Zugehörigkeit und Sprache zu zentralen, zunehmend entscheidenden oder gar einzigen Kriterien für die potentielle Nation“ (Hobsbawm 1991, S.122).

²⁴⁹ Das Germanisierungsprogramm war nach Clark ein sinnloses Unterfangen. Es verhinderte nicht, dass das Wachstum der polnischen Bevölkerung in den östlichen Regionen das der Deutschen überflügelte. Der Versuch Schulen zum ausschließlichen Gebrauch des Deutschen zu bewegen, musste nach wiederholten Schulstreiks und nachhaltigem zivilen Ungehorsam aufgegeben werden. Auch das Enteignungsgesetz erfüllte nie die darin gesetzten Hoffnungen (Clark 2007, S.664).

chaotisches, also letztendlich ineffizient organisiertes Handeln. Orłowski begründete die Genese dieses Begriffs in der Zeit „des endgültigen Untergangs der polnischen Staatlichkeit, einer Zeit der großen wirtschaftlichen Depression, der gesellschaftlichen Rückständigkeit, der spektakulären Verarmung des Volkes und der ostentativen Verschwendungssucht des Adels“ (Orłowski 1993, S.3). Das Polenbild der frühen und späten Neuzeit wurde von diesem Stereotyp bis weit ins 20. Jahrhundert geprägt. Zudem stand diese Etikettierung in wechselseitiger Beziehung zum bürgerlichen Bewusstsein:

„Insbesondere prägte es - negativ-positiv polarisiert - Alltagsvorstellungen von eigenen Sekundärtugenden wie Ordnung, Fleiß und Sauberkeit. Als Tugendbündel, gewandelt in einen Hort nationaler Tugenden, wurde es im Laufe des 19. Jahrhunderts polnischen ‚Untugenden‘ wie Unordnung, Schlampe und Verschwendung gegenübergestellt“ (Orłowski 2003, S.4f).

Zugleich hatte sich quasi als Pendant und Ergänzung zum Stereotyp der ‚polnischen Wirtschaft‘ die Klischeevorstellung der ‚sinnlichen Polenfrau‘ entwickelt. Dieses Bild beruhte nach Kiefer auf der zentralen Annahme, dass sich bei Versagen der materiellen Ordnung auch Tugend und sexuelle Ökonomie auflösen (Kiefer 2003, S.174).

In der folgenden literarischen Beobachtung soll nun nachvollzogen werden, inwiefern Céciles Status als Polin ihre Integration in das Kaiserreich erschwert und welchen Zuschreibungen sie aufgrund dieses Merkmals ausgesetzt ist.

6.3.4 Literarische Beobachtung: Céciles polnische Herkunft

Die allgemeine politische Situation der Polen zur Zeit der Gegenwartshandlung wird von Fontane nur am Rande gestreift. So erfährt man beispielsweise, dass der „ursprünglich Genserowsky“ heißende Urgroßvater von Eginhard aus Polen kam und „um ganz mit den polnischen Erinnerungen zu brechen oder vielleicht auch wegen eines dem deutschen Ohre nicht unbedenklichen Namensanklages“ (89) seinen Namen in ‚Aus dem Grunde‘ umbenannte. Weiterhin wird auch der russische General Skobelev genannt, der die deutschlandfeindliche panslawische Kriegspartei anführte und als designierter Oberbefehlshaber der Russen für einen Krieg gegen die Deutschen galt²⁵⁰. Gordon diente einst unter ihm, verließ aber wegen der wachsenden Deutschlandfeindlichkeit den Dienst. Auch Cécile kannte St. Arnaud zufolge Skobelev aus Warschau (66). Die Beobachterfigur Gordon erkennt die ethnische Herkunft der in Oberschlesien geborenen Cécile bereits vor einem ersten Gespräch: „Jetzt hab’ ich es: Polin oder wenigstens polnisches Halbblut“ (15). Ihre Herkunft grenzt er später anhand ihres Dialektes weiter ein – „Ich finde, sie schlesiert ein wenig“ (60) – und nutzt diese Bestimmung, um von seiner Schwester weitere Informationen über Cécile zu erhalten. Schon hier zeigt sich, dass auch Gordon zeitgenössischen Zuschreibungen des Polenbildes anhängt: „Die Schlesier sind ohnehin mit einander verwandt und haben einen schwatzhaften Zug. Schwatzhaftigkeit, Eigensinn und >so gerne< hat Rübezahl jedem der Seinen in die Wiege gelegt“ (57). Schließlich erhält er den Brief von Klothilde, der ihn über Céciles Familie aufklärt. Beide Elternteile werden als sehr attraktive und verführerische Menschen beschrieben, denen aber jeglicher Sinn für Pragmatis-

²⁵⁰ In Anmerkungen Fontane 1990, S.215.

mus und Moral abgegangen sei. So beschreibt die ehemalige Nachbarin Eva Lewinski den Vater folgendermaßen:

„[S]o lange der alte Zacha lebte, der übrigens nicht alt war, ein mittlerer Vierziger, ging es hoch her. Er war Betriebsdirector bei den Hohenlohes, verstand nichts und that nichts (was noch ein Glück war), gab aber die besten Frühstücke. Cavalier, schöner Mann und Anekdotenerzähler, war er allgemein beliebt, freilich noch mehr verschuldet, trotzdem er ein hohes Gehalt hatte“ (174f).

Die Mutter, *„Frau von Zacha, richtiger, Woronesch von Zacha, in deren bloßem Namen schon [...] eine ganze slavische Welt harmonisch zusammenklingt“ (171)*, ebenfalls sehr schön *„und angestaunt von der gesamten Männerwelt“ (175)*, setzt die Haushaltsführung nach dem Tod des Vaters in demselben unverantwortlichen Maße fort, so dass schließlich die Gönnerin der Familie, die *„junge Herzogin auf Schloß Rauden“ (175)*, ihre Unstützungsleistungen einstellt: *„die Wirthschaft war zu toll“ (175)*. Die Kinder werden zudem nicht im Sinne eines bürgerlichen Bildungsideals erzogen: *„Es stand fest für sie, daß eine junge Dame nur dazu da sei, zu gefallen. [...] Und so lernten sie nichts“ (175)*. Gleichzeitig pflegt die Familie einen exzentrischen Kult um das Aristokratische:

„War das Geld verthan, was keine Woche dauerte, so hatten sie zwölf Wochen lang nichts. Es wurde dann geborgt oder von Obst aus dem Garten gelebt, und wenn auch das nicht da war, dann gab es >Pilzchen<. Aber glaube nur nicht, dass >Pilzchen< wirklich Pilze gewesen wären. Pilzchen waren große Rosinen, in welche von unten her halbe Mandelstücke gesteckt wurden. Das war mühevoll genug, und mit der Anfertigung davon verbrachte Frau von Zacha den ganzen Vormittag, um die Götterspeise dann Mittags auf den Tisch zu bringen. Inmitten des Schüsselchens aber lag, um auch das nicht zu verschweigen, eine besonders große Rosine, die nicht nur den ihr zuständigen Mandelfuß hatte, sondern auch von zwei horizontal-liegenden und ebenfalls aus Mandelkern geschnittenen Speilerchen kreuzartig durchstochen war. An den vier Spitzen dieser Speilerchen saßen dann ebensoviele kleine Korinthen und stellten das morceau de résistance her, das in der Sprache der Zachas >le Roi Champignon< hieß. Eine Bezeichnung, von der die Leute sagten, dass sich sowohl der Witz wie das damalige Französisch der Familie darin erschöpft habe“ (176).

All diese Informationen entsprechen stereotypen Auffassungen über die ‚polnische Wirtschaft‘, und so sieht sich auch Gordon in seinen anfänglichen Vorurteilen bestätigt, als er von der Vergangenheit von Cécile erfährt:

„Ja, das entwaffnet! Groß gezogen ohne Vorbild und ohne Schule und nichts gelernt, als sich im Spiegel zu sehen und eine Schleife zu stecken. Und nie zu Haus, wenn eine Rechnung erschien. Und doch tagaus und tagein am Fenster und in beständiger Erwartung des Prinzen, der vorfahren würde, um Kathinka zu holen oder vielleicht auch Lysinka, trotzdem beide noch Kinder waren. Aber was thut das? Prinzen sind für’s Extreme. Vielleicht nimmt er auch die Mutter. Alles gleich, wenn er nur überhaupt kommt und überhaupt wen nimmt. Sie gönnen sich’s untereinander. Er ist ja generös, und dann können sie weiterspielen. Ja, spielen, spielen; das ist die Hauptsache. Nur kein Ernst, nicht einmal im Essen. Ach, wer schön ist und immer in Trauer geht und >Pilzchen< isst, der ist für die Fürstengeliebte wie geschaffen“ (176f).

Cécile erscheint ihm als Angehörige einer von Verantwortungslosigkeit, mangelnder Ernsthaftigkeit und moralischer Haltlosigkeit geprägten Ethnie und steht damit in starkem Kontrast zu den von Gordon vertretenen bürgerlichen Idealen: *„Arme Cécile. Dir ist die höhere Moral nicht an der Wiege gesungen worden, und Oberschlesien mit Adelsanspruch und Adelsarmuth war keine Schule dafür“ (190)*. Diese Herkunft determiniert nach seiner Auffassung ihre gegenwärtige Persönlichkeitsstruktur, wenngleich er ihr zunächst noch zugesteht, dass *„ein guter Fond in ihr war“* und sie *„aufrichtig und ehrlich“ (190)* bestrebt sei, sich zu ändern. Dennoch bedingen seine Assoziationen, dass er diese Aufrichtigkeit zunehmend hinterfragt. Er unterstellt damit

Cécile auch hinsichtlich ihrer Beziehung verantwortungslos zu handeln und ihn lediglich wie ein „Spielzeug“ (203) zu benutzen.

Cécile wird folglich als Polin zu einer ethnischen Minderheit gezählt, deren Loyalität zum neuen deutschen Reich stark infrage gestellt wurde. Im Rahmen des Nationalismus als neue Identifikationsgrundlage kann sie daher auch kaum Zugehörigkeit zu ihrer neuen politischen Gemeinschaft entwickeln. Zudem muss sie aufgrund dieses Attributs mit negativen Etikettierungen ihrer Person rechnen.

6.3.5 Analytischer Rahmen: Die Welfen im Deutschen Reich

Das deutsche Reich war ein Bundesstaat, dem 25 Einzelstaaten angehörten, versammelt unter dem Kaisertum der Hohenzollern²⁵¹. Die Integration dieser Vielzahl separater Vaterländer wurde von einem breiten Teil der Bevölkerung getragen, die dem Gedanken eines vereinigten Deutschland oftmals eine höhere Legitimität zuschrieben als der Treue zur Dynastie ihres jeweiligen Herrschaftshauses. In der Regel schlossen sich Loyalität gegenüber dem angestammten Herrschaftshaus und Bejahung des Reiches auch nicht aus. So konnte bspw. ein treuer Mecklenburger zugleich ein treuer Deutscher sein (Storch 1981, S.165). Anders verhielt es sich mit großen Teilen der Bevölkerung des Königsreiches Hannover und des Herzogtums Braunschweig, die dem Herrschaftshaus der Welfen die Treue hielten. Die Welfen galten als Gegner des Kaisertums der Hohenzollern und wurden deshalb von Bismarck als ‚Reichsfeinde‘ gebrandmarkt, die die Integration des deutschen Reiches gefährdeten.

Hannover wurde schon 1866 von Preußen annektiert, nachdem es im preußisch-österreichischen Krieg an der Seite Österreichs gekämpft hatte. Der welfische König Georg V. musste ins Exil gehen und sein Vermögen wurde beschlagnahmt. Dennoch gab er seinen Herrschaftsanspruch nicht auf. Zugleich formierte sich mit der Deutsch-Hannoverschen-Partei (DHP) eine politische Kraft, die eine Restauration der welfischen Dynastie durchsetzen wollte. Im Reichstag schlossen sich die Abgeordneten dieser Partei regelmäßig der Fraktion des Zentrums an. Ihr Reichstagsabgeordneter Ludwig Brüel galt als ein enger Freund des Zentrumsführers Ludwig Windthorst, und so verstärkten sich Befürchtungen Bismarcks und der Nationalliberalen, es könnte sich eine preußenfeindliche Allianz aus Katholiken und Welfen bilden (Hertz-Eichenrode 1992, S.81). In Braunschweig hingegen regierte noch bis 1884 der kinderlose Welfe Herzog Wilhelm. Nach seinem Tod entbrannte eine Diskussion um seine Nachfolge. Eigentlich sollte das Herzogtum an den im österreichischen Exil lebenden Kronprinzen von Hannover Ernst August Herzog von Cumberland fallen. Doch auf Betreiben Bismarcks lehnte der Bundesrat die beanspruchte Regentschaft ab. Von 1884 bis 1913 hatten Prinzen aus Mecklenburg und Preußen die Regentschaft inne (Storch 1981, S.164).

²⁵¹ Das deutsche Reich beinhaltete vier Königreiche (Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg); sechs Großherzogtümer (Baden, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Weimar-Eisenach, Oldenburg); fünf Herzogtümer (Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Anhalt); sieben Fürstentümer (Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sonderhausen, Waldeck, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe); drei freie

In der folgenden literarischen Beobachtung soll nun nachvollzogen werden, inwiefern Céciles ehemalige Bindung an das welfische Herrschaftshaus ihre Integration in das von den Hohenzollern dominierte Kaiserreich erschwerte.

6.3.6 Literarische Beobachtung: Die Welfen in ‚Cécile‘

Fontane kennzeichnet Cécile als Mitglied des fiktiven Fürstenhofes Welfen-Echingen²⁵². Damit gehörte sie offiziell den Welfen an, die innerhalb des deutschen Reiches als dynastische Rivalen des Hohenzollerntums galten. Insofern stellt sich die Frage, wie sehr diese Zugehörigkeit Céciles Integration in das deutsche Reich beeinflusste. Sowohl ihre Heimat Schlesien als auch das Ausflugsziel Harz sind durch Preußens Expansionstrieb erworbene Gebiete. Diesbezüglich findet ein Großteil der Handlung auf politisch äußerst prekärem Boden statt (Downes 2000, S.564). Eine Anspielung hierauf verbirgt sich in dem Auftreten der beiden Berliner im Harz, die den Kellner auffordern: *„Und nun flink. Aber erst hier das alte Schlachtfeld abräumen“* (16). Obwohl Fontane zur Zeit der Entstehung des Werkes schon vom Tod des braunschweigischen Herzogs Wilhelm wusste, siedelte er die Gegenwartshandlung kurz vor diesem Ereignis an (Storch 1981, S.162). Braunschweig galt damals nach Treitschke als die „letzte Scholle welfischer Erde“ und der nahe Tod des kinderlosen Herzogs war abzusehen (Storch 1981, S.139). Bei dem Ausflug nach Altenbrak betreten die Figuren dieses Gebiet und es entwickelt sich – vorwiegend zwischen dem Emeritus und dem Privatgelehrten Eginhard – eine Diskussion über die Herrschaftsnachfolge und die damit verbundene Frage der Loyalität. Auf die schwärmerische Hingabe des Privatgelehrten an das Haus Askanien antwortet der aus Braunschweig stammende Emeritus, dass man zu Zeiten Otto von Bismarcks wohl nicht erwarten könne, sich auch noch *„für Otto den Faulen oder gar für Otto den Finner zu interessieren“* (92). *„Andauernde Treue gegen das Alte macht die Treue gegen das Neue nahezu zur Unmöglichkeit“* (92). Der Privatgelehrte dagegen vertritt die Auffassung, dass *„zu den schönsten Zierden deutscher Nation [...] Loyalität gegen das noch lebende Fürstengeschlecht und unwandelbare Pietät gegen die, die bereits vom Schauplatz abgetreten sind“* (92), zählen. Nach Meinung des Emeritus ist dies *„ein gefährliches Evangelium, das Sie da predigen“* (92), denn während die Hingabe an ein ausgestorbenes Geschlecht wie die Askanier relativ unbedenklich ist, so konnte eine Parteinahme für die Welfen schwere Konsequenzen haben²⁵³: *„Es gibt eben leichte und schwere Pietäten, und die letzteren sind nicht Jedermanns Sache“* (92). Während sich der Emeritus vorstellen kann, nach einer Annexion Braunschweigs auch ein *„loyaler Preuße“* (93) zu sein, stellt sich die Frage, inwiefern dies auch für Cécile möglich ist. Zwar enthält der Erzähltext keinerlei politische Aussagen von Cécile, dennoch finden sich einige Hinweise, dass Cécile sich

Städte (Lübeck, Bremen, Hamburg); dazu das Reichsland Elsaß-Lothringen, das 1871 annektiert worden war (Ullrich 1997, S.31).

²⁵² Friedrich leitet diese Namensbestimmung aus einer Bekanntschaft Fontanes her: *„Unter den Gästen in Thale befand sich 1884 eine Gräfin Rothenburg, Schwiegertochter des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, die bei der Konzeption der >Cécile< eine Rolle spielte. Bei >Hohenzollern< assoziiert Fontane >Welfen< und läßt das >H< von Hechingen fallen“* (Friedrich 1970, S.523).

²⁵³ *„Denn was Albrecht dem Bären recht ist, ist Heinrich dem Löwen billig, und doch möcht' ich Ihnen nicht anempfehlen, Ihren unentwegten Enthusiasmus für emeritirte Postkutschen [...] auf das Haus Welf übertragen zu wollen“* (92).

nicht als Preußin identifizieren kann. Ihre Heimat wurde einst von den Preußen okkupiert und zahlreichen Repressionen ausgesetzt. Aufgrund dieser Erfahrung ist es für sie äußerst schwierig, Zugehörigkeit zu ihrer neuen politischen Gemeinschaft und damit zum Kaisertum der Hohenzollern zu entwickeln. So schüttelt sie etwa beim Anblick der Siegestsäule in Berlin den Kopf (7) und bezeichnet sich selbst nie als preußisch oder deutsch²⁵⁴. Die Frage der Treue wird auch im Quedlinburgkapitel thematisiert. Beim Besuch im Schloss erblickt Cécile im Garten ein Denkmal für einen Hund mit der Inschrift: *„Jedes Geschöpf hat eine Bestimmung. Auch der Hund. Dieser Hund erfüllte die seine, denn er war treu bis in den Tod“* (51). Während sich Gordon über das Hunde-Denkmal lustig macht, tritt Cécile *„verwirrt“* (51) vom Fenster zurück und klopft *„ohne zu wissen, was sie that“* (51) an die Stelle, wo einst ein schöner Kristallspiegel hing. Diese Szene wird in der Sekundärliteratur oftmals als Bildnis für den Verlust ihrer Identität gewertet²⁵⁵. Offensichtlich ist jedoch, dass Cécile bei ihrem Harzaufenthalt wiederholt damit konfrontiert wird, dass die Welfen zunehmend aus dem deutschen Reich verdrängt werden. So empfiehlt ihr Eginhard die Besteigung der Burgberg-Höhe, worauf sich einst der Welfe Otto IV. zurückgezogen hatte, nachdem er die Schlacht bei Bouvier verloren hatte, was den „Rückzug der Welfen aus der Weltgeschichte“ bedeutete (Storch 1981, S.170). Des Weiteren besucht Cécile das verlassene Jagdschloß in Todtenrode, das nach Gordon einst von dem ins Exil vertriebenen Karl II. genutzt wurde²⁵⁶. Ihre Verbundenheit mit der welfischen Familie zeigt sich zuletzt in der testamentarischen Bitte nach *„Cyrillenort“*²⁵⁷ (215) übergeführt zu werden, um an der fürstlichen Grabkapelle beigesetzt zu werden. Zudem verfügt sie, dass ihr Gut, das sie aus Dankbarkeit für ihre Zeit am Fürstenhof erhalten hatte, nach dem Tod von St. Arnaud an die fürstliche Familie zurückfällt. Friedrich interpretiert diese Haltung von Cécile als ‚falsches Bewusstsein‘:

„Sie begreift wohl bis an ihr Ende nicht, was diejenigen ihr antaten, die sie in einen unversöhnlichen Gegensatz zur Gesellschaft brachten, sie in eine heillose Isolierung trieben. Noch in ihrem Abschiedsbrief gedenkt sie derer [...]. Ein solches Opfer ist Cécile“ (Friedrich 1970, S.523).

Andererseits kann man diese Haltung auch als Ausdruck der Treue gegenüber der fürstlichen Familie werten, *„die in reichem Maße mir das gaben, was mir die Welt verweigerte: Liebe und Freundschaft und um der Liebe willen auch Achtung“* (215).

Obwohl Céciles Vergangenheit am Fürstenhof maßgeblich zu der Diskreditierung in ihrem neuen Milieu beiträgt, besitzt sie weiterhin eine starke Verbundenheit gegenüber der welfischen Familie. Diese Verbundenheit ist aber zur Zeit der Gegenwartshandlung äußerst gefährlich, da die Welfen als Gegner des Kaisertums der Hohenzollern gelten. Besonders bei ihrem Ausflug in den Harz wird sie wiederholt damit konfrontiert, dass die Welfen zunehmend aus dem deutschen Reich vertrieben werden, womit für sie ein starker Statusverlust einhergeht. So ver-

²⁵⁴ Ausführlicher zur distanzierten Haltung Céciles gegenüber Preußen siehe Grawe 2002.

²⁵⁵ Vgl. Friedrich 1970, S.539.

²⁵⁶ Hierzu führt Storch aus, dass sich der schon 1830 vertriebene Karl II. niemals in dem Jagdschloß aufgehalten hatte, da es erst 1853 auf Anordnung des Herzogs Wilhelm errichtet wurde (Storch 1981, S.172).

²⁵⁷ Manfred Thienel vermutet, dass ‚Cyrillenort‘ eine Referenz an ein Schlesisches Besitztum namens ‚Sybillenort‘ ist. Auf dem Besitztum befand sich ein Schloss, welches das ‚schlesische Windsor‘ genannt wurde (Thienel 1995, S.123).

schwindet ihre ehemalige Schutzmacht aus dem Reich, während sie damit rechnen muss, dass ihre Zugehörigkeit und Loyalität zum Kaiserreich aufgrund dieser Vergangenheit stark hinterfragt werden.

6.3.7 Analytischer Rahmen: Die Stellung der Frau im Deutschen Reich

Frauen befanden sich zur Zeit des Kaiserreiches allgemein in einer prekären politischen Stellung. So war ihnen die Betätigung in politischen Vereinen und Parteien untersagt und auch das Wahlrecht blieb den Männern vorbehalten. Bis Ende des Jahrhunderts waren Frauen zudem nur als Gasthörerinnen an Universitäten zugelassen und die Möglichkeit berufstätig zu sein hing von der Erlaubnis des Ehemanns ab. Generell war die Stellung des Mannes innerhalb eines Eheverhältnisses äußerst dominant:

„Er war das Haupt der Familie, entschied in allen das gemeinschaftliche Leben betreffenden Angelegenheiten, war juristischer Vormund seiner Kinder, seine Meinung gab in Erziehungsfragen den Ausschlag, er verfügte über das Vermögen, das seine Frau in die Ehe einbrachte“ (Ullrich 1997, S.311).

Grundlegend für diese starke Diskrepanz des rechtlichen Handlungsspielraums war ein gesellschaftlich weit verbreitetes polares Geschlechterbild, das Männern zentrale Merkmale wie Aktivität und Rationalität und Frauen Merkmale wie Passivität und Emotionalität zuschrieb:

„Zu den als naturgegebenen Wesensmerkmalen der Männlichkeit zählen seit dem Anbruch der Moderne im späten 18. Jahrhundert unter anderem Willenskraft, Tapferkeit, Zielstrebigkeit, Selbstständigkeit, Gewaltbereitschaft, Kompromißlosigkeit, Verstand. Zu den ebenso verstandenen Wesensmerkmalen der Frau zählt jeweils das Gegenteil: Schwäche, Bescheidenheit, Wankelmut, Abhängigkeit, Güte, Nachgiebigkeit, Gefühl“ (Kühne 1996, S.11).

Im Bereich der Sexualmoral setzten sich vorwiegend bürgerlich repressive Normen der Respektabilität durch, die in besonderem Maße Frauen betrafen:

„Die Zeit war sich darüber einig, daß der unkontrollierte, nicht eng gesetzten Normen entsprechende und nicht in der Ehe kanalisierte Sex ein großes körperliches, seelisches und soziales Zerstörungspotential hat und daher stigmatisiert werden muß. Sexualität war zu domestizieren oder zu unterdrücken“ (Grawe 1998, S.142).

Da die Sexualität trotz Stigmatisierung ein allgegenwärtiger Bestandteil der Realität war, ergab sich eine Zuordnung der Sexualität zu unterschiedlich gesellschaftlich akzeptierten Sphären:

„Sie zerfiel in eine reputierliche Sphäre, in der man Sexualität so weit wie möglich leugnete und der Frau sexuelle Bedürfnisse weitestgehend absprach, und in eine unerlaubte, verborgene Sphäre, einen veritablen Sumpf, mit dem man nicht zu tun haben durfte. Mit ihm in Verbindung gebracht zu werden, konnte gesellschaftlich tödlich sein“ (Grawe 1998, S.142).

Diese Normen förderten eine gewisse Doppelmoral, die sich besonders nachteilig auf Frauen auswirkte. So mussten Frauen gemäß der Konvention unberührt in den Stand der Ehe treten. Von Männern hingegen wurde ein gewisses Maß an Erfahrung auf dem sexuellen Gebiet erwartet, das sie allerdings möglichst bei Frauen unterhalb der eigenen Schicht suchen sollten, so z.B. bei Dienstmädchen oder Prostituierten. Auch galten Seitensprünge bei Männern als Kavaliersdelikt, während Ehebruch bei Frauen mit gesellschaftlicher Verachtung bestraft wurde (Ullrich 1997, S.324).

Als neues Eheideal setzte sich die bürgerliche Vorstellung eines von sachlich-materiellen Interessen freien und von gegenseitiger Zuneigung getragenen Bundes durch. Dieses Ideal entsprach aber oftmals nicht der Wirklichkeit, da selbst bei vielen bürgerlichen Heiraten geschäftsmäßiges Kalkül im Spiel war, so z.B. in Unternehmerfamilien (Ullrich 1997, S.317). Da der gesellschaftliche Handlungsspielraum für Frauen sehr begrenzt war, bot die Ehe oft die einzige Chance für sozialen Aufstieg. Neben Herkunft und Vermögenswerten spielte hierbei natürlich auch die Frage der körperlichen Attraktivität eine entscheidende Rolle. Bis zum heutigen Tage ist es ein vielbeobachteter Befund, dass die körperliche Attraktivität einer Person dazu führt, dass ihr weitere positive Merkmale zugeschrieben werden. Hierzu zählen z.B. größeres Selbstvertrauen, höhere Soziabilität und größere Liebenswürdigkeit²⁵⁸. Zudem ist es für attraktive Menschen einfacher, Hilfeleistungen von anderen Personen zu erhalten (Menninghaus 2007, S.236). Dennoch ist nach Menninghaus dieser Zusammenhang zwischen körperlicher Attraktivität und positiven Zuschreibungen des Umfelds nicht linear. Ab einer gewissen Grenze, die hoch attraktive Personen betrifft, zeigt sich die ‚Kehrseite der Schönheit‘:

„Die Kehrseite ihres Begehrtseins ist – nicht bei den mittleren, wohl aber bei den höheren und höchsten Graden physischer Attraktivität – die (antizipierte) Annahme ihrer Kälte und Unzugänglichkeit, ihrer >bourgeois<, geld- und statusorientierten, >materialistischen< Einstellung und ihrer mangelnden Sympathie für wenig Begünstigte und sozial Schwächere. Außerdem gelten die >Schönen< tendenziell als eitler, unbescheidener, weniger treu sowie als schlechte Eltern“ (Menninghaus 2007, S.244).

Neben diesen negativen Zuschreibungen des Umfelds entsteht für hoch attraktive Personen ein weiterer negativer Attributionseffekt. So werden Erfolge zumeist dem eigenen Aussehen zugeschrieben. Weiterhin erscheinen solche Erfolge nicht dauerhaft, da sie im Alter aufgrund des Schönheitsverlustes nicht mehr realisiert werden können (Menninghaus 2007, S.250).

In der folgenden literarischen Beobachtung soll nun Céciles Handlungsspielraum als Ehefrau untersucht werden. Darüber hinaus wird auf ihren Status als herausragende Schönheit eingegangen.

6.3.8 Literarische Beobachtung: Céciles Stellung als Frau und herausragende Schönheit

Allgemein kann der gesellschaftliche Handlungsspielraum als Ehefrau für Cécile relativ gering eingeschätzt werden. In den maßgeblichen Fragen besitzt St. Arnaud die Entscheidungsgewalt. Cécile versucht auch diesen Verhaltensnormen weitestgehend zu entsprechen, wie sie Gordon versichert: „*Cécile gab in guter Laune die Versicherung, lange genug verheirathet zu sein, um auch in kleinen Dingen Gehorsam und Unterordnung zu kennen*“ (24). Durch ihr Vorleben hat sie jedoch gegen die Konvention verstoßen, unberührt in die Ehe zu treten, und so haftet ihr ein Makel an, der sie besonders in den Augen einer bürgerlichen Sexualmoral diskreditiert:

„Dieser Makel weist auf eine Unart, auf eine Unehrllichkeit des gesellschaftlichen Denkens zurück. Zwischen der Geliebten und der Gattin kann gegebenenfalls in aristokratischer Manier unterschied-

²⁵⁸ Dass diese Zuschreibungen auch empirisch bestätigt werden konnten, kann durch die Annahme erklärt werden, dass attraktive Personen diese Zuschreibungen im Rahmen einer ‚self-fulfilling prophecy‘ sozusagen erlernen und am Ende selbst verkörpern (Menninghaus 2007, S.238)

den werden: wer Geliebte ist, hat damit noch kein Anrecht erworben, Gattin zu sein“ (Müller-Seidel 1975, S.191).

Dieser Makel wirkt sich bei Cécile besonders markant aus, da ihr zudem eine außergewöhnliche physische Attraktivität zugeschrieben wird. Ihre Schönheit wird grundsätzlich von allen Figuren bestätigt, insbesondere von Gordon: „*Er gestand sich, selten eine schönere Frau gesehen zu haben, kaum in England, kaum in den >States<*“ (21). Auch wenn konkrete Beschreibungen von Céciles Äußerem im Erzähltext fehlen, so werden ihr dennoch einige zentrale Merkmale zeitgenössischer Vorstellungen von Weiblichkeit zugeschrieben: „*Ihr Profil war von seltener Reinheit, und das Fehlen jeder Spur von Farbe gab ihrem Kopf, darin Apathie der vorherrschende Zug war, etwas Marmornes*“ (21). Neben einer vorherrschenden Passivität wird ihr, verstärkt durch den Eindruck ihrer Kränklichkeit, auch Schwäche zugeschrieben. So stellt sie Gordon z.B. in Kontrast zu der Baronin Snatterlöw: „*Ach, Cécile, wie kommen Sie zu diesem Mannweib, zu solcher Amazone, Sie, die Sie ganz Weiblichkeit sind und ...*“ (183). Weiterhin wird ihr auch eine gewisse Kindlichkeit und Naivität unterstellt (61). Diese Zuschreibungen entsprechen dem Topos der ‚femme fragile‘, der sich durch die Literatur und Kunst der Jahrhundertwende zog (Weber 1996, S.58). Durch ihre Schönheit kann Cécile folglich bestimmte Vorteile in Leben wahrnehmen, so z.B. Aufmerksamkeit und Hilfsbereitschaft erhalten. Und es kann allgemein damit gerechnet werden, dass ihr bei flüchtigen Begegnungen zunächst überwiegend positive Persönlichkeitsmerkmale zugeschrieben werden. Allerdings sind auch starke negative Effekte mit ihrer Schönheit verbunden, wie bspw. Rosa bekennt: „*Schönheit ist eine Gefahr von Jugend auf*“ (167). So wurde sie allein aufgrund ihrer Schönheit vom alten Fürsten von Welfen-Echingen und ihrer Mutter zur Laufbahn als Maitresse bestimmt. Zudem muss sie damit rechnen, dass ihre Schönheit nicht ewig währt und sie im Alter nicht mehr mit diesen schönheitsbedingten Zuwendungen rechnen kann. Gerade in der Beziehung zu Gordon wirken sich, nachdem er von ihrer Vergangenheit erfahren hat, negative Attribuierungen aufgrund ihrer herausragenden Schönheit verstärkt aus. So erscheint sie ihm nicht mehr wie eine „*Lichtgestalt*“ (163), stattdessen vermutet er, dass mit ihrer Schönheit negative Effekte wie Untreue, Eitelkeit und Unaufrichtigkeit einhergehen. Da sie durch ihre Schönheit eine gewisse Macht besitzt, wird sie gefährlich, da sie diese Macht zu ihrem eigenen Nutzen einsetzen könnte²⁵⁹. Demgemäß unterliegt Cécile auch Zuschreibungen, die dem Topos der ‚femme fatale‘ entsprechen und im Erzähltext häufig durch Reden über Hexen thematisiert werden²⁶⁰. Besonders in ihrer Beziehung zu Gordon wirken sich diese Zuschreibungen besonders fatal aus, indem sie Gordons Hypothese von der Unaufrichtigkeit Céciles verstärken (siehe Kapitel 6.4.2).

²⁵⁹ In diesem Kontext könnte auch eine Rolle spielen, dass Cécile in Gordons Wahrnehmung über eine weitaus höhere Erfahrung im sexuellen Bereich verfügt. So ist über Gordons Vorleben nur bekannt, dass er eine platonische Beziehung zu einer Lady Windham in Delhi führte (130). So fragt etwa Böschenstein (2006): „Ist dieser charmante junge Mann niemals ein Don Juan gewesen? [...] Hat ihn auf dem Feld des Erotischen die starke Bindung an Mutter und Schwester gehemmt?“ (Böschenstein 2006, S.524f).

²⁶⁰ Auch Gordon hängt diesem Hexenbild an, wie er im Harz gesteht: „*Allen Ernstes, die Landschaft ist hier so gesättigt mit derlei Stoff, daß die Sache schließlich eine reelle Gewalt über uns gewinnt, und was mich persönlich angeht, nun so darf ich nicht verschweigen: als ich neulich, die Mondsichel am Himmel, das im Schatten liegende Bodethal passierte, war mir's, als ob hinter jedem Erlentamm eine Hexe hervorsähe*“ (34).

6.3.9 Zusammenfassung

Innerhalb dieses Kapitels konnte nachvollzogen werden, dass Céciles Integration in das deutsche Kaiserreich aufgrund bestimmter sozialer Merkmale von Anfang an erschwert war. So bewirken ihr Status als ehemalige Katholikin und Polin sowie ihre einstige Zugehörigkeit zu den Welfen, dass sie im zeitgenössischen politischen Diskurs zu den potentiellen Reichsfeinden gerechnet wird. Sie besitzt daher eine sehr seltene Statuskonfiguration, die den Erhalt von Vergleichsinformationen verhindert, da sie kaum auf andere Personen mit ähnlichen Statusmerkmalen trifft. Zudem gehen infolge des sozialen Wandels, dem sie ausgesetzt ist, Konsistenzinformationen verloren. Aufgrund der Abwertung dieser Attribute in ihrem neuen Milieu wird aber auch verhindert, dass sich Cécile mit ihrer neuen Zugehörigkeit zum Kaiserreich identifizieren kann. Des Weiteren werden mit diesen Merkmalen Zuschreibungen verbunden, die sich besonders fatal im Hinblick auf Gordons gewandelte Wahrnehmung von Cécile auswirken, da sie scheinbar Bestätigung für vermutete negative Persönlichkeitseigenschaften liefern. Weiterhin konnte ausgeführt werden, dass Cécile als Ehefrau nur einen sehr geringen Handlungsspielraum besitzt. Aufgrund ihrer Schönheit kann sie zwar gewisse positive Anreize wahrnehmen, allerdings sind auch negative Zuschreibungen mit ihrer Schönheit verbunden, die sich besonders im Hinblick auf ihre Vergangenheit verstärken.

6.4 Liebesemantik

Ziel dieses Kapitels ist die Untersuchung der Frage, warum sich die Beziehung von Gordon zu Cécile letztendlich so fatal auswirkt. Zu diesem Zweck wird die Hypothese aufgestellt, dass beide Figuren im Rahmen gesellschaftlicher Vorstellungen von Liebe handeln und ihre Erwartungen in Hinsicht auf diese Verhaltensmodelle ausrichten und legitimieren. Als Erklärungsgrundlage wird die Studie ‚Liebe als Passion‘ von Niklas Luhmann (1994) herangezogen. Nach Luhmann handelt es sich bei Liebe um ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium²⁶¹:

„In diesem Sinne ist das Medium Liebe selbst kein Gefühl, sondern ein Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen und sich mit allen Konsequenzen einstellen kann, die es hat, wenn entsprechende Kommunikation realisiert wird“ (Luhmann 1994, S.23).

In einem ersten Schritt soll allgemein erläutert werden, welcher spezifische Attributionskonflikt in Intimbeziehungen häufig auftritt und wie sich dieser speziell hinsichtlich Gordons Bewertung von Céciles Handeln auswirkt. Zweitens wird die Bedeutung des ersten Gunstbeweises in angehenden Liebesverhältnissen thematisiert und insbesondere auf die Romansituation am Denkmal übertragen. Anschließend soll Gordons Handeln vor dem Hintergrund des Konzeptes der Passion erklärt werden.

6.4.1 Analytischer Rahmen: Der Attributionskonflikt in Intimbeziehungen

Nach Luhmann handelt es sich bei dem Medium Liebe um ein gesellschaftliches Verhaltensmodell, das Orientierung und Wissen über das Handeln in Intimbeziehungen bereitstellt. Dies bedeutet auch, dass diese Vorstellungen schon vorhanden sind, bevor sich ein Partner findet bzw. das Fehlen eines Partners erst spürbar machen (Luhmann 1994, S.23). Die Liebesemantik kann bei Intimitätsbeziehungen entstehende Kommunikationsprobleme auf eine ganz spezifische Weise lösen:

„Sie kann, um es paradox zu formulieren, Kommunikation unter weitgehendem Verzicht auf Kommunikation intensivieren. Sie bedient sich weitgehend indirekter Kommunikation, verläßt sich auf Vorwegnahme und Schonverstandenehaben. Sie kann durch explizite Kommunikation, durch Frage und Antwort, geradezu unangenehm berührt werden, weil damit zum Ausdruck kommt, daß etwas sich nicht von selbst versteht“ (Luhmann 1994, S.29).

Um in Intimbeziehungen Liebe zu kommunizieren, müssen gewissermaßen Sinnüberschüsse im eigenen Handeln produziert werden, d.h. man muss sich beobachtbar machen als jemand, der

²⁶¹ Nach Luhmann ermöglichen symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien, wie etwa Geld oder Macht, eigentlich wenig erfolversprechende Kommunikation anschlussfähig zu machen. Die Anschlussfähigkeit von Kommunikation ist deshalb besonders schwierig, da beide Akteure im Rahmen der ‚doppelten Kontingenz‘ stets die Freiheit besitzen, Kommunikationsofferten abzulehnen. Erst das Überwinden dieser Unsicherheit mittels symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien ermöglicht letztendlich die Bildung sozialer Systeme (Luhmann 1994, S.21ff).

seine üblichen Gewohnheiten und Interessen überschreitet. Gleichzeitig muss auch stets das Handeln des anderen beobachtet werden:

„Die angestrenzte Beobachtung des anderen auf jedes Zeichen hin, das er (absichtlich oder unabsichtlich) gibt als Hinweis auf eine Möglichkeit, ihm ein Zeichen der Liebe zu geben, gehört zu den wichtigsten Vorschriften der klassischen Liebessemantik. Die dem zu Grunde liegende Einsicht lautet, daß nur kontinuierliche Aufmerksamkeit und Dauerhandlungsbereitschaft im Blick auf den anderen wirkliche Liebe zu symbolisieren vermögen“ (Luhmann 1994, S.43f).

Da sich die betroffenen Personen demzufolge konstant in einer gewissen Unsicherheit bezüglich den Reaktionen des Gegenübers befinden, spielt in Intimbeziehungen, mehr als in vielen anderen Beziehungen, die Differenz von Handeln und Beobachten eine entscheidende Rolle:

„Wie man auf Grund empirischer Forschung weiß, tendiert dieses Auseinanderziehen von Handeln und Beobachten zum Divergieren der Zurechnungen und schließlich zum Attributionskonflikt: Der Handelnde sieht sein Handeln als veranlaßt durch die Merkmale der Situation, der Beobachter rechnet es stärker auf Persönlichkeitsmerkmale des Handelnden zu. Entsprechend beginnen die Beteiligten die Rückrechnungen auf Ursachen jeweils anders und werden schon dadurch in Konflikt geführt“ (Luhmann 1994, S.41f).

Ziel der folgenden literarischen Beobachtung ist die Untersuchung der Frage, auf welche Weise Gordon Céciles Handeln interpretiert, nachdem er von ihrer Vergangenheit erfahren hat.

6.4.2 Literarische Beobachtung: Der Attributionskonflikt zwischen Gordon und Cécile

Nachdem Gordon von Céciles Vergangenheit erfahren hat, schwankt er zwischen zwei Hypothesen, wie er ihr Verhalten ihm gegenüber deuten soll:

„*Sich dupiren lassen oder Spielzeug einer Weiberlaune zu sein, widersteht mir. Aber hier ist nichts von dem allen, nicht Dupirung, nicht Weiberlaune, nicht Spiel. Arme Cécile. Dir ist die höhere Moral nicht an der Wiege gesungen worden, und Oberschlesien mit Adelsanspruch und Adelsarmuth war keine Schule dafür. Nur zu wahr. Aber es war ein guter Fond in ihr, ein ästhetisches Element, etwas angeboren Feinfühliges, das sie gelehrt hat, echt von unecht und Recht von Unrecht zu unterscheiden. Etwas aus der Zeit, wo die >Pilzchen< mit dem Roi Champignon auf dem Tisch standen, ist ihr freilich geblieben und wird ihr bleiben, aber sie will aus dem alten Menschen heraus, aufrichtig und ehrlich, und sie daran hindern zu wollen, wäre niedrig und geradezu schlecht. Also weg, fort! Leben heißt Hoffnung begraben“ (190).*

In Hypothese 1 vertritt er die Ansicht, dass Céciles Verhalten unaufrichtig ist und sich durch ihre Persönlichkeitsstruktur erklären lässt. Demzufolge handelt es sich bei ihr um eine Verführerin, die qua Sozialisation lediglich darauf aus ist, zum eigenen Gefallen Leidenschaft in ihm zu wecken. In Hypothese 2 hingegen deutet er Céciles Verhalten als aufrichtig und bedingt durch die soziale Situation, in der sie sich befindet. Demgemäß kann sie seine Leidenschaft, selbst bei vorhandenen aufrichtigen Gefühlen, nicht erwidern, da sie hierdurch ihren persönlichen Wandel unglaubwürdig machen würde:

„*Er wollte sich losmachen von diesen und ähnlichen Betrachtungen, aber es brodelte weiter in seiner Seele. >Die Welt ist eine Welt der Gegensätze, draußen und drinnen, und wohin das Auge fällt, überall Licht und Schatten. Die dankbarsten Menschen überschlagen sich plötzlich in Undank, und die Frommen, mit dem seligen Hiob an der Spitze, murren wider Gott und seine Gebote. Was hat nicht alles Platz in einem Menschenherzen? Alles verträgt sich, man rückt mit gut und böse ein bisschen zusammen, und wer heute sittlich ist und morgen frivol, kann heute gerade so ehrlich sein wie morgen“ (187f).*

Zunächst schreibt er der Hypothese eines aufrichtigen Wandels die größere Glaubwürdigkeit zu:

„Nein. Wenn dies Lug und Trug ist, dann ist Alles Lüge, dann bin ich entweder unfähig, wahr von unwahr zu unterscheiden, oder die Kunst der Verstellung hat in den sieben Jahren meiner Abwesenheit wahre Riesenfortschritte gemacht, solche, daß ich mit meiner schwachen Erkenntniß nicht mehr folgen kann“ (187).

Als er jedoch Cécile an der Seite von Geheimrat Hedemeyer in der Oper sieht, glaubt er – bedingt durch seine Eifersucht – Bestätigung für die Annahme gefunden zu haben, es handle sich bei Cécile um eine unaufrichtige und zwanghaft kokettierende Frau:

„Sie saß vorn an der Brüstung, neben ihr der Geheimrath, der ihr, während der Fächer sie halb verdeckte, kleine Bemerkungen zuflüsterte, wobei beider Köpfe sich berührten. So wenigstens schien es Gordon. Und nun ging der Vorhang auf. Aber er sah und hörte nichts mehr und starrte nur, während er Kinn und Mund in seine linke Hand vergrub, nach der Loge hinüber, ganz und gar seiner Eifersucht hingegeben und von einem prickelnden Verlangen erfüllt, lieber zu viel als zu wenig zu sehen“ (194).

Diese Hypothese erfährt aus Sicht Gordons Bestätigung, indem sie durch Zuschreibungen infolge anderer Attribute verstärkt wird, v.a. durch ihre Vergangenheit als Maitresse (siehe Kapitel 6.1), ihre katholische und polnische Herkunft sowie ihre außergewöhnliche Schönheit (siehe Kapitel 6.3). Als Cécile bei ihrem letzten Gespräch ihr übliches demütiges Verhalten ablegt und ihn sogar anklagt, scheint eine weitere Bestätigung für unaufrichtiges Verhalten gegeben: *„Sie sind so beredt, Cécile [...]. Ich wußte nicht, daß Sie so gut zu sprechen verstehen“ (203)*. Er verlässt sie schließlich mit den Worten: *„Daß wir uns Beide getäuscht haben ... Wir bleiben unsrer Natur getreu, das ist unsre einzige Treue ... Sie gehören dem Augenblick an und wechseln mit ihm. Und wer den Augenblick hat ...“ (203)*. Erst kurz vor dem Duell nimmt Gordon von dieser Deutung Abstand und schreibt Cécile einen Brief, in dem er sich für sein Verhalten entschuldigt.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich zwischen Gordon und Cécile ein Attributionskonflikt entwickelt. Während Cécile ihr Handeln vorwiegend an der sozialen Situation ausrichtet, in der sie sich aufgrund ihres Stigmas befindet, deutet Gordon ihr Handeln vorwiegend aufgrund spezifischer stabiler Persönlichkeitseigenschaften²⁶². Dieser Konflikt wirkt sich besonders fatal aus, als Gordon sie – nachdem er von ihrer Vergangenheit erfahren hatte – in Begleitung des Geheimrats Hedemeyer in der Oper sieht. Warum Gordon sich hinsichtlich einer Intimbeziehung getäuscht fühlt, soll im nächsten Abschnitt erläutert werden.

²⁶² Diese Zurechnung von Céciles Verhalten auf stabile Merkmale findet auch schon vor der Offenbarung ihrer Vergangenheit statt. So deutet er bspw. die ausbleibende Antwort auf seinen ersten Brief als bedingt durch Céciles Persönlichkeit und nicht etwa als Signal, dass sie den Kontakt nicht fortsetzen will: *„Aber Frauen wie Cécile vergegenständlichen sich nichts und haben gar nicht den Drang, sich innerlich von irgend ‘was zu befreien, auch nicht von dem, was sie quält. Im Gegentheil, sie brüten darüber und überladen sich mit Gefühl, bis dann mit einem Male der Funken überspringt. Aber sie schreiben nicht, sie schreiben nicht“ (133)*.

6.4.3 Analytischer Rahmen: Die Bedeutung des ersten Gunstbeweises

Gerade bei sich anbahnenden Intimbeziehungen ist es nach Luhmann entscheidend, dass Handlungen und Ereignisse nicht nur um ihrer selbst willen genossen, sondern auch dahingehend bewertet werden, was sie für weiteres bedeuten:

„Man wird in der Anfangsphase, die mehr durch ‚complaisance‘ als durch Liebe charakterisiert ist, oft glauben zu lieben, ohne zu lieben; oder auch mit der Liebe spielen, um sich dann vor den ersten Hindernissen zu entflammen. Überhaupt dienen die ‚obstacles‘ der Bewußtwerdung und Steigerung der Passion“ (Luhmann 1994, S.92).

Die Anfangsphase einer Intimbeziehung kennzeichnet sich zumeist durch einen Steigerungsprozess, der mit dem immer wieder auftauchenden Begriff der Hoffnung und entsprechenden Befürchtungen ausgedrückt wird:

„Der Steigerungseffekt ist vergleichbar mit dem, den man in der Wirtschaft durch Kredit zu erreichen pflegt; er beruht auf Indirektheit, Umweghaftigkeit, „deferred gratification“ und funktions-spezifischen Sicherungen einer trotzdem laufenden Kontinuität des Prozesses. Die Geliebte kann das Spiel zunächst mit Hingabe von Hoffnung finanzieren und ihre eigene Hingabe aufschieben. Der Liebhaber wird dann umso mehr disponiert sein, die Jagd mehr zu schätzen als die Beute“ (Luhmann 1994, S.92f).

Insofern werden in Intimbeziehungen sämtliche Zeichen temporalisiert, d.h. die Zeichen gewinnen Bedeutung durch ihren Zeitstellenwert, so z.B. als Aufschub, als Verzögerung, als Hoffnung oder Erinnerung an vergangene Hoffnung. Eine besondere Funktion nimmt in diesem Kontext der erste Gunstbeweis ein:

„Ihn kann man nicht verlangen, ist er aber erst mal erfolgt, kann man hier Tritt fassen und weiterklettern. Einmal in Gang gebracht, gerät der Prozeß unter die Kontrolle seines besonderen Code, und erst mit seinem Erlahmen setzen wieder normale, besonnene Verhaltensweisen ein“ (Luhmann 1994, S.92).

Indem ein Gunstbeweis die Werbung gewissermaßen legitimiert, kommt ihm eine zentrale Bedeutung zu:

„Die Frau muß sich überlegen, ob sie Briefe annehmen oder gar beantworten, Besuche empfangen, Wünsche äußern, Karossen ausleihen darf, weil daraus Schlüsse auf eine Einstellung gezogen werden könnten, die mehr zuläßt. Umgekehrt baut die Verführungstaktik gerade auf die Ausnutzbarkeit solcher Zeichen für anderes auf. Die Empfindlichkeit für Nuancen steigert die Verdichtung der Verweisungen in die Zeithorizonte des Geschehens. Die Ereignisse werden zeitlich selbstreferentiell, indem man bedenken muß, daß und wie man später bei stärker engagierenden Zumutungen auf sie zurückkommen kann. Und all dies ist mit sozialer Reflexivität: Die Dame kann, wenn sie erste Zeichen der Gunst gegeben hat, stärkeres Drängen zwar noch abwehren; aber sie kann eine offenere Werbung nicht mehr als völlige Überraschung, als Unverschämtheit behandeln. Der Verführer kann damit rechnen, daß sie berücksichtigen muß, daß sie ihn zum Weitergehen ermutigt hatte. Und dabei zählt nicht die wirkliche Absicht, sondern, was als Zeichen dafür erstellt werden und auf dieser Ebene nicht negiert werden kann (Luhmann 1994, S.91).

In der folgenden literarischen Beobachtung soll nun nachvollzogen werden, welche Zeichen Gordon von Cécile hinsichtlich einer Intimbeziehung erhalten zu haben glaubt und wie sich dies auf sein weiteres Verhalten auswirkt. Hierbei wird besonders auf die Situation am Dekmal eingegangen.

6.4.4 Literarische Beobachtung: Die Denkmalszene und ihre Bedeutung

Nachdem Gordon Cécile im Harz kennengelernt und aufgrund ihrer Schönheit und Rätselhaftigkeit Interesse für sie entwickelt hat, ereignet sich beim Besuch in Quedlinburg ein signifikanter Wechsel in seinem Gefühlsleben: „*Der Eindruck, den er von diesem fein-sinnlichen Wesen hatte, war aber ein angenehmer, ihm überaus sympathischer, und eine lebhaftere Teilnahme, darin sich etwas von Wehmuth mischte, regte sich plötzlich in seinem Herzen*“ (45). Von diesem Moment an beobachtet er Cécile auch dahingehend, welche Zeichen sie ihm für ein mögliches Intimverhältnis gibt. So schreibt er an seine Schwester Klothilde: „*Sie verzieht mich ein wenig, und zwar in einer ganz eigenthümlichen Weise, der ich Coquetterie nicht zuschreiben und auch nicht ganz absprechen kann*“ (59). Zu diesem Zeitpunkt kann er folglich noch nicht sicher sein, ob seine Gefühle tatsächlich auf Erwidierung stoßen. Gordon erhält zwar einige kleine Hinweise darauf, dass Cécile seinen Bemühungen wohlwollend gegenübersteht, so z.B. als er auf ihren Wunsch eingeht, für den Ausflug nach Altenbrak Esel zu wählen: „*Ein Blick, von dem schwer zu sagen war, ob mehr schmeichelhafte Huld oder naive Kinderfreude darin vorherrschte, belohnte Gordon*“ (86). Und als Cécile beim Rückweg darauf besteht, wie St. Arnaud Pferde zu wählen, vermutet Gordon, dass sie dies vornehmlich deswegen macht, damit er nicht in einer subalternen Stellung neben St. Arnaud auf einem Esel dahinreiten muss: „*In dieser Weise stritt man noch eine Weile, bis Gordon in einem ihn treffenden Seitenblicke zu lesen glaubte: >Thor. Um Deinetwegen<*“ (118).

Eine entscheidende Rolle nimmt in diesem Kontext die Situation am Denkmal ein, die Fontane in Kapitel 15 und somit in der Mitte des Romans schildert. Die Figuren St. Arnaud, Cécile und Gordon befinden sich in dieser Szene auf dem Nachhauseweg von Altenbrak. „*Die Schatten aller Drei fielen vorwärts auf den wie Silber blitzenden Weg, und diesem ihrem Schatten ritten sie nach*“ (120). Cécile fröstelt, worauf Gordon ihr einen Plaid reicht. St. Arnaud kommentiert diese Geste spöttisch: „*Herr von Gordon wird Dich kunstgerecht damit drapieren; das ist er seinem Clan Gordon schuldig. Und dann haben wir dich als Hochlanderscheinung zwischen uns. Lady Macbeth oder dergleichen*“ (120f). Cécile mahnt zur Eile, doch St. Arnaud beschließt ein Denkmal am Wegesrande zu besichtigen. Sie klagt zu Gordon: „*St. Arnaud sieht mich frösteln und weiß, daß ich die Minuten zähle. Doch was bedeutet es ihm?*“ (121). Gordon antwortet, dass St. Arnaud doch sonst zu rücksichtvoll sei. „*>Ja<, sagte sie langsam und gedehnt. Und eine Welt der Verneinung lag in diesem Ja. Gordon aber nahm ihre lässig herabhängende Hand und hielt und küßte sie, was sie geschehen ließ. Dann ritten Beide schweigend nebeneinander her, bis sich St. Arnaud ihnen wieder gesellte*“ (121). Zum Handkuss erwähnt Gordon in einer späteren Erinnerung, dass sie ihn mit einem Händedruck erwidert habe:

„*Unter solchem Selbstgespräche trat er vom Fenster zurück und ließ alles, was der Tag gebracht, noch einmal an seiner Seele vorüberziehen. Wieder vernahm er das heitere Lachen, mit dem sie bei Tisch die Schmerlen-Reime begleitet hatte, wieder sah er das mondbeschienene Plateau, darauf sie heimritten, hörte das langgedehnte >ja<, das doch ein kurzes >nein< war, und fühlte noch einmal den erwiderten Druck ihrer Hand*“ (125).

Auch wenn es nicht sicher ist, ob Cécile diesen Händedruck tatsächlich intendiert gegeben hatte, so gewinnt dieses Zeichen doch für beide eine starke Signifikanz. So beruft sich Gordon auf diese Situation, als er seine Werbung kurz nach dem Einblick in Céciles Vergangenheit forciert:

„Und dann abends das Mondlicht, das auf das einsame Denkmal am Wege fiel. Unvergeßlicher Tag und unvergeßliche Stunde“ (183). Cécile leugnet auch nicht, dieses Zeichen gegeben zu haben, sondern versucht es dahingehend zu relativieren, dass es in Konflikt zu ihrem Schwur steht, den sie sich kurz nach dem Duelltod des Stabsoffoziers gegeben hatte. Sie verweist mit der Bezeichnung „auch ein unvergeßlicher Tag“ (202) auf die Konfliktrichtigkeit zwischen diesen beiden Ereignissen. Bei ihrem letzten Gespräch mit St. Arnaud muss sie daher „nicht ohne Verlegenheit“ (205) an die Situation am Denkmal denken. So unbedeutend dieser Händedruck als Geste an sich wirkt, desto größere Wirkung entfaltet er im Rahmen der Liebessemantik. Cécile muss folglich annehmen, dass sie durch dieses Zeichen – gewollt oder ungewollt – in Gordon Hoffnung geweckt und damit seine Werbung gewissermaßen legitimiert hat. Sie kann seine Werbung nun nicht mehr als gänzlich haltlos zurückweisen. Zudem deutet Gordon diesen Händedruck als Eingeständnis, dass sie mit ihrer Ehe zu St. Arnaud unzufrieden ist:

„Wieder im Tattersall oder im Club. Nie zu Haus. Es scheint wirklich, daß er sie manchen Tag keine Stunde sieht, und Rosa mag recht mit ihrer Muthmaßung haben, daß seine Liebe, wenn überhaupt vorhanden, von ganz eigener Art sei. Jedenfalls wird sie dieser Art nicht froh, soviel steht fest, soviel seh' ich. Und beinahe, wenn ich zurückdenke, hab' ich ihr eigen Geständniß davon“ (179).

Im Rahmen der Gegenwartshandlung nimmt der vermeintliche Händedruck somit eine entscheidende Rolle ein – egal, ob Cécile ihn bewusst gegeben hat oder er nur eine unwillkürliche Reaktion in einem Moment war, in dem sie sich von ihrem Ehemann verlassen gefühlt hatte. Selbst wenn diese Geste von ihr aus gänzlich ohne Bedeutung versehen war, das Zeichen gewinnt seine Bedeutung allein dadurch, dass Gordon es als Gunstbeweis ansieht und dies auf dieser Ebene von Cécile nicht geleugnet werden kann. Durch diesen Händedruck fühlt Gordon sich hinsichtlich der Möglichkeit einer Intimbeziehung bestätigt und erwirbt gewissermaßen das Anrecht, in seinem Werben fortzufahren. Dieses Werben forciert er stark, nachdem er von ihrer Vergangenheit erfahren hat, wird aber von Cécile zurückgewiesen. In einem Brief warnt sie ihn vor der Gefahr, die sein Handeln für beide mit sich bringen könnte: „Aber ich beschwöre Sie: Trennung oder das Schlimmere bricht herein“ (189). Zugleich versichert sie ihm jedoch die Aufrichtigkeit ihrer Gefühle. „Er war bewegt, am bewegtesten durch das rückhaltlose Geständniß ihrer Neigung“ (189). Als er aber schließlich Cécile in Begleitung des Geheimrats in der Oper sieht, fühlt er sich hinsichtlich der Aufrichtigkeit ihrer Liebe getäuscht und das Verhängnis nimmt seinen Lauf.

6.4.5 Analytischer Rahmen: Romantische Liebe und der Exzess

Nach Luhmann kennzeichnet der Begriff der Passion den Code der Liebessemantik. Die wesentliche Eigenschaft dieses Konzepts ist die Chance, sich in Angelegenheiten der Liebe von gesellschaftlicher und moralischer Verantwortung freizuzeichnen:

„Das Leitsymbol, das die Themenstruktur des Mediums Liebe organisiert, heißt zunächst >Passion<, und Passion drückt aus, daß man etwas erleidet, woran man nichts ändern kann und wofür man keine Rechenschaft geben kann. Andere Bilder mit zum Teil sehr alter Tradition haben den gleichen Symbolwert – so wenn man sagt, Liebe sei eine Krankheit, Liebe sei Wahnsinn, folie à deux; Liebe lege in Ketten. In weiteren Wendungen kann es heißen: Liebe sei ein Mysterium, sei ein Wunder, lasse sich nicht erklären und nicht begründen usw. All dies verweist auf ein Aussch-

ren aus der normalen sozialen Kontrolle, das aber von der Gesellschaft nach Art einer Krankheit toleriert und mit der Zuweisung einer Sonderrolle honoriert werden muß“ (Luhmann 1994, S.30f).

Aktivität kann demgemäß als Passivität, Freiheit als Zwang gedeutet werden. „Und man beutet die Semantik der Passivität rhetorisch aus, um die Frau zur Erfüllung anzuhalten: Schließlich hat ihre Schönheit die Liebe verursacht, und der Mann leidet unschuldig, wenn nicht abgeholfen wird (Luhmann 1994, S.73). Mit der Betonung der Passion wird also zunächst ausgesagt, dass die Liebe sich außerhalb des Bereichs rationaler Kontrolle abspielt. Im Rahmen der Paradoxierung kann nun nach Luhmann scheinbar Entgegengesetztes kombiniert werden, wie z.B. Eroberung und Selbstunterwerfung, gewünschtes Leiden, sehende Blindheit, bevorzugtes Gefängnis, süßes Martyrium etc. Diese Paradoxien münden in der Zentralthese des Codes, der sich Luhmann zufolge seit der Romantik²⁶³ durch den Exzess kennzeichnet: „Bei aller sonst geltenden Hochwertung von maßvollem Verhalten: in der Liebe gilt es als entscheidender Fehler. Der Exzeß selbst ist das Maß des Verhaltens“ (Luhmann, 1994, S.83)²⁶⁴. Das ist natürlich nur unter der Zusatzbedingung möglich, dass man sich nicht dem Widerstand der Frau unterwirft. Als Exzess – und nicht als ‚reine‘ Liebe – verträgt die Liebe keinerlei Rücksicht auf Interessen (Luhmann 1994, S.78f). In dieser Form totalisiert Liebe:

„Entsprechend wird auch Liebe als geschlossener Zirkel dargestellt, in dem alle Momente sich wechselseitig stärken und es keinen Ausweg gibt. Liebe kann sich darum nicht die geringste Nachlässigkeit leisten. Insofern tyrannisiert der Code ohne zu zwingen. Fehler in der Behandlung der Geliebten (manquements) sind deshalb unverzeihlich, weil sie den Nerv treffen: das Gebot des Exzesses und den Anspruch auf Totalität“ (Luhmann 1994, S.85f).

Zudem vollendet die Liebessemantik seit der Romantik die Auflösung der alten Vorstellungen von ‚hoher‘ und ‚sinnlicher‘ Liebe und beginnt den Einbau von Sexualität als essentielles Ingrediens: „Erst die Romantik heiligt den Zusammenhang von Sexualität und Liebe, und erst das 19. Jahrhundert vollendet den Gedanken, die Liebe sei nichts weiter als Idealführung und Systematisierung des Geschlechtstriebes“ (Luhmann 1994, S.53). Dennoch kommt es in der Romantik noch nicht zu der an sich denkbaren ‚Demokratisierung‘ der Liebe im Sinne einer für alle gleichermaßen bereitgehaltenen Möglichkeit:

„Die Form, in der die Semantik zelebriert wird: die Einheit von Idealisierung und Paradoxierung, blockiert das, was möglich wäre. Mit ‚romantischer Ironie‘ zu lieben, das ist nicht für Arbeiter oder Dienstmädchen gedacht. Ohne schichtspezifisch ausgeflaggt zu sein, ist der Universalismus der romantischen Liebe (wie der bürgerliche Universalismus Europas überhaupt) in den vorausgesetzten Einstellungen eine hochselektive Idee“ (Luhmann 1994, S.175f).

²⁶³ Zur Evolution der Liebessemantik bemerkt Luhmann: „Eingespant zwischen Anfang und Ende kann die Liebe auch als Prozeß gesehen werden. Die Erstreckung in der Zeit und das Ausfüllen der Zeit durch die Geschichte waren auch in der älteren Literatur schon wichtig gewesen; aber das, womit die Zeit ausgefüllt und wodurch das Geschehen erfüllt werden kann, ändert sich im 17. Jahrhundert in Richtung auf stärkere Ausdifferenzierung. Der Ritter des Mittelalters hatte sich durch Bestehen von Gefahren, durch Heldentaten, durch Verwirklichung der Idee des Rittertums zu bewähren. Im 17. Jahrhundert verlagert sich die Bewährung in die Rolle des Liebhabers selbst, und die gesellschaftlichen Anforderungen erscheinen hier nur noch als Rahmenbedingungen in Begriffen wie hönneteté, bienséance und in den Verbalformen der Galanterie. Dadurch wird der Liebesprozeß auf Selbstantrieb umgestellt. Er muß sich laufend in sich selbst redynamisieren“ (Luhmann 1994, S.90).

²⁶⁴ „Exzeß‘ soll freilich nicht besagen, daß im Verhalten ständig Extrempositionen eingenommen werden müssen. So ist die bedingungslose ‚Unterwerfung‘ des Mannes zugleich Appell an die Großzügigkeit der Frau, und die Angebotete wird als grausam charakterisiert, wenn sie nicht entgegenkommt“ (Luhmann 1994, S.85).

Ziel der folgenden literarischen Beobachtung ist es, Gordons Vorstellung von Liebe anhand des Konzepts der Passion nachzuvollziehen und in das bürgerliche Verhaltensmodell der romantischen Liebe einzuordnen. Hierdurch soll erklärt werden, warum Gordon in seinem Handeln keinerlei Rücksichten auf jegliche Interessen nimmt und somit zwar gegen die soziale Ordnung verstößt, dieses Verhalten aber in Bezug auf gewisse gesellschaftliche Vorstellungen von Liebe für legitim hält.

6.4.6 Literarische Beobachtung: Gordons Liebesvorstellung

Im Folgenden soll untersucht werden, auf welche spezifischen Liebesvorstellungen Gordon Bezug nimmt und auf welche Weise er sein Handeln darauf ausrichtet und legitimiert. Anhand diverser Selbstaussagen Gordons lässt sich für seine Liebesauffassung das von Luhmann dargestellte Konzept der Passion nachvollziehen. So deutet er seine Aktivitäten in Bezug auf Cécile als Zwang, dem er gewissermaßen hilflos ausgesetzt ist. Er ist daher auch erleichtert, als ihn anfangs ein Telegramm ihrer Gegenwart entzieht:

„Gott sei Dank, ich bin nun aus der Unruhe heraus und vielleicht aus noch Schlimmerem. Wer sich in Gefahr begiebt kommt drin um und mit unserer Festigkeit und unseren guten Vorsätzen ist nicht viel gethan. Eine gnädige Hand muß uns bewahren, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. >Führe uns nicht in Versuchung.< Wie wahr, wie wahr. Mein gutes Glück intervenirt mal wieder und meint es besser mit mir als ich selbst“ (126).

Schon im Harz ist ihm somit bewusst, dass die Beziehung zu Cécile für beide äußerst gefährlich verlaufen könnte:

„>Dieser Abschied<, sprach er vor sich hin, >ich wollt' ihn abkürzen, um nicht in armselige Redensarten zu verfallen, und doch war mein letztes Wort nichts andres. >Auf Wiedersehen!< Alles Phrase, Lüge. Denn wie steht es damit in Wahrheit? Ich will sie nicht wiedersehen, ich darf sie nicht wiedersehen; ich will nicht Verwirrungen in ihr und in mein Leben tragen“ (130).

Dies begründet er einerseits damit, dass er rein freundschaftliches Verhältnis infolge seiner Leidenschaft ausschließen muss: *„>Warum nicht Freundschaft?< das ist mein schlechtes Gewissen, das beweist mir, daß es nicht geht und daß ich den Gedanken daran fallen lassen muß“ (131).* Andererseits dadurch, dass er glaubt, auch Cécile sei mit einer rein freundschaftlichen Beziehung nicht zufrieden: *„Was sie von mir erwartet, sind Umwerbungen, Dienste, Huldigungen. Und Huldigungen sind wie Phosphorhölzer, eine zufällige Friktion und der Brand ist da“ (131).* Trotzdem entschließt er sich später, den Kontakt fortzusetzen:

„Seine Vorsätze blieben dieselben, aber freilich seine Neigungen auch, und als er eines Tages, wo diese Neigungen 'mal wieder stärker als die Vorsätze gewesen waren, in seine Wohnung heimkehrte, schob er ein Tischchen an die Balkontür seines nach dem Flusse hin gelegenen Zimmers und setzte sich, um an Cécile zu schreiben“ (131).

Er erhält zwar keine Antwort – *„Eine schlechte Laune stellte sich ein, aber glücklicherweise nicht auf lange“ (133)* – besucht sie aber schließlich dennoch in Berlin. Von da an steigert sich seine Passion für Cécile. Er schreibt ihr beinahe täglich Briefe und entdeckt immer weitere positive Eigenschaften an ihr:

„Cécile selbst, voll Misstrauen in ihre Rechtschreibung, antwortete nur selten, wobei sie sich zurückhaltender und ängstlicher als nöthig zeigte, da Gordon bereits weit genug gediehen war, um

in einer mangelhaften Orthographie, wenn solche sich wirklich offenbart haben sollte, nur den Beweis immer neuer Tugenden und Vorzüge zu finden“ (153f).

Als er dann von der Vergangenheit Céciles erfährt, lässt ihn diese Kenntnis nicht etwa von der Fortführung des Verhältnisses Abstand nehmen. Aufgrund der ihr nun zugeschriebenen sozialen Identität (siehe Kapitel 6.1.2) und der damit verbundenen geringeren rituellen Distanz (siehe Kapitel 6.2.4), forciert er seine Werbung. An diesem Punkt schlägt gewissermaßen Liebe und Verehrung in Verachtung und offen zu Schau gestelltes sexuelles Verlangen um, wobei er die Ursache für sein Handeln Cécile zuschreibt – sei doch *„etwas Bestrickendes um sie her gewesen“* (186). Dieser vermeintliche Zwang zeigt sich schließlich auch in der Oper, als er Cécile in Begleitung des Geheimrats entdeckt: *„Gordon litt Höllenqualen, und über seine Rache brütend, war er nur darüber in Zweifel, ob er sich im gegebenen Moment (und dieser Moment mußte sich geben) lieber als >Böses Gewissen< oder als >Mephisto< geriren sollte“* (194). Als die beiden die Oper verlassen, sieht er sich veranlasst ihnen zu folgen: *„Fand er sie, schlimm genug, fand er sie nicht ... Er mocht‘ es nicht ausdenken“* (197).

Gordon kann somit sein Handeln im Rahmen des bürgerlichen romantischen Verhaltensmodells legitimieren. In diesem Kontext beobachtet er auch sein eigenes Handeln ironisch – *„Poor Gordon! Die Sonne mag ihre Geheimnisse herausgeben, aber nicht das Herz. Und am wenigsten ein Frauenherz“* (124) – oder kommentiert seine Verpflichtungen als Liebhaber:

„Die Liebe lebt nicht von todtgeschossenen Dzialinskis, vielleicht gerade davon am wenigsten, sie lebt von liebenswürdigen Kleinigkeiten, und wer sich eines Frauenherzens dauerhaft versichern will, der muß immer neu darum werben, der muß die Reihe der Aufmerksamkeiten allstündlich wie einen Rosenkranz abbeten. Und ist er fertig damit, so muß er von Neuem anfangen. Immer da sein, immer sich bethätigen, darauf kommt es an. Alles Andere bedeutet nichts. Ein Armband zum Geburtstag, und wenn es ein Kohinur wäre, oder ein Nerz- oder Zobelpelz zu Weihnachten, das ist zu wenig für 365 Tage. Wozu läßt der Himmel so viel Blumen blühen? Wozu giebt es Radbouquets von Veilchen und Rosen? Wozu lebt Felix und Sarotti? So denkt jede junge Frau, wobei mir zu meinem Schrecken einfällt, dass ich auch ohne Bouquet und ohne Bonbonnière bin. Also nicht besser als St. Arnaud. Und er ist doch blos ein Ehemann“ (179).

Auch zeigt sich, dass Sexualität ein wesentlicher Bestandteil dieser Vorstellung von Liebe ist, wobei sich Gordon ausdrücklich auf literarische Vorbilder wie Don Juan (168) oder Tannhäuser (198) bezieht. Im Rahmen seiner Liebesvorstellung erscheint ihm sein Streben nach sexueller Erfüllung als legitim:

„Hoffnungen – ideales Wort, das für meine Wünsche, wie sie nun mal sind oder doch waren, nicht recht passen will. Aber müssen denn Hoffnungen immer ideal sein, immer weiß wie die Lilien auf dem Felde? Nein sie können auch Farbe haben, roth wie der Fingerhut, der oben auf den Bergen stand. Aber weiß oder roth, weg, weg!“ (190).

Gleichzeitig gewinnt sein Verhalten exzessive Züge, da er weder Rücksicht auf eigene Interessen noch auf die anderer – insbesondere Céciles – nimmt. Trotz zahlreicher schlechter Omen²⁶⁵,

²⁶⁵ Der Harzkuckuck gibt ihm kein Jahr mehr (die Kontrollstichprobe beim Eseljungen funktioniert) (86), nach seinem Wiedersehen mit Cécile in Berlin kommt er an einem Begräbniszug vorbei (151). Als er später überraschend nach Berlin zurückkehrt, umfängt ihn eine morbide Stimmung: *„Die Kastanienbäume, die damals, wenn auch schon angegelbt, noch in vollem Laube gestanden hatten, zeigten jetzt*

eigener Befürchtungen (192) und auch den Warnungen anderer, wie z.B. von seiner Schwester Klothilde (173) oder Rosa (169), setzt er sein Verhalten fort. Ihm ist durchaus bewusst, welche Konsequenzen sein Auftritt nach der Oper auf St. Arnaud haben könnte, und so fragt er die Jungfer vor seinem Eintreten: „*Auch der Herr Oberst zugegen?*“ (197). Sein Vorgehen erscheint ihm aber gewissermaßen als Verpflichtung gegenüber der Rolle des Liebhabers, der keinerlei Konsequenzen scheut. Und so antwortet er auf Céciles Aufforderung sich zu erklären lapidar: „*Erklären Cécile! Das Räthsel ist leicht gelöst: ich bin eifersüchtig*“ (200). Als Cécile diese Form von Eifersucht zurückweist, versteht er dies zunächst nicht recht und versucht ihr die Ursache für sein Verhalten zuzuschreiben: „*Was sich erklärt, ist auch verzeihlich. Cécile, Sie sind strenger gegen mich, als Sie sollten; haben Sie Mitleid mit mir. Sie wissen, wie's mit mir steht, wie's mit mir stand vom ersten Augenblicke an*“ (200f). Ihr Verhalten gegenüber dem Geheimrat bestimmt er als wesentlichen Auslöser für sein Verhalten: „*Das war zu viel*“ (201). Cécile jedoch antwortet folgendermaßen:

„Sie suchen es alles an der falschen Stelle. Nicht meine Haltung im Theater ist schuld und nicht mein Lachen oder mein Fächer, und am wenigsten der arme Geheimrath, der mich amüsirt, aber mir ungefährlich ist, ach, daß sie wüßten wie sehr. Nein mein Freund, was schuld ist an Ihrer Eifersucht oder doch zum mindesten an der allem Herkömmlichen Hohn sprechenden Form, in der Sie Ihre Eifersucht kleiden, das ist ein andres. Sie sind nicht eifersüchtig aus Eifersucht; Eifersucht ist etwas Verbindliches, Eifersucht schmeichelt uns, Sie aber sind eifersüchtig aus Ueberheblichkeit und Sittenrichterei. Da liegt es. Sie haben eines schönen Tages die Lebensgeschichte des armen Fräuleins von Zacha gehört, und diese Lebensgeschichte können Sie nicht vergessen. Sie schweigen, und ich sehe daraus, daß ich's getroffen habe. Nun diese Lebensgeschichte, so wenigstens glauben Sie, giebt Ihnen ein Anrecht auf Forderungen und Rücksichtslosigkeiten“ (201f).

Zudem wertet sie Gordons Handeln als als Verstoß gegen den Gentlemankodex: „*Ich habe sie für einen Cavalier genommen, oder, da Sie das Englische so lieben, für einen Gentleman und sehe nun, daß ich mich schwer und bitter in Ihnen getäuscht habe*“ (199f). Nachdem Cécile ihn nun im Rahmen der Enthüllungsszene über ihre Vergangenheit aufgeklärt hat, kann Gordon ihr nicht glauben und verlässt sie. Erst nachdem er sich auf das Duell mit St. Arnaud eingelassen hat, scheint er einen Wandel seiner Perspektive vollzogen zu haben. Er schreibt ihr einen Brief, in dem er sich für sein Verhalten entschuldigt und eingesteht, dass er im Rahmen seiner Liebe einen unverzeihlichen Fehler begangen hat. Er hatte ihr sowohl die Aufrichtigkeit als auch die Ehre abgesprochen. Er ist nun bereit für diesen Fehler mit allen Konsequenzen zu büßen. Eventuell schlägt er sogar die Möglichkeit aus, von einem Duell Abstand zu nehmen (212), vor allem aber will er dadurch büßen, dass er nie wieder Kontakt zu ihr aufnehmen wird: „*Ich werde Sie nicht wiedersehen, nie, was auch kommen mag. Sehen Sie mich allzeit so, wie ich war, ehe die Trübung kam. Immer der Ihre. Wieder ganz der Ihre*“ (211).

Insgesamt konnte dargestellt werden, dass Gordons Handeln gegenüber Cécile mit Hilfe des Konzeptes der Passion erklärt werden kann. Eigene Aktivitäten werden gewissermaßen als Zwang empfunden und der Exzess als zentrale Eigenschaft der Liebesemanik erlaubt dem Liebhaber, keinerlei Rücksichten auf jegliche Interessen zu nehmen. Die Orientierung an diesem Verhaltensmodell bedingt schließlich, dass Gordon den Eklat in der Oper und anschließend im Haus der St. Arnolds als in dieser Situation für gerechtfertigt ansieht. Erst in der nachträgli-

ein kahles Gezweig“ (193). Und noch auf dem Weg zur Oper warnt ihn der Wagenschlagöffner fürsorglich vor Glatteis: „*Nehmen Sie sich in acht*“ (194).

chen Betrachtung erkennt er, dass er hierdurch selbst gegen den Liebescode verstoßen hat, da der Code zwar erlaubt sich von gesellschaftlichen Verpflichtungen zu lösen, aber Fehler in der Behandlung der Geliebten unverzeihlich sind.

6.4.7 Zusammenfassung

Ziel dieses Kapitels war die Erklärung des fatalen Verlaufes der Beziehung von Gordon und Cécile durch die Orientierung der Figuren an gesellschaftlichen Vorstellungen von Liebe. Grundsätzlich befinden sich beide Figuren in einem erhöhten Handlungsspielraum, da die Indirektheit und Zeichenhaftigkeit der Liebeskommunikation es ermöglicht, sehr leicht unrealistische Ansprüche zu entwickeln. Auslöser für den Eklat am Ende der Gegenwartshandlung ist schließlich ein Attributionskonflikt, wodurch Gordon Céciles Handeln – vor dem Hintergrund ihrer Vergangenheit – hinsichtlich stabiler negativer Persönlichkeitsmerkmale deutet, während Cécile ihr Handeln vorwiegend an der sozialen Situation ausrichtet, in der sie sich befindet. Er fühlt sich in Bezug auf eine Intimbeziehung getäuscht, gerade da er glaubt, von ihr in seinem Handeln bestärkt worden zu sein. Hier spielt die Situation am Denkmal eine entscheidende Rolle: Durch den vermeintlichen Gunstbeweis erhält Gordon dort gewissermaßen das Anrecht, in seinem Werben fortzufahren. Gordons Handeln kann im Folgenden im Rahmen der Passion beschrieben werden. Eigene Aktivitäten werden als Zwang empfunden, Hoffnungen und Befürchtungen verstärken sich wechselseitig. Das Forcieren seines Werbens führt schließlich zum Bruch. Als er jedoch Cécile an der Seite des Geheimrats in der Oper entdeckt, fühlt er sich von Cécile betrogenen, da sie scheinbar einem anderen ihre Gunst gewährt und gleichzeitig ihn abweist. Es kommt zum Eklat. Während Gordon sich darauf beruft, nur im Rahmen der Liebe gehandelt zu haben, die weder Interessen noch Konsequenzen scheut, und Cécile dies letztlich selbst zu verantworten habe, wehrt sich Cécile entschieden gegen seine Zuschreibungen. Sie führt den Eklat auf Gordons Kenntnis ihrer Vergangenheit zurück und wertet sein Handeln zudem als Verstoß gegen die Verhaltensverpflichtungen eines Gentleman. Sie versucht Gordon nun im Kontext einer Enthüllungsszene ihre Situation zu vermitteln, der kann ihr jedoch nicht glauben und verlässt sie. Erst kurz vor dem Duell distanziert sich Gordon von seinem Handeln und gesteht ihr seinen Fehler ein. Als Konsequenz für diesen Verstoß gegen den Liebescode will er für immer von ihr Abschied nehmen.

6.5 Zusammenfassung

Innerhalb dieses Kapitels wurde Céciles Integration in die Gesellschaft anhand ihrer Einbindung in verschiedene soziale Institutionen nachverfolgt. Hierdurch sollte untersucht werden, inwiefern strukturelle Faktoren zu Céciles negativer Wert-Erwartungs-Haltung beitragen und insofern suizidbestärkend wirken. Soziale Institutionen – als mehr oder weniger dauerhafte Interaktionen zwischen Personen – wirken dann besonders suizidfördernd, wenn sie das Erreichen zentraler Anreize verhindern, erhöhte Handlungsspielräume aufweisen und nur eine defizitäre Informationsstruktur besitzen. Um Céciles Einbindung in soziale Institutionen zu operationalisieren, wurde auf vier zentrale Punkte Bezug genommen:

Erstens wurde dargestellt, dass Cécile infolge ihrer Stigmatisierung nur mangelhaft in ihr soziales Umfeld integriert ist. Folglich ist sie starken Anreizdefiziten ausgesetzt und befindet sich angesichts ihrer relativen sozialen Isolation in einer defizitären Informationsstruktur. Diese negativen Faktoren werden dadurch stabilisiert, dass es Cécile weitestgehend verwehrt ist, ihren Ehrenmakel im Rahmen einer Ausgleichshandlung abzulegen. Ihr allgemeiner Handlungsspielraum ist aufgrund dieser Stigmatisierung eigentlich sehr gering. Dennoch kann sie zumindest in der Fremde den Status einer normalen Person annehmen, d.h. hier steigt ihr Handlungsspielraum, wenngleich sie nur eine geringe Erwartungshaltung aufbauen kann, solche positiven Anreize auch dauerhaft wahrnehmen zu können.

Zweitens wurden Cécile und ihr näheres Umfeld in der ‚guten Gesellschaft‘ des Kaiserreiches verortet und die schichtspezifische Ehrauffassung und Duellkultur erörtert. Infolge dieser normativ verbindlichen Verhaltensmodelle wird Cécile starken negativen Anreizen ausgesetzt. Die Duelle werden zwar um ihre Ehre abgehalten, allerdings führt dies nicht dazu, ihren Ehrenstatus wiederherzustellen – stattdessen können ihr die tödlichen Folgen der Duelle als zusätzliche Schuldzuschreibungen angelastet werden.

Drittens wurde der politische und historische Kontext dargestellt, in dem sich Cécile aufgrund ihrer sozialen Identität verorten muss: so ihr Status als ehemalige Katholikin zur Zeit des Kulturkampfes, ihre polnische Herkunft im Konflikt zum Nationalismus des deutschen Kaiserreiches und ihre ehemalige Zugehörigkeit zu den Welfen zur Zeit der dynastischen Vorherrschaft der Hohenzoller. Aufgrund der gesellschaftlichen Abwertung dieser Attribute ist sie weiteren negativen Anreizen ausgesetzt und kann kaum Zugehörigkeit zur politischen Gemeinschaft des Kaiserreiches beanspruchen und entwickeln. Zudem befindet sich Cécile infolge dieser sehr seltenen Statuskonfiguration in einer defizitären Informationsstruktur, da Vergleichsinformationen kaum erhältlich sind und der Rückgriff auf eigene Erfahrungen infolge des starken sozialen Wandels unterbunden wird. Weiterhin wurde auch Céciles Stellung als Frau zur Zeit des Kaiserreiches erörtert. Aufgrund dieses Merkmals besitzt sie allgemein nur einen sehr geringen Handlungsspielraum. Sie kann zwar infolge ihrer herausragenden Schönheit positive Anreize in Form von Bewunderung und Hilfeleistungen erreichen, allerdings werden mit diesem Attribut auch negative Zuschreibungen verbunden, die sich besonders im Hinblick auf ihre Vergangenheit verstärken.

Viertens wurde der Verlauf der Beziehung zwischen Cécile und Gordon vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Vorstellungen von Liebe erörtert. Innerhalb der Liebeskommunikation befinden sich die Akteure zunächst in einem erhöhten Handlungsspielraum, da aufgrund der Indirektheit und Zeichenhaftigkeit der Liebeskommunikation unrealistische Zielvorstellungen leicht möglich sind. Als Gordon Kenntnis von Céciles Vergangenheit gewinnt, verstärkt sich der Attributionskonflikt, wobei Gordon Céciles Handeln vorwiegend mithilfe negativer stabiler Persönlichkeitseigenschaften deutet. Er fühlt sich hinsichtlich einer Intimbeziehung getäuscht, gerade weil er glaubt, im Harz einen vermeintlichen Gunstbeweis erhalten zu haben. Seinen Verstoß gegen die rituelle Distanz, die er gegenüber Cécile als Ehefrau von St. Arnaud einnehmen müsste, legitimiert er im Rahmen seiner Vorstellung von Liebe als Passion. Er kann sein Handeln gewissermaßen als Zwang deuten und sich so von gesellschaftlichen Verpflichtungen entbinden. Zum einen gibt ihm Céciles neuzugewiesener Status ein Anrecht darauf, zum anderen ist im Rahmen der bürgerlichen Liebessemantik das Begehren auf sexuelle Erfüllung bei einer solchen entehrten Frau legitim.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Cécile zentrale Anreize in sozialen Institutionen kaum realisieren kann und sich zudem in einer defizitären Informationsstruktur befindet. Ihr Handlungsspielraum ist hingegen überwiegend sehr gering und müsste eigentlich unrealistische Zielvorstellungen verhindern. Allerdings liegt das Problem bei Cécile viel eher darin, dass sie in ihrer Vergangenheit sehr hohe Ansprüche entwickelt hat und diese in ihrem neuen Umfeld nicht mehr verwirklichen kann. Trotz eines weitaus geringeren Handlungsspielraums werden diese weiterhin aufrechterhalten. In der Fremde besitzt sie jedoch aufgrund der Unsichtbarkeit ihres Stigmas die Möglichkeit diese Ansprüche zu erfüllen, d.h. hier steigt ihr Handlungsspielraum, gerade da bei flüchtigen Begegnungen zunächst infolge ihrer Schönheit und ihrem aristokratischen Habitus ihr überwiegend positive Merkmale zugeschrieben werden, wenngleich unter dem Preis der Täuschung des Umfelds. Die hier gemachte Bekanntschaft zu Gordon, der ihr eine Form der Wertschätzung und Anerkennung entgegenbringt, die sie sonst nicht mehr erfährt, entwickelt schließlich – im Rahmen gesellschaftlicher Verhaltensmodelle für Intimbeziehungen – eine fatale Dynamik. Gerade der, der ihr so gehuldigt hatte, spricht ihr erneut die Ehre ab und auch – oder gerade deshalb – wenn St. Arnaud ihn totschießt wie einst Dzialinski, behält sie ihr Stigma, das sich deswegen verstärkt, und es erneut öffentlich macht.

7 Dynamisierung des motivationstheoretischen Ansatzes: Céciles Suizidkarriere bei progressiv sich verstärkenden Meidungstendenzen

In diesem Kapitel sollen die gewonnenen Erkenntnisse der Werkanalyse innerhalb eines dynamischen Handlungsverlaufs (siehe Abbildung 4) dargestellt werden. Suizid stellt nach dem gewählten motivationstheoretischen Erklärungsmodell den Endpunkt einer langfristig entwickelten Meidungstendenz eines Individuums dar. Im Folgenden wird nun Céciles biographische Entwicklung im Rahmen ihrer Suizidkarriere dargestellt.

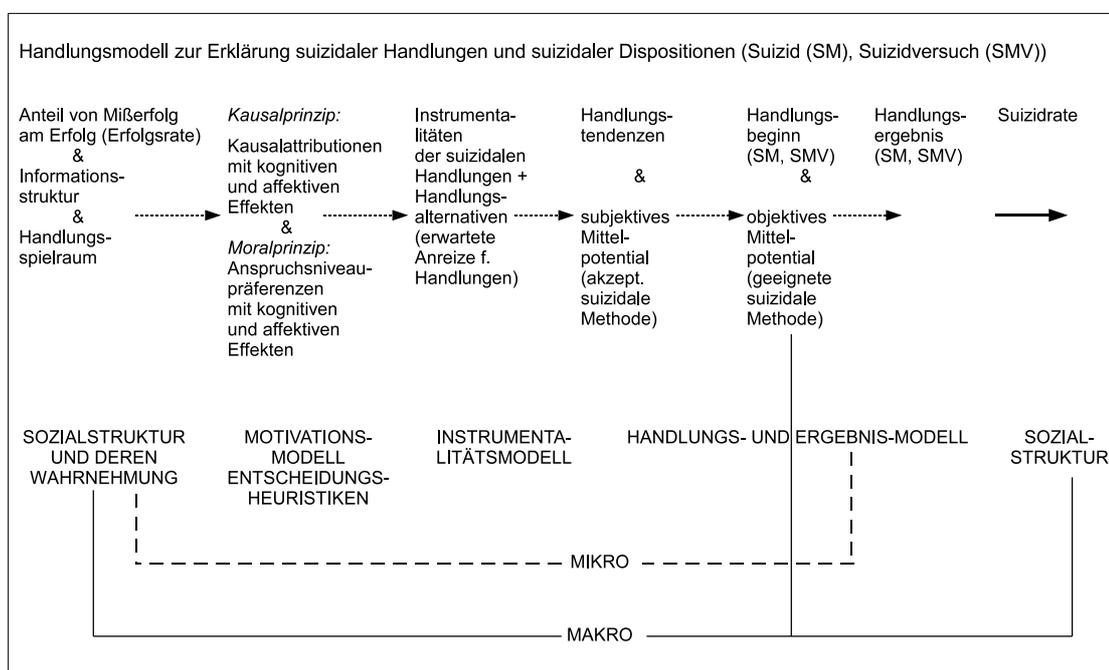


Abbildung 4: Handlungsmodell zur Erklärung suizidaler Handlungen und suizidaler Dispositionen (Quelle: Lindner-Braun 1999, S.62)

Cécile, Geborene von Zacha, stammt aus dem polnischen Landadel und wuchs in Schlesien auf. Der Haushalt der Familie ist stets überfordert, da die Familie weit über ihren Verhältnissen lebt. In der Folge begeht der Vater Suizid, um sich den „Verlegenheiten“ (175) zu entziehen. Doch auch nach dem Tod des Vaters setzt die Mutter die ruinöse Haushaltsführung fort. Cécile wird vorwiegend dahingehend erzogen, extrinsische Anreize in Form von Bewunderung und Anerkennung anzustreben. Bildung oder andere leistungsbezogene Ziele werden hingegen weitestgehend vernachlässigt. Schließlich wird sie aufgrund ihrer Schönheit von dem Fürsten von Welfen-Echingen bemerkt und als Maitresse an seinen Hof geholt. Hier erlernt sie den Habitus der hohen Gesellschaft, erntet Wohlstand und Anerkennung für ihre Dienste. In dieser Zeit macht sie überwiegend positive Erlebnisse und entwickelt daher hohe Zielvorstellungen bezüglich affiliativer und machtbasierter Anreize. Mit dem Tod des alten Fürsten und dem bald dar-

auffolgenden Dahinscheiden des jungen Fürsten, dessen Geliebte sie ebenfalls wird, findet diese Zeit ein jähes Ende. Eine Heirat mit ihrem ehemaligen Kammerherrn unterbleibt. Cécile kehrt zu ihrer Familie zurück und muss wohl schon in diesem Zeitabschnitt feststellen, dass die Vergangenheit als Maitresse außerhalb des Milieus des Fürstenhofes ihre soziale Identität beschädigt. „*Cécile war eine Dame von zweifelhaftem oder, um milder und rücksichtsvoller zu sprechen, von eigenartigem Ruf*“ (171f). Doch noch bietet ihr die Familie ein schützendes Umfeld, besonders da sie ihr durch das Erbe eines Gutes und weiterer Vermögenswerte den sozialen Aufstieg ermöglicht. Schließlich lernt sie – etwa vier Jahre vor der Gegenwartshandlung – den hier stationierten Oberst St. Arnaud kennen. Man verlobt sich, allerdings wird seitens des Offizierskorps Einspruch gegen eine Heirat eingelegt. Es kommt zum Duell, wobei St. Arnaud den Staboffizier Dzialinski erschießt. Dies stellt das erste zentrale Misserfolgserlebnis in Céciles Biographie dar. Sie schreibt sich für den Tod des Staboffiziers selbst die Schuld zu und beschließt im Rahmen eines Schwures dafür zu büßen. Gleichzeitig verfolgt sie die Zielvorstellung, wieder Anerkennung in den Augen der Gesellschaft zu finden. St. Arnaud muss zunächst neun Monate in Festungshaft und zudem Abschied von der Armee nehmen. Das Paar siedelt daraufhin nach Berlin um. Céciles Integration in ihr neues Umfeld gestaltet sich von Anfang an äußerst schwierig. So besitzt sie neben ihrer stigmatisierten Vergangenheit weitere Attribute, die im Berliner Milieu negativ besetzt sind: Ihre polnische Herkunft und ihre ehemalige Zugehörigkeit zu den Welfen. Ihre zur Zeit des Kulturkampfes ebenfalls negativ besetzte katholische Konfession legt sie zwar durch die Konvertierung zum Protestantismus ab, wodurch sie Kontakt zu dem Hofprediger Dörffel gewinnt. Hiermit ist jedoch auch eine Entfremdung von ihrer ehemaligen Glaubensgemeinschaft verbunden. In dem Zeitabschnitt vor der Gegenwartshandlung wird Cécile somit überwiegend mit Misserfolgserlebnissen bezüglich ihrer Ansprüche konfrontiert. Mit der Ehe verbundene Zielvorstellungen werden ebenfalls nicht erfüllt: So findet sie keine wirkliche Anerkennung in ihrem neuen Umfeld, wird aufgrund ihres Stigmas ausgegrenzt und trifft auf Spott und Ablehnung. Cécile entwickelt nun eine progressive negative Selbstregulierung, da sie diese Misserfolge im Rahmen ihrer asymmetrischen Kausalattribution internalisiert. Zudem häufen sich diese Misserfolge, da sie aufgrund ihrer unrealistisch hohen Anspruchsniveaupräferenzen – gemessen an dem ihr jetzt zur Verfügung stehenden Mittelpotential – bezüglich affiliativer und machtbasierter Anreize eigentlich zu hohe Ziele anstrebt. Ihre geringe Leistungsmotivation verhindert zusätzlich, dass sie intrinsische Anreize jenseits ihres Umfelds wahrnehmen kann. Diese negative Selbstregulierung bedingt schließlich im Rahmen einer allgemeinen negativen Wert-Erwartungs-Haltung ein zunehmendes Vermeidungsverhalten und damit auch eine Reduktion ihres Verhaltensrepertoirs. Cécile versucht immer mehr negativen Anreizen aus dem Weg zu gehen. Sie zieht sich stark zurück und befindet sich am Anfang der Gegenwartshandlung in einer relativen sozialen Isolation. Die negativen Effekte dieser progressiven Meidungstendenzen werden dadurch verstärkt, dass sie kaum Gelegenheit hat dieses Verhalten durch konträre Erfahrungen zu korrigieren. Aufgrund ihrer relativen sozialen Isolation und dem starken sozialen Wandel, dem sie in ihrer Biographie ausgesetzt ist, erhält sie kaum widersprechende Konsens- und Konsistenzerfahrungen.

Am Anfang der Gegenwartshandlung befindet sich Cécile mit ihrem Ehemann St. Arnaud auf dem Weg in den Harz. Offiziell ist die Reise als Kuraufenthalt wegen Céciles Nervenkrankheit deklariert, doch scheint der hauptsächliche Grund für sie darin zu liegen, Abstand von dem

kränkenden Berliner Milieu zu finden. Hier in der Fremde – und in dem eher von bürgerlichem Publikum bevölkerten Hotel Zehnpfund – kann sie damit rechnen, dass ihre Vergangenheit kaum jemanden bekannt ist und sie somit als normale Person behandelt wird. Sie schließt daraufhin Bekanntschaft mit dem weitgereisten Ingenieur Gordon-Leslie. Da dieser die letzten sieben Jahre im Ausland verbracht hat, besitzt sie eine gewisse Sicherheit, dass er keinerlei Kenntnis von ihrem Stigma hat. In dieser Bekanntschaft erfährt sie nach langer Zeit wieder die ihr ansonsten verwehrt Aufmerksamkeit und Ehrerbietung. Sie genießt diese Form der Zuwendung, wenngleich Gordon bald wegen beruflicher Angelegenheiten abreisen muss. Nach dem Harzaufenthalt setzt sie diese Beziehung zunächst nicht aktiv fort, erst durch einen Besuch Gordons in Berlin ergibt sich ein weiterer Kontakt. Ab diesem Zeitpunkt hegt Cécile starke Befürchtungen, was passieren könnte, wenn Gordon von ihrer Vergangenheit erfahren würde. Doch diesen Befürchtungen zum Trotz vermeidet sie es, Gordon über ihre Vergangenheit aufzuklären oder den Kontakt frühzeitig abubrechen. Hierbei spielt wohl mit eine Rolle, dass der Kontakt der beiden zunächst von Céciles näherem Umfeld – besonders dem Hofprediger Dörffel und St. Arnaud – bestärkt wird. Als Gordon schließlich von ihrer Vergangenheit erfährt, eskalieren die Ereignisse. Aufgrund der Cécile nun zugewiesenen sozialen Identität, die durch weitere Zuschreibungen gewisser Attribute (Polin, Katholikin, Schönheit) und den vermeintlichen Gunstbeweis im Harz verstärkt wird, fühlt sich Gordon von ihr getäuscht. Es kommt zu Eklat, was zur Folge hat, dass sich ihr Ehemann St. Arnaud im Rahmen der Ehrauffassung in seinem Image beleidigt fühlt. Im Duell erschießt er Gordon und setzt sich nach Italien ab.

Cécile befindet sich nun in einer akut suizidären Situation. Sie verfügt mit dem Medikament Digitalis über ein attraktives Mittel und besitzt eine suizidale Handlungstendenz. Diese Suizidneigung ist im Wesentlichen dadurch bedingt, dass die Vorstellung des Weiterlebens für sie mit zahlreichen negativen Anreizen verbunden ist. Mögliche negative Anreize sind etwa Liebeskummer, Trauer, Selbstvorwürfe bezüglich ihres Schwures, Schuldgefühle am Tod Gordons und die Angst vor Verurteilungen durch ihr Umfeld. Des Weiteren spielen auch schon langfristig bestehende negative Anreize eine Rolle, so das Verharren in einer unbefriedigenden Ehe, ihre soziale Isolation in einer fremden Gesellschaft und das nun endgültige Scheitern des Versuches, ihren Ehrstatus wiederherzustellen. Zwar ist die Handlungstendenz zum Suizid durch die Furcht vor dem Tod und in geringerem Maße durch damit verbundene moralische Kosten ebenfalls negativ, obschon Cécile gewisse egoistische und altruistische Zielvorstellungen mit ihrer Handlung verbinden kann. Dennoch ist die negative Handlungstendenz zum Suizid insofern dominant, als hierdurch die noch abschreckenderen Konsequenzen des Weiterlebens vermieden werden können. Cécile zieht sich zurück, verfasst einen Abschiedsbrief und wendet das Mittel Digitalis an. Das Medikament und die Handlungsausführung erweisen sich als geeignet, ihren Tod zu erreichen.

IV. Zusammenfassung und Bewertung der Ergebnisse

Gegenstand dieser Arbeit war die Erklärung des Suizids der Figur Cécile in Fontanes gleichnamigem Werk. Hierfür sollten soziologische Handlungstheorien auf den literarischen Erzähltext bezogen werden. Als grundsätzliches Interpretationsverfahren wurde eine hypothetisch-deduktive Erklärungsweise angestrebt. Mit Hilfe des deduktiv-nomologischen Erklärungsmodells sollten aus der strukturell-individualistischen Suizidtheorie von Lindner-Braun Hypothesen für die Werkanalyse abgeleitet und anschließend innerhalb einer literarischen Beobachtung überprüft werden.

Um die Anwendung realwissenschaftlicher Theorie auf das literarische Werk zu rechtfertigen, wurde der Roman zunächst als ein fiktionaler Erzähltext bestimmt, der intentional geprägt ist und im Rahmen eines make-believe-Spiels fiktionale Wahrheiten generiert. Es wurde die Unterscheidung getroffen zwischen direkten fiktionalen Wahrheiten, d.h. explizit im Text erwähnten Elementen, und indirekten fiktionalen Wahrheiten, die über bestimmte Generierungsprinzipien erfasst werden können. Hierbei stehen besonders das Realitätsprinzip, das Prinzip der allgemeinen Überzeugung und das Kohärenzprinzip im Vordergrund. Da sich nicht alle fiktionalen Erzähltexte für die Anwendung realwissenschaftlicher Erkenntnisse (d.h. auch historischer und kultureller Hintergründe) eignen, wurde versucht, den Möglichkeitsspielraum einer dargestellten Handlung anhand intrinsischer Fiktivitätsfaktoren näher zu bestimmen. Nach diesem Konzept sollte ein Erzähltext mögliche Ereignisträger und mögliche Orte enthalten sowie in einer möglichen Zeit spielen. Voraussetzungen, die in dem Roman ‚Cécile‘ erfüllt sind. Darüber hinaus wurden Ereignisträger und damit auch literarische Figuren als mentales Modell eines Modell-Lesers bestimmt. Durch die Bewertung von Figureninformationen hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit, des Modus ihrer Bindung, ihrer Relevanz und Offensichtlichkeit sollte eine Klassifikation der im Erzähltext enthaltenen Aussagen erreicht werden.

Da Romane in dieser Arbeit als intentional geprägte Erzähltexte verstanden werden, wurde zudem Fontanes literarische Konzeption des ‚poetischen Realismus‘ nachverfolgt. Aus Aussagen des Autors konnte abgeleitet werden, dass er für sein Werk allgemein Realitätsbezug postuliert und Figuren als mögliche Ereignisträger im Rahmen eines ‚Normalverhaltens‘ konzipierte. Des Weiteren konnte aus seiner Beschäftigung mit dem Phänomen Suizid abgeleitet werden, dass Fontane soziale Ursachen für die Entstehung suizidaler Handlungen annahm. Um eine plausible Gestaltung des Suizids innerhalb seines Romans zu erreichen, strebte er die Schilderung einer ausweglosen Situation an.

Als realwissenschaftliche Erklärungsgrundlage für suizidale Handlungen wurde die strukturell-individualistische Theorie von Lindner-Braun herangezogen. Suizid stellt in dieser Theorie ein Vermeidungsverhalten dar, das noch negativer empfundenen Konsequenzen des Weiterlebens aus dem Weg gehen will. Ursache hierfür sind einerseits strukturelle Faktoren, die über eine spezifische Einbindung in soziale Institutionen erfasst werden können, sowie individuelle Dispositionen, d.h. eine suizidäre Kausalattribution und eine suizidäre Anspruchsniveaupräferenz, die aber wiederum Folge langfristiger sozialer Lernerfahrungen sind.

Innerhalb der Werkanalyse konnte Céciles Tod als Ergebnis einer intendierten Suizidhandlung bestimmt werden. Zudem konnte die Hypothese der Methodenwahl bestätigt werden, da Cécile das attraktivste ihr zur Verfügung stehende Mittel auswählt: Durch die Anwendung des Medikaments Digitalis verspricht sie sich positive und wahrscheinliche Anreize, die den Sterbeprozess betreffen.

Anschließend wurde Céciles Suizidneigung untersucht. Im Rahmen des verwendeten Erklärungsmodells handelt es sich bei einer Suizidneigung um eine dominant negative Handlungstendenz zum Suizid. Dies konnte in der literarischen Beobachtung insofern bestätigt werden, als die Handlungstendenz zum Suizid zwar negativ ausgeprägt ist – wobei vor allem die Todesfurcht als ein starker negativer Anreiz fungiert – jedoch insgesamt weniger negativ als die mit der Vorstellung des Weiterlebens verbundenen alternativen Handlungstendenzen.

Um zu erklären, warum das Weiterleben für Cécile eine solch abschreckende Wirkung besitzt, wurde die Motivationsstruktur der Figur mittels ihrer Kausalattributionen und Anspruchsniveaupräferenzen untersucht. Hierbei konnte einerseits eine asymmetrische Kausalattribution und andererseits eine unrealistische Anspruchsniveauhaltung nachvollzogen werden. Durch diese individuellen Dispositionen konnte Céciles zunehmend negative Wert-Erwartungs-Haltung erklärt werden.

Da diese individuellen Dispositionen auch durch gewisse situative Randbedingungen geprägt sind, wurde die Entwicklung der Motivationsstruktur der Figur hinsichtlich der Informationsstruktur, des Handlungsspielraums und ihrer Sozialisation untersucht. Es konnte bestätigt werden, dass sich Cécile in einer defizitären Informationsstruktur befindet, d.h. ihre ungünstigen negativen Kausalattributionen kaum durch widersprechende Konsens- und Konsistenzinformationen widerlegt werden. Zudem verfügte Cécile in gewissen Situationen über einen relativ vergrößerten Handlungsspielraum, der die Gefahr unrealistischer Anspruchsniveaupräferenzen erhöhte. Weiterhin konnte anhand gewisser Sozialisationserfahrungen gezeigt werden, warum Cécile gegenüber bestimmten Anreizen eine Anspruchsniveauhaltung aufbaute, die sie in dem Umfeld der Gegenwartshandlung nicht mehr erfüllen kann.

Anschließend wurde versucht, Céciles Integration in die Gesellschaft anhand ihrer Einbindung in soziale Institutionen zu untersuchen. So wurde hinsichtlich ihrer Stigmatisierung als Frau ohne Geschlechtsehre nachvollzogen, warum Cécile nur schwach in die Gesellschaft integriert ist und warum ihre suizidären Dispositionen durch diese Ausgrenzung verstärkt werden. Durch die schichtspezifische Zuordnung der handelnden Akteure zur ‚guten Gesellschaft‘ des Kaiserreiches wurden die normativen Verhaltensmodelle dargestellt, die für die Mitglieder dieser Schicht verbindlich waren. Hierbei lag der Fokus v.a. auf der Darstellung der jeweiligen Ehrauffassung und der Duellkultur. Des Weiteren wurde der politische und historische Kontext erörtert, in dem sich Cécile aufgrund ihrer sozialen Identität verorten muss. Es zeigte sich, dass die Figur Cécile eine sehr seltene Statuskonfiguration besitzt, die mit negativ besetzten Attributen verbunden ist. So ihr Status als Polin, ehemalige Katholikin, ihre einstige Zugehörigkeit zu den Welfen und ihre Rolle als Frau und herausragende Schönheit. Abschließend wurde versucht, mit Hilfe gesellschaftlicher Verhaltensmodelle für Liebe zu erklären, warum die Beziehung zwischen Gordon und Cécile letztendlich so fatal verläuft.

Ziel dieser Arbeit war einerseits eine systematische Interpretation der Suizidhandlung der Figur Cécile unter dem Gesichtspunkt moderner realwissenschaftlicher Erkenntnisse. Andererseits wurde ein Diskrepanzvergleich angestrebt, d.h. die Autorenintention bezüglich des Realitätsgehalts des Werkes zu prüfen. Da sämtliche abgeleitete Hypothesen innerhalb der Werkanalyse bestätigt werden konnten, kann im Rahmen des verwendeten Erklärungsmodells Fontanes Aussage zugestimmt werden, es handle sich bei seiner literarischen Darstellung um einen plausibel geschilderten Suizid. Der dargestellte Suizid folgt logisch aus den realwissenschaftlichen Prämissen und ist damit empirisch ‚wahr‘, natürlich verbunden mit allen getroffenen Vorannahmen und Einschränkungen des kritischen Rationalismus bezogen auf theoretische Sätze und empirische Beobachtungen. Dieses Ergebnis der Analyse ist insofern beachtenswert, als Fontane diese wissenschaftlichen Erkenntnisse zu seiner Lebenszeit noch nicht zur Verfügung standen. Damals dominierten biologische, klimatische oder psychopathologische Erklärungsansätze. Auch wenn in seinem zeitlichen Umfeld bereits soziale Ursachen für Suizidhandlungen angenommen wurden, z.B. von Emile Durkheim, so handelte es sich hierbei zumeist um strukturalistische Theorien, d.h. Theorien, die gleiche Situationswahrnehmungen von Individuen voraussetzen. Somit verfolgte Theodor Fontane in seinem Roman eine weitaus modernere Erklärung für Suizidhandlungen als seine Zeitgenossen. Der literarische Ruhm und die kanonische Bedeutung des Schriftstellers stehen mittlerweile außerhalb jeder Frage. Die Qualitäten Theodor Fontanes als frühen Sozialforscher hingegen sind vielleicht noch nicht entsprechend gewürdigt worden. Hierzu will diese Arbeit einen Beitrag leisten.

Anhang

Normative Bewertung des Suizids in Europa (2008): „Do you justify suicide?“
Antwortvorgaben: „Never“ (1) bis „Always“ (10).

Land	Mittelwert (1-10)	Strikte Ablehnung	Standard- abweichung
Albania	1,7199	79,2 %	1,7311
Azerbaijan	2,0356	73,3 %	2,2449
Austria	3,0587	49,8%	2,5853
Armenia	1,4631	83,5 %	1,2833
Belgium	3,3068	38,0 %	2,4196
Bosnia Herzegovina	1,4428	87,0 %	1,3757
Bulgaria	1,6852	77,7 %	1,6372
Belarus	2,4842	53,8 %	2,0819
Croatia	1,7334	77,6 %	1,7242
Cyprus	1,3370	87,2 %	1,0618
Northern Cyprus	1,2806	87,9 %	0,9473
Czech Republic	3,4790	36,5 %	2,6147
Denmark	2,9383	47,9 %	2,6031
Estonia	1,9747	67,9 %	1,8744
Finland	3,6753	33,7 %	2,8056
France	4,3023	25,8 %	2,7617
Georgia	1,1761	91,2 %	0,6644
Germany	3,3140	39,0 %	2,5928
Great Britain	2,4796	39,7 %	2,6451
Greece	1,9489	67,5 %	1,7929
Hungary	2,0802	69,3 %	2,0413
Iceland	2,2560	59,7 %	2,0295
Ireland	2,3718	58,4 %	2,0367
Italy	2,2251	69,2 %	2,2524
Latvia	1,8150	72,3 %	1,6721
Lithuania	1,8540	69,6 %	1,6708
Luxembourg	3,2465	50,8 %	2,9621
Malta	1,5095	83,3 %	1,3800
Moldova	1,5465	81,5 %	1,4413
Montenegro	1,6048	81,9 %	1,5344
Netherlands	4,0404	30,1 %	2,8777
Norway	3,3314	36,2 %	2,5449
Poland	2,5000	56,2 %	2,2134
Portugal	2,4019	53,6 %	1,9195
Romania	1,6311	79,6 %	1,5563
Russian Federation	2,1815	66,2 %	2,1060
Serbia	1,5229	86,0 %	1,5705
Slovak Republic	3,1289	40,4 %	2,4608
Slovenia	3,0128	49,7 %	2,6841
Spain	2,5830	60,4 %	2,5153
Sweden	4,2884	31,1 %	3,1001
Switzerland	4,0077	32,0 %	2,8737
Turkey	1,2745	88,2 %	0,9451
Ukraine	1,4308	84,8 %	1,3420
Macedonia	1,5094	85,4 %	1,5536
Northern Ireland	2,3026	62,6 %	1,9918
Kosovo	1,1111	96,6 %	0,7947

Quelle: European Values Study 2008, Integrated Dataset Archive-Study-No. ZA48000, GESIS – Leibniz Institute for Social Science 2010. Fragestellung (v244): „do you justify suicide?“, Antwortvorgaben: (1) „never“ bis (10) „always“. Angaben: Mittelwerte, prozentuale Nennung Kategorie ‚never‘ (1) und Standardabweichungen.

Literaturverzeichnis

- Albert, Hans* 2003: Hermeneutik und Realwissenschaft. Die Sinnproblematik und die Frage der theoretischen Erkenntnis. In: *Axel Bühler* (Hg.): Hermeneutik. Basistexte zur Einführung in die wissenschaftstheoretischen Grundlagen von Verstehen und Interpretation. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag, S.23-60.
- Alewyn, Richard* 1974: Probleme und Gestalten. Essays. Frankfurt a.M.: Insel Verlag.
- Anderson, Paul Irving* 2006: Der versteckte Fontane und wie man ihn findet. Stuttgart: Hirzel.
- Attwood, Kenneth* 1970: Fontane und das Preußentum. Berlin: Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung.
- Aust, Hugo* 1974: Theodor Fontane. ‚Verklärung‘. Eine Untersuchung zum Ideengehalt seiner Werke. Bonn: Bouvier Verlag.
- Aust, Hugo* 1998: Theodor Fontane. Ein Studienbuch. Tübingen: UTB Francke Verlag.
- Aust, Hugo* 2000: Kulturelle Traditionen und Poetik. In: *Christian Grawe* und *Helmuth Nürnberger* 2000: Fontane-Handbuch. Stuttgart: Kröner, S.306-465.
- Bachmann, Rainer* 1968: Theodor Fontane und die deutschen Naturalisten. München: Dissertationsdruck Schön.
- Bæchler, Jean* 1981: Tod durch eigene Hand. Eine wissenschaftliche Untersuchung über den Selbstmord. Frankfurt a.M.: Ullstein.
- Bareis, Alexander* 2008: Fiktionales Erzählen. Zur Theorie der literarischen Fiktion als Make-Believe. Göteborg: Acta Universitatis Gothoburgensis.
- Bareis, Alexander* 2009: Was ist wahr in der Fiktion? Zum Prinzip der Genrekonvention und die Unzuverlässigkeit des Erzählers in Patrick Süskinds ‚Die Geschichte von Herrn Sommer‘. In: *Lutz Danneberg, Andreas Kablitz, Wilhelm Schmidt-Biggemann, Horst Thomé* und *Friedrich Vollhardt* (Hg.): Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften, Band 13. Berlin: Walter de Gruyter, S.230-254.
- Bartels, Andreas* und *Manfred Stöckler* (Hg.) 2007: Wissenschaftstheorie. Ein Studienbuch. Paderborn: Mentis.
- Becker, Sabina* 2003: Bürgerlicher Realismus. Literatur und Kultur im bürgerlichen Zeitalter 1848-1900. Tübingen: UTB Francke Verlag.
- Berbig, Roland* 2000: Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine. In: *Luise Berg-Ehlers, Helmuth Nürnberger* und *Henry H. H. Remak* (Hg.): Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft, Band 3. Berlin: Walter de Gruyter.
- Beutel, Eckhart* 2003: Fontane und die Religion. Neuzeitliches Christentum im Beziehungsfeld von Tradition und Individuation. Praktische Theologie und Kultur 13. Gütersloh: Kaiser.
- Beutin, Wolfgang, Klaus Ehlert, Wolfgang Emmerich, Christiane Kanz, Bernd Lutz, Volker Meid, Michael Opitz, Carola Opitz-Wiemers, Ralf Schnell, Peter Stein* und *Inge Stephan* 2001: Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Stuttgart: Metzler, 6. Auflage.
- Blasberg, Cornelia* 2001: Das Rätsel Gordon oder: Warum eine der ‚Schönen Leichen‘ in Fontanes Erzählung ‚Cécile‘ männlich ist. Zeitschrift für deutsche Philologie 120, S. 111-127.
- Blod-Reigl, Carola* 2001: Aurora und Miranelli – Zitierunfähigkeit und verweigertes Zitat in Theodor Fontanes ‚Cécile‘. In: *Andrea Gutenberg* (Hg.): Zitier-Fähigkeit: Findung und Erfindungen des Anderen. Berlin: Erich Schmidt, S.104-120.
- Böschenstein, Renate* 1996: Caecilia Hexel und Adam Krippernstapel. Beobachtungen zu Fontanes Namensgebung. Fontane-Blätter Heft 62, S.31-57.
- Böschenstein, Renate* 2006: Cécile. In: *Hanna Delf von Wolzogen* und *Hubertus Fischer* (Hg.): Renate Böschenstein. Verborgene Facetten. Studien zu Fontane. Würzburg: Königshausen & Neumann, S.508-533.

- Breggin, Benjamin* 2003: Fontane's aesthetics of the slavic race. *German life and letters* 56/3, S. 213-222.
- Breymayer, Ursula, Bernd Ulrich und Karin Wieland* (Hg.) 1999: *Willensmenschen. Über deutsche Offiziere*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Bühler, Axel* (Hg.) 2003: *Hermeneutik. Basistexte zur Einführung in die wissenschaftstheoretischen Grundlagen von Verstehen und Interpretation*. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag.
- Camus, Albert* 1997: *Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde*. Hamburg: Rowohlt.
- Clark, Christopher* 2007: *Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600-1947*. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Craig, Gordon A.* 1960: *Die preußisch-deutsche Armee 1640-1945. Staat im Staate*. Düsseldorf: Droste Verlag.
- Craig, Gordon A.* 1978: *Geschichte Europas im 19. und 20. Jahrhundert*. München: C.H. Beck.
- Craig, Gordon A.* 1997: *Über Fontane*. München: C.H. Beck.
- Danneberg, Lutz, Andreas Kablitz, Wilhelm Schmidt-Biggemann, Horst Thomé und Friedrich Vollhardt* (Hg.) 2009: *Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften*, Band 13. Berlin: Walter de Gruyter.
- Demetz, Peter* 1961: *Über Fontanes Realismus*. In: *Klaus-Detlef Müller* (Hg.) 1981: *Bürgerlicher Realismus. Grundlagen und Interpretationen*. Königstein: Athenäum, S.203-213.
- Demetz, Peter* 1964: *Formen des Realismus. Theodor Fontane*. München: Hanser.
- Demetz, Peter* 1967: *Zur Definition des Realismus*. In: *Klaus-Detlef Müller* (Hg.) 1981: *Bürgerlicher Realismus. Grundlagen und Interpretationen*. Königstein: Athenäum, S.27-38.
- Dieners, Peter* 1992: *Das Duell und die Sonderrolle des Militärs: zur preussisch-deutschen Entwicklung von Militär- und Zivilgewalt im 19. Jahrhundert*. Berlin: Duncker & Humboldt.
- Downes, Daragh* 2000: *Cécile*. In: *Christian Grawe und Helmuth Nürnberger* (Hg.): *Fontane-Handbuch*. Stuttgart: Kröner, S.563-575.
- Durkheim, Emile* 1983: *Der Selbstmord*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Durzak, Manfred* 2004: *Die >Welt ist kein Treibhaus für überzarte Gefühle<. Eros und Gewalt in Fontanes Cécile und anderen Texten*. *Fontane-Blätter* Heft 78, S.122-137.
- Eisele, Ulf* 1976: *Realismus und Ideologie. Zur Kritik der literarischen Theorie nach 1848 am Beispiel des ‚Deutschen Museums‘*. Stuttgart: Metzler.
- Elias, Norbert* 1983: *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert* 2005: *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 5. Auflage.
- Ellinger, Edeltraud* 1970: *‚Das Bild der Bürgerlichen Gesellschaft‘ bei Theodor Fontane*. Würzburg: Inaugural-Dissertation.
- Fischer, Hubertus* 2002: *Polnische Verwicklungen*. In: *Konrad Ehrlich* (Hg.) 2002: *Fontane und die Fremde, Fontane und Europa*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S.262-275.
- Føllesdal, Dagfinn* 2003: *Hermeneutik und die hypothetisch-deduktive Methode*. In: *Axel Bühler* (Hg.): *Hermeneutik. Basistexte zur Einführung in die wissenschaftstheoretischen Grundlagen von Verstehen und Interpretation*. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag, S.157-176.
- Fontane, Theodor* 1911: *Briefe. Erst Sammlung. Zweiter Band*. Berlin: F. Fontane & Co., 6. Auflage
- Fontane, Theodor* 1963a: *Literarische Essays und Studien. Erster Teil*. München: Nymphenburger.
- Fontane, Theodor* 1963b: *Effi Briest - Frau Jenny Treibel - Die Poggenpuhls - Mathilde Möring*. *Walter Keitel* (Hg.): *Sämtliche Werke. Romane, Erzählungen, Gedichte. Vierter Band*. München: Hanser.
- Fontane, Theodor* 1969a: *Graf Petröfy - Unterm Birnbaum - Cécile*. *Peter Goldammer, Gotthard Erler, Anita Golz und Jürgen Jahn* (Hg.): *Romane und Erzählungen in acht Bänden*. Berlin: Aufbau-Verlag.

- Fontane, Theodor* 1969b: Aufsätze, Kritiken, Erinnerungen. In: *Walter Keitel* (Hg.): Theodor Fontane. Sämtliche Werke. Erster Band. Aufsätze und Aufzeichnungen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Fontane, Theodor* 1969c: Aufsätze, Kritiken, Erinnerungen. In: *Walter Keitel* (Hg.): Theodor Fontane. Sämtliche Werke. Zweiter Band. Theaterkritiken. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Fontane, Theodor* 1972: Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859-1898. *Kurt Schreinert* (Hg.). Stuttgart: Ernst Klett.
- Fontane, Theodor* 1976: Briefe 1833-1860. In: *Walter Keitel* und *Helmuth Nürnberger* (Hg.): Werke, Schriften Briefe. Abteilung IV. Erster Band. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Fontane, Theodor* 1979: Briefe 1860-1878. In: *Walter Keitel* und *Helmuth Nürnberger* (Hg.): Werke, Schriften Briefe. Abteilung IV. Zweiter Band. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Fontane, Theodor* 1980: Briefe 1879-1889. In: *Walter Keitel* und *Helmuth Nürnberger* (Hg.): Werke, Schriften Briefe. Abteilung IV. Dritter Band. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Fontane, Theodor* 1982: Briefe 1890-1898. In: *Walter Keitel* und *Helmuth Nürnberger* (Hg.): Werke, Schriften und Briefe. Abteilung IV. Vierter Band. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Fontane, Theodor* 1990: Cécile. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 3. Auflage.
- Fontane, Theodor* 1994: Tagebücher 1884-1898. *Gotthard Erler* (Hg.): Tage- und Reisetagebücher. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Fontane, Theodor* und *Emilie Fontane* 1998: Der Ehebriefwechsel 1873-1898. *Erler, Gotthard* (Hg.): Emilie und Theodor Fontane. Die Zuneigung ist etwas Rätselvolles. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Fontane, Theodor* 2000: Cécile. In: *Gotthard Erler* (Hg.): Theodor Fontane. Das Erzählerische Werk. Neunter Band. Grosse Brandenburger Ausgabe. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Foucault, Michel* 1994: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Frevert, Ute* 1991: Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft. München: C.H. Beck.
- Friedrich, Gerhard* 1970: Die Schuldfrage in Fontanes >Cécile<. In: *Fritz Martini, Walter Müller-Seidel* und *Bernhard Zeller* (Hg.): Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, 14. Jahrgang. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Fuchs-Heinritz, Werner, Rüdiger Lautmann, Otthein Rammstedt, Hanns Wienold* (Hg.) 1995: Lexikon der Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, 3. Auflage.
- Fürbringer, Christoph* 1988: Metamorphosen der Ehre. Duell und Ehrenrettung im Jahrhundert des Bürgers. In: *Richard van Dülmen* (Hg.): Armut, Liebe, Ehre. Studien zur historischen Kulturfor- schung. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Gertken, Jan* und *Tilmann Köppe* 2009: Fiktionalität. In: *Fotis Jannidis, Gerhard Lauer* und *Simone Winko* (Hg.): Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin: Walter de Gruyter, S.228-266.
- Gibbs, Jack P.* und *Walter T. Martin* 1964: Status integration and suicide. A sociological study. Eugene, Oregon: Univ. of Oregon Books.
- Goffman, Erving* 1971: Interaktionsrituale. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving* 1975: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Grawe, Christian* 1980: Führer durch die Romane Theodor Fontanes. Frankfurt a.M.: Ullstein.
- Grawe, Christian* 1998: ‚Die wahre hohe Schule der Zweideutigkeit‘: Frivolität und ihre autobiographi- sche Komponente in Fontanes Erzählwerk. Fontane-Blätter Heft 65/66, S.138-162.
- Grawe, Christian* und *Helmuth Nürnberger* (Hg.) 2000: Fontane-Handbuch. Stuttgart: Kröner.
- Grawe, Christian* 2002: Cécile. Fürstenmätresse in bürgerlicher Zeit. In: *August Obermayer* (Hg.): ‚Der Zauber steckt im Detail‘. Studien zu Theodor Fontane und seinem Werk 1976-2002. Dunedin, New Zealand: University of Otago, S.267-283.

- Guttandin, Friedhelm* 1993: Das paradoxe Schicksal der Ehre. Zum Wandel der adeligen Ehre und zur Bedeutung von Duell und Ehre für den monarchischen Zentralstaat. Berlin: Dietrich Reimen.
- Hamermesh, Daniel S. und Neal M. Soss* 1974: An economic theory of suicide. *Journal of Political Economy* 82, S.83-98.
- Haß, Ulrike* 1979: Theodor Fontane. Bürgerlicher Realismus am Beispiel seiner Berliner Gesellschaftsromane. Bonn: Bouvier.
- Heckhausen, Heinz und Jutta Heckhausen* 2006: Motivation und Handeln. Heidelberg: Springer Medizin Verlag, 3. Auflage.
- Heidelberger, Michael* 2007: Das Experiment in den Wissenschaften. In: *Andreas Bartels und Manfred Stöckler* (Hg.): Wissenschaftstheorie. Ein Studienbuch. Paderborn: Mentis, S.155-176.
- Hertz-Eichenrode, Dieter* 1992: Deutsche Geschichte 1871-1890: Das Kaiserreich in der Ära Bismarck. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Heyse, Paul* 1966: Andrea Delfin und andere Novelle. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Hobsbawm, Eric J.* 1996: Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. München: dtv.
- Holinger, Paul C. und Daniel Offer* 1982: Prediction of adolescent suicide: A population model. *The American Journal of Psychiatry* 139(3), S.302-307.
- Jannidis, Fotis* 2004: Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie. Berlin: Walter de Gruyter.
- Jannidis, Fotis, Gerhard Lauer und Simone Winko* (Hg.) 2009: Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin: Walter de Gruyter.
- Kahrmann, Cordula* 1973: Idyll im Roman. Theodor Fontane. München: Wilhelm Fink.
- Kiefer, Sascha* 2003: Der determinierte Beobachter. Fontanes Cécile und eine Leerstelle realistischer Programmatik. In: *Literatur für Leser* 26, S.164-181.
- Korte, Hermann* 1989: Ordnung & Tabu. Studien zum poetischen Realismus. Bonn: Bouvier.
- Krug, Oliver David, Hans Harald Müller und Tom Kindt* 2009: Was ist Literatur? Bemerkungen zu einer Frage der Literaturwissenschaft. In: *Fotis Jannidis, Gerhard Lauer und Simone Winko* (Hg.): Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin: Walter de Gruyter, S.92-102.
- Kühne, Thomas* (Hg.) 1996: Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Kuzmics, Helmut und Gerald Mozetič* 2003: Literatur als Soziologie. Zum Verhältnis von literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Lepenies, Wolf* 1985: Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft. München: Hanser.
- Lepenies, Wolf* 2011: Finanzkrisen in der Menschlichen Komödie. In: *Gunilla Budde* (Hg.): Kapitalismus. Historische Annäherungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lindner-Braun, Christa* 1971: Selbstmord. Soziologie - Sozialpsychologie – Psychologie. München: Goldmann.
- Lindner-Braun, Christa* 1990: Soziologie des Selbstmords. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lindner-Braun, Christa* 1999: Die geringer Suizid- und höhere Suizidversuchsbelastung von Frauen: Auflösung eines Paradoxons aus soziologischer Sicht. In: *J.-H. Mauthe* (Hg.): Krankheit und Geschlecht. Berlin: Verlag der Wissenschaft und Praxis, S.39-77.
- Lindner-Braun, Christa* 2007: Mediennutzung. Methodologische, methodische und theoretische Grundlagen. Berlin: LIT Verlag.
- Lindner-Braun, Christa* 2010: Selbsttötung – soziologisch. In: *Héctor Wittwer, Daniel Schäfer, Andreas Frewer* (Hg.): Sterben und Tod: Geschichte - Theorie - Ethik. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart: Metzler, S.323-327.
- Luhmann, Niklas* 1994: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Lübbe, Hermann* 1963: Fontane und die Gesellschaft. In: *Wolfgang Preisendanz* 1973: Theodor Fontane. Wege der Forschung, Band CCCLXXXI. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.354-400.
- Martini, Fritz* 1962: Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus 1848-1898. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung.
- Mausbach, Joseph von* 1953: Katholische Moraltheologie. Dritter Band. Die spezielle Moral. Münster: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 9. Auflage.
- McAleer, Kevin* 1961: Dueling: the cult of honor in fin-de-siècle Germany. Chichester, West Sussex: Princeton University Press.
- Menninghaus, Winfried* 2007: Das Versprechen der Schönheit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mittelmann, Hanni* 1980: Die Utopie des weiblichen Glücks in den Romanen Theodor Fontanes. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Mittenzwei, Ingrid* 1970: Die Sprache als Thema. Untersuchungen zu Fontanes Gesellschaftsromanen. Frankfurt a.M.: Inaugural-Dissertation.
- Müller-Seidel* 1975: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart: Metzler.
- Münch, Richard* 2002: Grundlegung durch die Klassiker. Soziologische Theorie, Band 1. Frankfurt a.M.: Campus.
- Neuhaus, Volker* 2004: Cécile und ihre europäischen Schwestern. Fontane-Blätter Heft 78, S.138-151.
- Nipperdey, Thomas* 1993: Deutsche Geschichte 1866-1918. Band 2: Machtstaat vor der Demokratie. München: C.H. Beck, 2. Auflage.
- Nottinger, Isabel* 2003: Fontanes Fin de Siècle. Motive der Dekadenz in L'Adultera, Cécile und Der Stechlin. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Nürnbergger, Helmuth* 1997: ‚Du hast den Sänger Rizzio beglückt ...‘. Mortimer und Maria Stuart, Robert von Gordon-Leslie und Cécile von St. Arnaud. Fontane-Blätter Heft 63, S.91-101.
- Ohl, Hubert* 1968: Bild und Wirklichkeit. Studien zur Romankunst Raabes und Fontanes. Heidelberg: Lothar Stiehm.
- Orlowski, Hubert* 2003: ‚Polnische Wirtschaft‘. Ausformung eines hartnäckigen Vorurteils. Vortrag am 16.1.2003 im Kulturforum östliches Europa Potsdam, www.kulturforum-ome.de.
- Pampel, Fred* und *Elizabeth H. Peters* 1995: The easterlin effect. Annual Review of Sociology 21, S. 163-194.
- Pampel, Fred* 1996: Cohort size and age-specific suicide rates. A contingent relationship. Demography 33(3), S.341-355.
- Papcke, Sven* und *Gerorg W. Oesterdiekhoff*: Schlüsselwerke der Soziologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Rauh, Reinhold* 1992: Lola Montez. Die königliche Mätresse. München: Wilhelm Heyne.
- Reiger, Horst* 1992: Face-to-face-Interaktion. Ein Beitrag zur Soziologie Erving Goffmans. Europäische Hochschulschriften Reihe 22, Soziologie 230. Frankfurt a.M.: Lang.
- Rieck, Werner* 1996: Polnische Thematik im Werk Theodor Fontanes. Fontane-Blätter Heft 61, S.84-115.
- Sagarra, Eda* 1995: ‚Und die Katholschen seien, bei Licht besehen, auch Christen‘. Katholiken und Katholischsein bei Fontane: Zur Funktion eines Erzählmotivs. Fontane-Blätter Heft 59, S.38-58.
- Schurz, Gerhard* 2007: Wissenschaftliche Erklärung. In: *Andreas Bartels* und *Manfred Stöckler* (Hg.): Wissenschaftstheorie. Ein Studienbuch. Paderborn: Mentis, S.69-88.
- Schurz, Gerhard* 2008: Einführung in die Wissenschaftstheorie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2. Auflage.
- Schuster, Peter Klaus* 1978: Theodor Fontane: Effi Briest – Ein Leben nach christlichen Bildern. Tübingen: Niemeyer.
- Simmel, Georg* 1968: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker & Humblot, 5. Auflage.

- Sprenkel, Peter* 2000: ‚Nach Canossa gehen wir nicht!‘ Kulturkampfmotive in Fontanes Cécile. In: *Hanna Delf von Wolzogen* (Hg.): Theodor Fontane - am Ende des Jahrhunderts. Würzburg: Königshausen & Neumann, S.61-72.
- Staël-Holstein, Anne Louise Germaine de* 1813: Über die Ursachen des Selbstmords. Aus: Betrachtungen über den Selbstmord. Stralsund. In: *Roger Willemsen* (Hg.) 1989: Der Selbstmord in Berichten, Briefen, Manifesten, Dokumenten und literarischen Texten. München: dtv, S.152-159.
- Stafford, Mark C.* und *Jack P. Gibbs* 1988: Change in the relation between martial integration and suicide rates. *Social Forces* 66, S.1060-1079.
- Storch, Dietmar* 1981: Theodor Fontane, Hannover und Niedersachsen. Hildesheim: August Lax.
- Streiter-Buscher, Heide* 1972: Die Konzeption von Nebenfiguren bei Fontane. *Fontane-Blätter* Heft 6 (14), S.407-424.
- Strube, Werner* 2009: Die Grenzen der Literatur oder Definitionen des Literaturbegriffs. In: *Fotis Jannidis, Gerhard Lauer* und *Simone Winko* (Hg.): Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin: Walter de Gruyter, S.45-77.
- Thienel, Manfred* 1995: Personelle und örtliche Bezüge zu Fontanes Cécile. *Fontane-Blätter* Heft 59, S.123-125.
- Thomé, Horst* 1993: Autonomes Ich und >Inneres Ausland<. Studien über Realismus, Tiefenpsychologie und Psychiatrie in deutschen Erzähltexten. Tübingen: Max Niemayer.
- Tramitz, Angelika* 1999: Nach dem Zapfenstreich. Anmerkungen zur Sexualität des Offiziers. In: *Ursula Brey Mayer, Bernd Ulrich, Karin Wieland* (Hg.): Willensmenschen. Über deutsche Offiziere. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch.
- Ullrich, Volker* 1997: Die nervöse Großmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs 1871 – 1918. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuchverlag.
- Walton, Kendall* 1990: Mimesis as Make-Believe. On the Foundations of the Representational Arts. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Wandrey, Conrad* 1919: Theodor Fontane. München: C.H. Beck.
- Weber, Dietrich* 1975: Theorie der analytischen Erzählung. München: C.H. Beck.
- Weber, Lilo* 1996: ‚Fliegen und Zittern‘: Hysterie in Texten von Theodor Fontane, Hedwig Dohm, Gabriele Reuter und Minna Kautsky. Bielefeld: Aisthesis.
- Winko, Simone* 2009: Einleitung. In: *Fotis Jannidis, Gerhard Lauer* und *Simone Winko* (Hg.): Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin: Walter de Gruyter, S.41-44.
- Zipfel, Frank* 2001: Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft. Berlin: Erich Schmidt.

Lebenslauf

Stephan Thiel, geb. am 1.8.1979 in Augsburg

Bis 2011

Universität zu Köln

Promotion

2001 – 2005

Universität zu Köln

Magister Artium (MA)

Soziologie, Psychologie und deutsche Philologie

1998 – 2001

Universität Augsburg

Soziologie, Psychologie, Kommunikations-

wissenschaft und vergleichende Literaturwissenschaft

1989 – 1998

Wernher-von-Braun-Gymnasium Friedberg

Abitur